Lisa Jackson

MERCY

Die Stunde der Rache ist nah

THRILLER

Aus dem Amerikanischen von Kristina Lake-Zapp

Prolog

Culver City, ein Vorort von Los Angeles, zwölf Jahre zuvor

»Dann kommst du also heute Abend nicht nach Hause - ist es das, was du sagen willst?« Jennifer Bentz saß auf der Bettkante, den Telefonhörer ans Ohr gepresst, und versuchte, die altbekannte, mit Schuldgefühlen behaftete Schlinge der Monogamie zu ignorieren, die sich zuzog und ihr die Luft abschnürte, selbst wenn sie schon ein wenig verschlissen war. »Vermutlich nicht.«

Ihr Ex, der nie ein Mann der großen Worte gewesen

war, schien sich nicht näher äußern zu wollen. Nicht, dass sie ihm einen Vorwurf daraus machte. Auch wenn ihre Beziehung manchmal voller Leidenschaft war, so war sie zugleich doch auf dünnem Eis gebaut. Und sie, dachte Jennifer, war immer »die Böse«, »die Ehebrecherin«. Selbst jetzt stieg ihr in dem zu warmen Schlafzimmer der Geruch nach Sex in die Nase und erinnerte sie an ihre jüngste Eskapade. Zwei halbvolle Martini-Gläser standen neben einem beschlagenen Cocktailshaker auf dem Nachttisch - Beweis dafür, dass sie nicht allein gewesen war. »Wann kommst du dann?«, fragte sie. »Wann lässt du dich mal wieder blicken?«

»Morgen. Vielleicht.« Rick telefonierte per Handy vom Streifenwagen aus. Im Hintergrund hörte sie Verkehrsgeräusche. Sie wusste, dass Ricks Partner am Steuer saß und zumindest eine Seite dieser gestelzten Unterhaltung mit anhörte, weshalb ihr Ex so ausweichend und verschlossen war.

Großartig.

Sie versuchte es erneut. Senkte die Stimme. »Würde es etwas bringen, wenn ich sage, dass ich dich vermisse?« Keine Antwort. Natürlich nicht. Gott, wie sie das hasste! Die um Mitleid heischende, quengelnde Frau zu geben, die darum bettelt, dass er

zu ihr kommt. Das war einfach nicht ihr Stil. Absolut nicht. Für gewöhnlich waren es die Männer, die bettelten, was ihr durchaus gefiel. Irgendwo ganz hinten in ihrem Bewusstsein vernahm sie ein leises Klicken. »RJ?«

»Ich hab dich gehört.«

Ihre Wangen brannten. Sie blickte auf die zerwühlten Decken und ließ sich in ein Knäuel pastellfarbener Baumwollbettwäsche am Fußende des Bettes fallen. *O Gott. Er weiß es.* Der metallische Geschmack des Betrugs lag auf ihren Lippen, doch sie musste das Spiel weiterspielen, die Unschuldige mimen. Gewiss würde er nicht vermuten, dass sie mit einem anderen Mann zusammen gewesen war, nicht so unmittelbar nach dem letzten Mal. Das hatte sogar sie selbst überrascht. Möglicherweise bluffte er nur. Und trotzdem ... Sie schauderte, als sie sich seinen Zorn vorstellte, dann spielte sie ihre Trumpfkarte aus. »Kristi wird sich wundern, warum du nicht zu Hause bist. Sie hat schon angefangen, Fragen zu stellen.«

»Und was erzählst du ihr? Die Wahrheit?« *Dass ihre Mutter die Beine nicht geschlossen halten kann?* Er sprach die Worte nicht aus, aber seine Verachtung hing deutlich spürbar zwischen ihnen. Zum Teufel, sie hasste das. Wäre es nicht um ihre

Tochter gegangen, ihrer beider Tochter ... »Ich bin mir nicht sicher, wie lange die Observierung dauert.«

Eine bequeme Ausrede. Langsam, aber sicher begann ihr Blut zu kochen. »Du und ich wissen beide, dass das Department seine Detectives nicht rund um die Uhr einsetzt.«

»Du und ich wissen eine ganze Menge.« Sie sah ihn vor sich, wie er in der Schlafzimmertür gestanden hatte, das Gesicht in stummer Anklage verzerrt: Sie hatte in ihrem gemeinsamen Ehebett gelegen, schweißbedeckt, nackt, in den Armen eines anderen Mannes, desselben Mannes, mit dem sie schon früher eine Affäre gehabt hatte. Kristis leiblicher Vater. Rick hatte seine Pistole aus dem Schulterholster gezogen, und einen kurzen Augenblick hatte Jennifer echte Angst verspürt. Eiskaltes Entsetzen.

»Raus«, hatte er befohlen und sie beide mit tödlicher Ruhe angeblickt. »Raus aus meinem Haus, verdammt noch mal, und lasst euch nicht mehr hier blicken. Das gilt für euch beide.«

Dann hatte er sich umgedreht, war die Treppe hinuntergestiegen und türenschlagend aus dem Haus geeilt. Sein Zorn war echt gewesen. Greifbar. Jennifer war mit dem Leben davongekommen, doch sie war nicht gegangen. Hatte es nicht über sich

gebracht.

Und Rick war nicht zurückgekommen. Sie hatten nicht mal mehr gestritten. Er war einfach fort. Hatte sich geweigert, ihre Anrufe entgegenzunehmen. Bis heute. Doch da war es schon zu spät gewesen. Sie hatte sich wieder mit ihrem Geliebten getroffen. Eher aus Rache denn aus Lust. Scheiß drauf. Niemand würde ihr vorschreiben, wie sie zu leben hatte, nicht mal der verdammte Superbulle Rick Bentz, also hatte sie sich wieder mit dem Mann eingelassen, mit dem sie durch Kristi für immer verbunden war. *Schlampe! Hure!*

Die Worte waren ihre eigenen. Sie schloss die Augen und ließ den Kopf hängen, fühlte sich verloren. Verwirrt. Sie hatte nie vorgehabt, Rick zu betrügen. Nie. Doch sie war schwach gewesen und die Versuchung groß. Sie schüttelte den Kopf und fühlte sich verderbt bis auf den Grund ihrer Seele. Wen wollte sie so unbedingt bestrafen? Ihn? Oder sich selbst? Hatte nicht einer ihrer Psychotherapeuten behauptet, sie sei der Ansicht, ihn nicht zu verdienen? Sie neige zur Selbstzerstörung?

Was für ein Müll. »Ich weiß einfach nicht, was du willst«, flüsterte sie matt.

»Ich auch nicht. Inzwischen nicht mehr.« Sie sah,

dass sich in einem der Gläser noch ein Rest Martini befand, und stürzte ihn hinunter. Die Schlinge zog sich enger zu, obwohl der Knoten doch eigentlich gelöst war. Warum konnte nicht alles ganz leicht mit ihm sein? Warum konnte sie nicht treu sein? »Ich versuche es, Rick«, flüsterte sie mit zusammengebissenen Zähnen. Eine Lüge. Sie versuchte es zwar wirklich, aber vergebens. Sie meinte, von unten gedämpfte Schritte zu vernehmen, und horchte auf, auch wenn es sich vermutlich nur um den Widerhall im Telefon handelte. Vielleicht kam das Geräusch auch von draußen. Hatte sie nicht ein Fenster geöffnet? »Du versuchst es«, schnaubte Rick. »Und was genau versuchst du?«

Da hatte sie's. Er wusste es. Vermutlich ließ er sie beschatten, das Haus überwachen. Oder noch schlimmer: Er parkte mit einem Wagen, den sie nicht kannte, in ihrer Straße und hatte das Haus persönlich beobachtet. Sie blickte hinauf zur Decke, auf die Lampe, den Rauchmelder, den sich langsam drehenden Ventilator, der die heiße Luft verwirbelte. Waren hier drinnen etwa kleine Kameras versteckt? Hatte er ihr jüngstes Rendezvous gefilmt? War Zeuge geworden, wie sie sich stöhnend auf dem Bett gewälzt hatte, das sie mit ihm geteilt hatte? Hatte er

mitverfolgt, wie sie das Kommando übernahm und mit der Zunge über den Bauch ihres Geliebten und tiefer gefahren war? Gesehen, wie sie lachte, ihn scharf machte und verführte? Mein Gott, wie schrecklich das war.

Sie schloss die Augen. Gedemütigt. »Du kranker Scheißkerl. Ich hasse dich.« Ihr Zorn wurde größer.

»Ich weiß. Ich hätte nur nicht gedacht, dass du das zugeben würdest. Geh, Jennifer. Es ist vorbei.«

»Wenn du vielleicht mal damit aufhören könntest, ständig irgendwelche Kriminellen zu verhaften und den Superhelden zu spielen, wenn du deiner Frau und deinem Kind auch nur ein kleines bisschen Aufmerksamkeit schenken würdest, würde das jetzt nicht passieren.«

»Du bist nicht meine Frau.« *Klick.* Er legte auf.

»Mistkerl!« Sie schleuderte den Hörer aufs Bett. Ihr Kopf begann zu pochen. Du hast das angerichtet, Jennifer. Du ganz allein. Du wusstest, dass du erwischt werden würdest, und trotzdem hast du alles, was dir lieb und teuer ist, mit Füßen getreten - Kristi und eine zweite Chance mit deinem Ex-Mann mit eingeschlossen, nur weil du verrückt bist nach Sex! Du hast dich einfach nicht im Griff. Sie fühlte, wie eine Träne ihre Wange hinabrollte, und wischte sie

unwirsch fort. Jetzt war nicht die Zeit für Tränen oder Selbstmitleid.

Sie hatte sich gesagt, dass eine Versöhnung mit Rick unmöglich war, trotzdem war sie bei ihm geblieben, wohlwissend, einen riesigen Fehler zu machen. Genau wie damals, als sie »Ja, ich will« gesagt hatte.

»Dummkopf!«, fluchte sie leise vor sich hin und ging ins Badezimmer, wo sie ihr Spiegelbild über dem Waschbecken betrachtete.

»Nicht gerade sehenswert«, sagte sie und spritzte sich Wasser ins Gesicht. Doch das stimmte nicht. Jennifer war hübsch. Mit Anfang dreißig fiel ihr das volle mahagonifarbene Haar immer noch in Wellen über die Schultern, ihre Haut war nach wie vor glatt, die Lippen üppig, die Augen von einem schillernden Grün, das die Männer zu faszinieren schien. Die falschen Männer, ermahnte sie sich. Männer, die tabu für sie waren. Doch sie liebte ihre Aufmerksamkeit. Verzehrte sich danach.

Sie öffnete das Medizinschränkchen, nahm das Röhrchen mit Valium heraus und schluckte zwei Tabletten, nur um ein wenig zur Ruhe zu kommen und die sich ankündigende Migräne zu verdrängen. Kristi würde nach dem Schwimmen eine Freundin

besuchen und Rick Gott weiß wie lange nicht nach Hause kommen, so dass Jennifer das Haus und den Rest des Abends für sich hatte. Sie würde nicht gehen. Noch nicht.

Wusch.

Ein merkwürdiges Geräusch drang von unten die Treppe herauf. Ein Luftzug? Eine sich öffnende Tür? Ein angelehntes Fenster?

Was zum Teufel ging da vor? Sie zögerte, horchte, war auf der Hut. Die Härchen auf ihren Armen stellten sich auf. Was, wenn Rick in der Nähe war?

Was, wenn er am Telefon gelogen hatte und eigentlich auf dem Heimweg gewesen war, wie vor ein paar Tagen? Dieser Mistkerl hielt sie womöglich zum Narren. Die »Observierung« konnte genauso gut ein Vorwand sein. Oder wenn er sich wirklich die Nacht damit um die Ohren schlug, jemanden zu beobachten, dann war dieser Jemand vielleicht sie, seine eigene Frau.

Ex-Frau. Jennifer Bentz starrte ihr Spiegelbild an und betrachtete finster die feinen Linien zwischen ihren Augenbrauen. Wann waren diese Fältchen aufgetaucht? Letztes Jahr? Früher? Oder erst vergangene Woche? Schwer zu sagen.

Doch da waren sie und erinnerten sie nur allzu

deutlich daran, dass sie nicht jünger wurde.

So viele Männer hatten sie begehrt - wie hatte es bloß dazu kommen können, dass sie als verheiratete, dann geschiedene Frau eines Cops in seinem durch und durch gewöhnlichen Mittelklassehaus gelandet war? Ihr Bemühen, wieder zueinanderzufinden, hatte nicht lange angedauert, und jetzt ... Nun, sie war sich ziemlich sicher, dass es diesmal endgültig aus war.

Weil sie einem Mann einfach nicht treu sein konnte. Selbst einem Mann nicht, den sie liebte.

Mein Gott, was sollte sie nur tun? Sie hatte schon daran gedacht, sich das Leben zu nehmen. Mehr als einmal. Und sie hatte ihrer Tochter bereits einen Brief geschrieben, den diese nach ihrem Tod öffnen sollte.

Liebe Kristi,

es tut mir so leid, mein Liebes. Du musst mir glauben, wenn ich Dir sage, dass ich Dich mehr liebe als mein Leben. Doch ich habe mich wieder mit dem Mann eingelassen, der Dein leiblicher Vater ist, und ich fürchte, das wird Rick das Herz brechen.

Und blablabla ...

Was für ein melodramatischer Mist.

Wieder meinte sie, etwas gehört zu haben ... das Geräusch von Schritten im Erdgeschoss.

Sie wollte schon rufen, doch sie hielt sich zurück und tappte leise zum oberen Treppenabsatz, wo sie sich am Geländer festhielt und horchte. Außer dem gleichmäßigen Surren des Deckenventilators im Schlafzimmer vernahm sie noch ein anderes Geräusch, ein leises Knacken. Ihre Haut kribbelte. Sie wagte kaum zu atmen. Das Herz schlug ihr bis zum Hals.

Das ist nur deine Einbildung - das Schuldgefühl, das an dir nagt.

Oder die Katze des Nachbarn. Das ist es: das zottelige Vieh, das immer die Mülltonnen durchstöbert oder in der Garage Mäuse jagt.

Mit festen Schritten eilte sie zum Schlafzimmerfenster und spähte durch die Scheibe, doch sie sah nichts als einen ganz gewöhnlichen trüben Tag in Südkalifornien, der Himmel grau und verhangen. Sogar die Sonne, eine rötliche Scheibe, die tief über den sich meilenweit erstreckenden Dächern hing, sah aus wie vom Smog verzerrt.

Heute wehte kein Lüftchen vom Meer her, nichts, was irgendein Geräusch hätte verursachen können.

Keine Katze, die durch das trockene Gebüsch schlich, kein Radfahrer auf der Straße. Nicht mal ein Auto fuhr vorbei.

Es ist nichts.

Nur deine Nerven.

Beruhige dich.

Sie schüttete die Reste aus dem Shaker in ihr Glas, nahm einen Schluck und ging ins Badezimmer. Schon in der Tür blickte ihr ihr Spiegelbild entgegen, und wieder verspürte sie ein stechendes Schuldgefühl.

»Wohl bekomm's«, flüsterte sie ihrem Konterfei zu und hob das Glas an die Lippen. Sie schauderte. So hatte sie sich ihr Leben nicht vorgestellt. Sie dachte an ihre Tochter. »Du dämliche, blöde Schlampe!« Die Frau im Spiegel schien sie auszulachen. Zu verhöhnen. Ohne nachzudenken, schleuderte Jennifer ihren Drink auf das grinsende Spiegelbild. Das Glas prallte dagegen und zerbrach. Langsam barst der Spiegel, ein Spinnennetz aus Rissen kroch über das zersplitternde Glas. Scherben fielen ins Waschbecken.

»Mein Gott!« *Was zur Hölle hast du getan?* Sie versuchte, eins der größeren Stücke aufzuheben, und schnitt sich in den Finger. Blut tropfte über ihre Hand

und ins Waschbecken. Schnell holte sie ein einzelnes unverpacktes Pflaster aus dem Medizinschränkchen. Ihre Finger wollten ihr nicht recht gehorchen, doch schließlich schaffte sie es, die Schutzfolie abzureißen und das Pflaster um ihren Zeigefinger zu wickeln. Das Blut hörte nicht auf zu fließen. »Verdammt«, murmelte sie und erblickte flüchtig ihr Gesicht in den Überresten des Spiegels.

»Sieben Jahre Pech«, flüsterte sie, genau wie damals Großmutter Nichols, als Jennifer im Alter von drei Jahren deren Lieblingsspiegel zerbrochen hatte. »Auf dir lastet ein Fluch, bis du zehn bist, Jenny, und wer weiß, wie lange er noch anhält!« Oma, die eigentlich sehr lieb war, hatte ausgesehen wie ein Monster mit ihren gelben Zähnen und den blutleeren Lippen, die sich voller Entrüstung kräuselten.

Wie recht die alte Frau doch hatte! Das Pech schien sie tatsächlich zu verfolgen, bis heute.

Jennifer betrachtete sich in den verbliebenen Spiegelscherben und stellte sich vor, wie sie als alte Frau sein mochte - als einsame alte Frau.

Was für ein Tag, dachte sie benommen und wandte sich zur Treppe, um Besen und Kehrblech zu holen. Das Valium zeigte seine Wirkung, auf dem Treppenabsatz wäre sie beinahe gestolpert. Sie fing

sich und ging die Stufen hinunter in Richtung Hauswirtschaftsraum. Die Außentür stand offen. *Wie war das möglich?*

Sie hatte sie nicht offen gelassen, da war sie sich sicher. Und als ihr Liebhaber gegangen war, hatte er den Weg durch die Garage genommen. Also ...? Hatte Kristi die Tür auf dem Weg zur Schule nicht richtig zugezogen? Das verdammte Ding ließ sich nur schwer schließen, aber ... Jennifer spürte, wie ihr die Angst das Rückgrat hinunterkroch. Hatte sie nicht vorhin hier unten jemanden gehört? Oder war das nur die Wirkung des Gins? Sie fühlte sich leicht benebelt, ihr Kopf war schwer ... Sie lehnte sich gegen die Arbeitsplatte und lauschte angestrengt, versuchte, sich zu erinnern. Gütiger Gott, sie war ganz schön daneben. Wieder in der Küche, schenkte sie sich ein Glas Wasser ein und nahm einen Hauch von Zigarettenrauch in der Luft wahr. Ohne Zweifel von ihrem Ex-Mann. Wie oft hatte sie ihn schon gebeten, diese schlechte Angewohnheit abzulegen und draußen zu rauchen? Weit weg vom Haus, nicht auf der Veranda, wo der verdammte Tabakgeruch durch die Fliegengittertür waberte. *Doch Rick war seit zwei Tagen nicht mehr hier gewesen ...* Sie erstarrte, ihr Blick wanderte hinauf zur Decke. Nichts

... und dann ... Oben knarrte eine Diele. Glas knirschte. O *Gott, nein*.

Diesmal gab es keinen Zweifel. Diesmal war sie sich sicher. Jemand war im Haus.

Jemand, der nicht wollte, dass sie seine Anwesenheit bemerkte. Jemand, der ihr etwas antun wollte. Wieder stieg ihr Zigarettenrauch in die Nase. Mein Gott, das war nicht Rick.

Auf leisen Sohlen schlich sie zum Küchentresen, auf dem der Messerblock stand, und zog vorsichtig ein Messer mit einer langen Klinge heraus. Sie musste an all die Fälle denken, die ihr Mann gelöst hatte, an all die Kriminellen, die Rick und seine Familie bei ihrer Festnahme oder Verurteilung mit Hass überschüttet hatten. Viele von ihnen hatten geschworen, es Detective Bentz auf so schmerzhafte Weise heimzuzahlen wie nur möglich.

Er hatte ihr nie davon erzählt, doch sie hatte es von seinen Kollegen erfahren, die bereitwillig die vielfältigen Racheschwüre der Verbrecher wiederholt hatten. Und jetzt war jemand im Haus. Ihre Kehle wurde staubtrocken.

Mit angehaltenem Atem schlich sie in die Garage und wäre beinahe über die einzelne Stufe gestolpert, als sie feststellte, dass das Garagentor sperrangelweit

offen stand: eine unmissverständliche Einladung, die der Eindringling offenbar angenommen hatte. Ohne weiter zu überlegen, glitt sie hinters Steuer. Die Schlüssel steckten.

Sie ließ den Motor an, legte den Rückwärtsgang ein und trat aufs Gas. Der Van schoss auf die Auffahrt, wobei er um ein Haar das elende Katzenvieh der Nachbarn überrollt hätte und nur knapp den Briefkasten verfehlte. Jennifer stellte die Automatik auf D und blickte zum Schlafzimmerfenster hinauf. Ihr blieb das Herz stehen.

Eine dunkle Gestalt stand hinter der Fensterscheibe, ein Schatten mit einem grausam verzerrten Lächeln im Gesicht.

»Verdammt!«

Das Licht fiel auf die Blendläden, und die Gestalt verschwand - möglicherweise nichts als eine Ausgeburt ihrer Fantasie. Oder?

Sie wartete nicht ab, um das in Erfahrung zu bringen, sondern drückte das Gaspedal durch und raste über den Asphalt, gerade als sich der alte Mr. Van Pelt dazu entschloss, seinen uralten Panzer von Buick rückwärts auf die Straße zu setzen. Jennifer stieg auf die Bremse, schlitterte mit quietschenden Reifen an ihrem erschrockenen Nachbarn vorbei und

gab wieder Vollgas.

»Es war niemand am Fenster. Das weißt du«, versuchte sie sich zu überzeugen. »Niemand war da.« Eine Hand am Lenkrad, tastete sie auf dem Beifahrersitz nach ihrer Handtasche und ihrem Handy, die, wie ihr jetzt einfiel, oben im Schlafzimmer lagen, wo sie die dunkle Gestalt entdeckt hatte.

»Nur deine Fantasie«, wiederholte sie wieder und wieder, während sie die Trabantenstadt hinter sich ließ, auf die Hauptverkehrsstraße auffuhr und mit dem dichten Verkehr verschmolz. Ihr Herz raste, ihr Kopf hämmerte. Das Blut, das immer noch unter dem Pflaster hervorquoll, verschmierte das Lenkrad. In regelmäßigen Abständen blickte sie in den Rückspiegel, um zu prüfen, ob ihr ein Fahrzeug folgte, ob ein Wagen aus dieser Blechlawine ausscherte und hinter ihr herjagte.

Metall glitzerte im Sonnenlicht, und sie verfluchte sich, weil sie ihre Sonnenbrille nicht mitgenommen hatte. Sie bemerkte nichts Ungewöhnliches, nur jede Menge Autos, die nach Osten fuhren: silberne, weiße, schwarze Limousinen und Sportwagen, Laster, Geländewagen ... Zumindest nahm sie an, dass sie nach Osten fuhr. Sie war sich nicht sicher. Sie hatte

nicht auf die Richtung geachtet. Langsam begann sie, sich zu entspannen. Kein potenzieller Verfolger in Sicht. Wenn überhaupt jemand hinter ihr her war. Nur ein ganz gewöhnlicher Tag in Südkalifornien. Sie entdeckte einen dunkelblauen SUV, der sich mit hoher Geschwindigkeit von hinten näherte, und ihr Herz machte einen Satz. Doch der dunkelblaue SUV zog an ihr vorbei, gefolgt von einem weißen BMW.

Sie stellte das Radio an und versuchte, sich zu beruhigen, doch sie schwitzte. Ihr Finger blutete immer noch. Meile um Meile fuhr sie, ohne dass etwas passierte, und schließlich atmete sie auf ... entspannte sich wirklich. Sie kam ein wenig von der Spur ab und hätte beinahe einen Typen gestreift, der auf die Hupe drückte und ihr den Mittelfinger zeigte.

»Jaja, du mich auch«, sagte sie, doch ihr wurde klar, dass sie besser nicht fahren sollte, nicht in ihrem Zustand und bei diesem Verkehr. Bei der nächsten Ausfahrt bog sie ab ... Gütiger Himmel, wo war sie? Auf dem Land? Die Gegend mit ihren verstreut stehenden Häusern und den ausgedehnten Wald- und Ackerflächen kannte sie nicht. Sie war irgendwo in der Pampa, und das Valium zeigte seine volle Wirkung. Sie blinzelte gegen die Sonne, dann blickte sie in den Seitenspiegel und sah einen weiteren gro-

ßen dunkelblauen SUV, der sich ihr mit hoher Geschwindigkeit näherte. Derselbe wie vorhin? Nein! Das konnte nicht sein.

Sie gähnte. Der Ford Explorer hinter ihr fiel zurück und folgte ihr in einigem Abstand die zweispurige Straße hinauf, die in die Hügel führte. Es war Zeit, umzukehren. Sie war so verdammt müde.

Die Straße vor ihr verschwamm. Sie blinzelte. Ihre Augenlider waren schwer. Sie würde anhalten und eine Pause machen müssen, versuchen, den Kopf frei zu bekommen, einen Kaffee trinken ...

Vielleicht war gar niemand im Haus gewesen. Vielleicht hatte ihr ihre Fantasie einen Streich gespielt, hatte sie sich alles nur eingebildet, aufgewühlt, wie sie in den letzten Tagen gewesen war, und voller Schuldgefühle ... Ihre Gedanken überschlugen sich.

Sie sah die Kurve und trat auf die Bremse. In dem Moment bemerkte sie, dass der dunkelblaue Explorer direkt an ihrer Stoßstange klebte.

»Fahr schon vorbei, du Idiot«, sagte sie verwirrt, die Augen auf den Rückspiegel gerichtet. Die Fenster des Ford waren dunkel getönt, doch sie konnte einen Blick auf den Fahrer werfen. O Gott.

Der Fahrer blickte sie direkt an. Sie unterdrückte

einen Schrei. Es war dieselbe Person, die sie oben an ihrem Schlafzimmerfenster gesehen hatte.

Vor Angst wie von Sinnen, trat sie aufs Gas. Wer zur Hölle war das? Und warum folgte ihr diese Person? Die Kurve kam, und sie riss das Lenkrad herum in der Hoffnung, den SUV abzuschütteln, doch ihre Wahrnehmung war getrübt, und eins der Räder kam von der Fahrbahn ab auf den gekiesten Randstreifen. Sie klammerte sich ans Lenkrad, versuchte, den Wagen zurück auf die Straße zu bringen, doch der Van geriet ins Schleudern. Brach aus.

Geriet außer Kontrolle.

Der Van schwankte. Rutschte. Und dann begann er zu rollen.

Wie in Zeitlupe begriff Jennifer, dass sie sterben, schlimmer noch: dass sie Opfer eines Mordanschlags werden würde. Vermutlich arrangiert von ihrem verfluchten Ex-Mann, Rick Bentz.

1

»Sprechen Sie mich in sechs Wochen noch einmal darauf an.« Melinda Jaskiels Stimme klang fest. Unmissverständlich.

Rick Bentz stand auf der Veranda hinter dem Haus, das Gewicht auf das gesunde Bein verlagert. In der Gluthitze des *bayou,* wie das Sumpfland um New Orleans genannt wurde, blieb ihm fast das Handy am Ohr kleben. Sein Boss würde nicht nachgeben, so viel stand fest. Schweiß tropfte ihm von der Nase. Er schwankte. Die dicke Gummispitze seiner Krücke hatte sich zwischen zwei großen Steinplatten verkantet. Sein Rücken schmerzte, und das Gehen war eine Strapaze, aber das würde er nicht zugeben - vor keiner Menschenseele und schon gar nicht vor Jaskiel. Als Leiterin des Morddezernats beim New Orleans Police Department, kurz NOPD, lag es an ihr, ihn wieder in den aktiven Dienst zu versetzen. Oder auch nicht. Wieder einmal hielt Melinda Jaskiel sein Schicksal - soweit es seine Karriere betraf - in der Hand. Und wieder einmal verlegte er sich aufs Betteln. »Ich muss arbeiten.« Mein Gott, er hasste die Verzweiflung in seiner Stimme.

»Sie müssen erst wieder hundertprozentig auf dem Damm sein, vielleicht sogar hundertzehnprozentig, bevor Sie zurück an die Arbeit können.«

Sein Kiefer verspannte sich. Die intensive Sonne Louisianas brannte ihm in den Nacken, und aus dem bewaldeten Sumpfland, welches das versteckt

liegende Cottage umgab, stieg ein feiner Nebel auf. Jaskiel hatte ihm einen Job angeboten, als niemand anderes mehr etwas mit ihm zu tun haben wollte angesichts des Chaos, das er in L.A. hinterlassen hatte. Und jetzt ließ sie ihn abblitzen. Er hörte sie leise murmeln, und für den Bruchteil einer Sekunde dachte er, sie würde es sich noch einmal überlegen. »Hören Sie, Rick, ich sehe Sie nicht hinter einem Schreibtisch, wo Sie von acht bis fünf Papiere hin und her schieben.«

»Ich bin mehrere Monate in Physiotherapie gewesen und mittlerweile so fit wie vorher.«

»Fit genug, um einen Verdächtigen festzusetzen? Ihn niederzuringen? Eine Tür aufzubrechen? In Deckung zu gehen, über den Boden zu rollen, die Waffe zu ziehen und Ihrem Partner Feuerschutz zu geben?«

»Das ist doch nichts als Unfug aus dem Fernsehen.«

»Tatsächlich?« Jaskiel klang skeptisch. »Ich hatte den Eindruck, genau dieser Unfug aus dem Fernsehen hat Sie ins Krankenhaus gebracht.« Sie kannte ihn nur zu gut. »Sie wissen, was Sache ist. Bringen Sie mir ein Schreiben vom Arzt, und wir reden über Ihre Rückkehr in den Dienst. *Reden*. Ich verspreche nichts. Sie wissen, dass der Ruhestand

keine schlechte Idee ist.«

Er schnaubte. »Meine Güte, Melinda! Ich habe langsam den Eindruck, Sie versuchen, mich loszuwerden!«

»Sie sind noch immer in Behandlung, und Sie waren wirklich schwer verletzt. Ende der Diskussion. Wir reden später weiter.« Sie legte auf.

»Verdammt!« Rick Bentz schleuderte seine Krücke über die Veranda, wo sie mit einem lauten Klappern über die Steinplatten rutschte und eine Spottdrossel aus dem Magnolienbaum aufscheuchte. »Verdammt, verdammt, verdammt!« Seine Finger schlossen sich um das Handy, und einen Augenblick lang erwog er, es in den Sumpf zu werfen, doch er ließ es bleiben, um keine Erklärungen abgeben zu müssen. Bislang zweifelte das Department schließlich nur an seiner physischen Verfassung. Er wollte nicht, dass sie Einblick in sein Inneres bekamen.

Keine Seelenklempner. Keine Nabelschau. Kein Herzausschütten. Nein danke.

Es fiel ihm schwer, ohne Krücke zu stehen, sein Gleichgewichtssinn war nach wie vor beeinträchtigt, ganz gleich, was er Jaskiel erzählt hatte. Und manchmal schmerzte sein Bein wie die Hölle. Er wusste, dass er vom aktiven Dienst weit entfernt war,

aber er würde noch wahnsinnig werden, wenn er länger zu Hause blieb. Sogar seine Beziehung zu Olivia, seiner Frau, begann darunter zu leiden. Ihre biologische Uhr tickte wie verrückt, und sie setzte ihn mit ihrem Kinderwunsch unter Druck. Seine eigene Tochter, Kristi, war schon über zwanzig. Er war sich nicht sicher, ob er noch einmal von vorn anfangen wollte. Nein, er musste raus aus dem Haus und zurück an die Arbeit. Seit dem Unfall waren fast drei Monate vergangen, und er konnte keine Sekunde länger herumsitzen. »Also tu was«, befahl er sich selbst.

Er biss die Zähne zusammen und machte einen Schritt ohne seine Krücke.

Erst ein Fuß, dann der andere.

Nicht dieses verweichlichte Ein-Fuß-nach-vorne mit der Krücke und dann den anderen nachziehen. Auf keinen Fall. Er würde Schritt für Schritt über diese verdammte Veranda gehen, und wenn es ihn umbrächte. Er würde es ihnen zeigen. In einem Monat würde er über diese dämlichen Steine rennen. Eine Krähe hockte auf einem der Dachgiebel, ihr lautes Krächzen schallte durch die Buscheichen und Kiefern. Bentz bemerkte es kaum. Ein dritter Schritt. Dann der vierte.

Er schwitzte. Konzentrierte sich. Die Hitze war drückend, die Sonne brannte vom Himmel, der dumpfige Geruch des *bayou* stieg ihm in die Nase. Die Krähe krächzte höhnisch weiter. Lästiges Vieh.

Ein weiterer Schritt, und Bentz hob den Blick von den unebenen Steinplatten hin zu der Bank, seinem Ziel. Er überquerte die Veranda auf seinen eigenen Füßen. Als wäre er nie verletzt worden. Als wäre er nicht um ein Haar ums Leben gekommen.

Als wäre er nicht gezwungen worden, über eine vorzeitige Pensionierung nachzudenken.

Wieder machte er einen Schritt nach vorn, selbstbewusster. Und dann spürte er es.

Die kalte Gewissheit, beobachtet zu werden. Mit mulmigem Gefühl blickte er über die Schulter. Trockenes, welkes Laub, das an diesem windstillen Tag raschelte. Die Krähe war verschwunden, das zeternde Gekrächze verstummt.

Licht zuckte durch die Zweige. Etwas bewegte sich im Dickicht gegenüber der Veranda. Ein Schatten huschte durchs Unterholz. *Gütiger Himmel.*

Instinktiv griff Bentz nach seinem Schulterholster und fuhr mit leerer Hand Richtung Bäume herum. Er hatte sein Schulterholster nicht angelegt. Nicht in seinem eigenen Haus.

Was zum Teufel war das?

Sonnenlicht fiel durch den filigranen Baldachin aus Nadeln und Blättern. Sein Herz schlug wie verrückt. Sein Mund wurde trocken.

Es war nur seine Fantasie.

Wieder einmal.

Oder?

Doch die Gänsehaut, die ihn überkam, belehrte ihn eines Besseren. Er spürte, wie sich jeder einzelne Muskel in seinem Körper anspannte.

Dummkopf! Du bist in deinem eigenen verdammten Garten!

Er wandte sich ein Stück weit um, um nachzusehen, ob es sich bei dem Eindringling um ein Opossum, ein Reh oder gar einen Alligator handelte, der vom Sumpf hier herauf gekrochen war, doch tief im Innern wusste er, dass es kein wildes Tier war, das sich bis zu seinem Haus verirrt hatte. Die Blätter hörten auf zu rascheln.

Mit zusammengekniffenen Augen starrte Bentz ins Dickicht hinein. Ohne Zweifel würde er sie sehen. Wieder einmal.

Er wurde nicht enttäuscht. In der flimmernden Hitze stand sie zwischen den bleichen Stämmen zweier Sumpfzypressen, gekleidet in dasselbe sexy schwarze

Kleid, und schenkte ihm ihr verführerisches Lächeln. *Jennifer.*

Seine erste Frau. Die Frau, der er ewige Liebe geschworen hatte.

Das Miststück, das ihn betrogen hatte ... so sinnlich und wunderschön, wie sie es all die Jahre über gewesen war. Der Duft nach Gardenien waberte durch die Luft. Er schluckte.

Ein Geist? Oder eine Frau aus Fleisch und Blut? Die Frau, Jennifers Doppelgängerin, stand im Wald und blickte ihn mit aufgerissenen, wissenden Augen und diesem aufreizenden Lächeln an ... Mein Gott, ihr Lächeln hatte ihm den Kopf verdreht.

Ihm blieb beinahe das Herz stehen. Eine unheimliche Kälte durchfuhr ihn.

»Jennifer?«, fragte er laut, obwohl er wusste, dass seine ExFrau schon lange tot war.

Sie zog eine Augenbraue hoch, und ihm wurde flau im Magen.

»Jen?« Bentz machte einen Schritt nach vorn, blieb mit dem Zeh an einer höher liegenden Steinplatte hängen und stürzte mit den Knien voran zu Boden. Sein Kinn schlug auf Stein und Mörtel, sein Kiefer knackte, und er schürfte sich die Haut auf.

Schmerz explodierte in seinem Gehirn. Die Krähe

krächzte, als würde sie ihn auslachen. Sein Handy schlitterte über die Verandaplatten.

»Verfluchter Mist!«, stieß er leise hervor. Für einen kurzen Augenblick blieb er reglos liegen und atmete ein paarmal ein und aus, wobei er sich einen gottverdammten Idioten schimpfte, einen Spinner, der Dinge sah, die gar nicht existierten. Schließlich bewegte er ein Bein, dann das andere und erwog im Geiste den Schaden, den er seinem bereits schmerzgepeinigten Körper zugefügt hatte. Vor gar nicht langer Zeit war er gelähmt gewesen, Resultat eines eher ungewöhnlichen Unfalls in einem Gewittersturm. Sein Rückenmark war verletzt worden, doch zum Glück nicht dauerhaft geschädigt. Langsam hatte er sich wieder erholt, und er hoffte, dass er sich durch den Sturz keine neuen Verletzungen an Rücken oder Beinen zugezogen hatte.

Schmerzerfüllt rollte er sich herum und rappelte sich auf die Knie, um von der Veranda auf die Stelle zu starren, an der er sie gesehen hatte.

Jennifer war natürlich verschwunden. Wie ein Gespenst in einem alten Cartoon.

Ohne auf den Schmerz zu achten, stützte er sich an der Bank ab, um auf die Füße zu kommen und das

Gleichgewicht zu halten, dann tappte er vorsichtig zum Ende der Veranda. Blinzelnd spähte er in den Wald, der an seinen Garten angrenzte, auf der Suche nach einem Beweis dafür, dass sie dort hinten gestanden und ihn herausfordernd angestarrt hatte. Ihn zum Narren gehalten hatte. Ihn glauben gemacht hatte, dass er langsam den Verstand verlor. Im Wald bewegte sich nichts. Keine Frau versteckte sich in den tiefen Schatten.

Kein plötzliches Absinken der Temperatur deutete darauf hin, dass er von einem Geist heimgesucht wurde. Außerdem war Jennifer tot. Begraben auf einem Friedhof in Kalifornien, so wahr er Rick Bentz hieß. Hatte er sie nicht selbst vor über zwölf Jahren identifiziert? Sie war bei dem Autounfall schrecklich zugerichtet worden und kaum zu erkennen gewesen, doch bei der Frau hinter dem Steuer hatte es sich eindeutig um seine schöne, durchtriebene erste Frau gehandelt.

Eine Wolke schob sich vor die Sonne. Hoch oben am Himmel waren Kondensstreifen zu erkennen, die die unendliche blaue Weite durchschnitten.

Warum war sie gerade jetzt zurückgekommen - zumindest in seiner Fantasie? Lag das am Koma? Er hatte zwei Wochen bewusstlos im Krankenhaus

gelegen und erinnerte sich an nichts aus dieser Zeit.

Als er schließlich aus dem Koma erwacht war, hatte er wie durch einen Schleier ihr Bild vor sich gesehen. Ein kalter Luftzug war über seine Haut gestrichen, und er hatte den schweren Duft ihres Parfüms wahrgenommen, den vertrauten Geruch nach Gardenien. Dann hatte er sie flüchtig in der Tür stehen sehen, das gedämpfte Licht des Flurs im Rücken. Sie hatte ihm einen Luftkuss zugehaucht und so echt gewirkt, als wäre sie tatsächlich noch am Leben. Was sie natürlich nicht war. Und trotzdem ...

Als er jetzt über den bewaldeten *bayou* blickte, wo die Schatten immer länger wurden und der dumpfige Geruch des träge fließenden Wassers von den Zypressen und Pappeln gefiltert wurde, kamen ihm im Nachhinein Zweifel an dem, was er bislang für eine unumstößliche Tatsache gehalten hatte - und er zweifelte an seinem Verstand. Konnte das an den Tabletten liegen, die er nach seinem Unfall genommen hatte, wie seine Tochter - *ihre* Tochter - behauptete? Oder wurde er schlicht und einfach verrückt? »Mist.« Er starrte ins Gehölz. Keine Jennifer. Natürlich nicht.

Jennifer existierte nur in seiner Fantasie, hervorgerufen vermutlich durch den fast zwei

Wochen andauernden Schwebezustand zwischen Leben und Tod. »Reiß dich zusammen«, sagte er zu sich selbst. Jetzt hätte er eine Zigarette gebrauchen können. Er hatte schon vor Jahren mit dem Rauchen aufgehört, doch in Stresssituationen ging nichts über den Kick des sich in seinen Lungen ausbreitenden Nikotins, um einen klaren Kopf zu bekommen und die richtigen Entscheidungen zu treffen. Ein Hund kläffte. Bentz hörte, wie sich mit einem Klacken die Hundetür öffnete, gefolgt vom Scharren winziger Pfoten, die mit hoher Geschwindigkeit über die Steinplatten sausten, und von schrillem Gejaule. Harry S., der Terrier seiner Frau Olivia, flitzte über die Veranda und jagte ein laut keckerndes Eichhörnchen den rauhen Stamm einer Kiefer hinauf. Harry S., der seinen Namen zu Ehren von Harry S. Truman, dem Lieblingspräsidenten von Olivias Großmutter, erhalten hatte, war außer sich. Er jaulte und bellte den Baumstamm an. Sein geflecktes Fell sträubte sich, als ihn das Eichhörnchen von einem sicheren Ast aus verspottete.

Bentz runzelte die Stirn. »Sei still, Harry!« Ihm stand jetzt nicht der Sinn nach Harrys Gekläffe, sein Kopf fing an zu pochen, und sein Stolz war durch den Sturz schwer angeknackst.

»Was zum Teufel machst du da?«, ertönte plötzlich Montoyas Stimme hinter ihm, und er wäre beinahe erneut ins Straucheln geraten.

»Ich gehe ohne meine verdammte Krücke, wonach sieht das denn sonst aus?«

»Es sieht aus, als wärst du auf die Fresse gefallen.« Bentz drehte sich um und sah seinen Partner durch das Gartentor an der Seite eintreten. Mit der nervtötenden Geschmeidigkeit eines Sumpfluchses kam Montoya über die Steinplatten auf ihn zu. Um die Schmach der eigenen Unbeweglichkeit noch zu steigern, ließ Olivias rauflustiger Kläffer von dem Eichhörnchen ab und umkreiste temporeich Montoyas Beine, so dass Bentz in aller Ruhe Staub und Stolz abklopfen konnte. Er versuchte, nicht zusammenzuzucken, doch seine Knie brannten heftig an den Stellen, wo er sich die Haut aufgeschürft hatte. Zweifelsohne bildeten sich bereits blaue Flecken. Er spürte, wie ihm warmes, klebriges Blut die Schienbeine hinunterlief.

»Ich hab dich vom Gartentor aus beobachtet. Hatte den Eindruck, du wolltest einen Kopfsprung auf die Steinplatten machen.«

»Sehr komisch.«

»Fand ich auch.«

Bentz war nicht in der Stimmung, sich von seinem neunmalklugen Partner auf den Arm nehmen zu lassen. Von seinem neunmalklugen *jüngeren* Partner. Montoya war nicht nur jünger und durchtrainierter als Bentz, mit seinen schwarzen, in der Nachmittagssonne glänzenden Haaren und der Spiegelbrille vor den Augen, die so durchdringend waren wie eh und je, scheute er sich auch nicht, seinen Partner daran zu erinnern.

Montoya ging nicht, er schritt mit raubtierhafter Eleganz. Sein Diamantstecker im Ohrläppchen funkelte. Zumindest trug er heute nicht seine unverkennbare schwarze Lederjacke, sondern bloß Jeans und ein weißes T-Shirt. Er sah so cool aus, dass Bentz am liebsten davongelaufen wäre.

Und er ging ihm höllisch auf die Nerven. »Ist Olivia bei der Arbeit?«

Bentz nickte. »Sollte in ein paar Stunden zurück sein.« Seine Frau arbeitete nach wie vor ein paar Tage die Woche im Third Eye, einem New-Age-Geschenkeladen in der Nähe des Jackson Square, der den Hurrikan Katrina überstanden hatte. Vor einiger Zeit hatte sie ihren Abschluss in Psychologie gemacht und überlegte, eine eigene Praxis zu eröffnen, aber sie hatte noch nicht den Absprung zur

Vollzeit geschafft. Bentz vermutete, dass sie das geschäftige Treiben im French Quarter vermisste.

Montoya entdeckte Bentz' Handy neben einem riesigen Keramiktopf mit wallenden rosa und weißen Petunien.

»Suchst du das hier?« Er klopfte den Staub von dem Mobiltelefon und reichte es seinem Partner. »Danke«, brummte Bentz und steckte es in die Tasche. »Schlechte Nachrichten?«, fragte Montoya, plötzlich sachlich.

»Jaskiel ist der Meinung, ich wäre noch nicht fit genug, um wieder zu arbeiten.«

»Das bist du auch nicht.«

Bentz verkniff sich eine scharfe Antwort. Eine Libelle schwirrte vorbei. Angesichts seines gegenwärtigen Zustandes war Widerspruch nicht angebracht. »Gibt es einen Grund dafür, dass du dich hier raus verirrt hast, oder wolltest du mir bloß den Tag verderben?«

»Etwas von beidem«, erwiderte Montoya. Seine Zähne blitzten weiß über dem schwarzen Kinnbart. »Ich bin wieder im Dienst. Zaroster ist mein -« er malte mit den Fingern Anführungszeichen in die Luft - »vorübergehender Partner.«

Lynn Zaroster war eine junge Kriminalbeamtin,

gerade mal zwei Jahre beim Department und noch keine sechsundzwanzig. Zaroster war nicht nur hübsch, klug und sportlich, sondern auch voller Enthusiasmus. Sie war in etwa so idealistisch, wie Bentz abgebrüht war. »Die Zeiten ändern sich.«

»Ja.« Montoyas Lächeln verblasste. »Manchmal fühle ich mich wie ein gottverdammter Babysitter.«

»Du hast Angst, dass das zum Dauerzustand wird.« Weil Bentz aus dem Department gedrängt wurde.

»Nicht, wenn es nach mir ginge, aber ich dachte, ich sag's dir lieber selbst. Besser, als wenn du's von jemand anderem hörst.«

Bentz nickte und wischte sich mit dem Hemdsärmel den Schweiß von der Stirn. Durch das offene Fenster drang das Krächzen von Olivias Papagei zu ihnen heraus, den sie - genau wie den Hund und dieses kleine Cottage - von ihrer Großmutter Gin geerbt hatte.

»Jaskiel hat angedeutet, ich solle mich zur Ruhe setzen.« Bei dem Gedanken daran verzog Bentz die Lippen. »Das genießen, was mir vom Leben noch bleibt.« Montoya schnaubte. »Du bist noch keine fünfzig. Da bleibt noch ganz schön viel. Dreißig, vielleicht vierzig Jahre angeln, Fußball gucken und auf dem Hintern sitzen.«

»Das scheint keine Rolle zu spielen.«

Montoya griff nach Bentz' Krücke und sagte: »Vielleicht könntest du in Ruhestand gehen, Pension kassieren und Privatermittler werden.«

»Ja ... vielleicht. Und du kannst weiterhin babysitten.« Bentz ignorierte die Krücke, die sein Partner ihm hinhielt, und machte sich auf den Weg ins Haus, der kleine Hund voran. »Komm schon, ich spendier dir ein Bier.«

»Bist du rückfällig geworden?« Montoya, die Krücke in der Hand, folgte ihm auf dem Absatz.

»Bislang nicht.« Bentz hielt ihm die Tür auf. »Aber der Tag ist ja noch nicht vorbei.«

2

Bentz war dabei, sich von ihr zu entfremden.

Das spürte Olivia.

Es machte sie stinkwütend. Und es macht mich traurig, dachte sie, während sie mit ihrem alten Ford Ranger - ein Erbstück mit beinahe zweihunderttausend Meilen auf dem Buckel, das sie bald in Zahlung würde geben müssen - nach Hause raste.

Sie liebte ihren Mann, und als sie geschworen hatte,

ihm in guten wie in schlechten Zeiten zur Seite zu stehen, hatte sie das aufrichtig gemeint. Er auch, davon war sie stets ausgegangen, aber seit dem Unfall ...

Sie stieg auf die Bremse, als die lange Landstraße, die sich durch diesen Teil des Sumpflands wand, eine Kurve machte. Einst hatte sie das kleine, abgelegene Cottage mit Großmutter Gin geteilt und nach dem Tod der alten Dame ein paar Jahre allein darin gewohnt. Als sie und Bentz geheiratet hatten, war er aus seinem Apartment in New Orleans zu ihr in die waldige Sumpfgegend des Mississippi-Deltas gezogen.

Eine Weile lang hatte seine Tochter bei ihnen gelebt, doch das war nicht sonderlich gut gelaufen. Kristi war eine erwachsene Frau und hatte ihren Freiraum gebraucht. Trotzdem waren sie in den vergangenen Jahren glücklich gewesen.

Bis zu dem verfluchten Unfall. Ein merkwürdiges Ereignis.

Ein Blitz hatte eine Eiche gespalten, und Rick war von einem dicken Ast getroffen worden, der ihn zu Boden warf und beinahe sein Rückgrat verletzte. Sogar jetzt überkam sie noch ein Schauder, wenn sie an jene düsteren Tage zurückdachte, in denen sein

Überleben am seidenen Faden gehangen hatte.

Er hatte überlebt. Gerade noch. Damals hatten sie und ihre Stieftochter eine gewisse Verbundenheit verspürt, hatten einander im Krankenhaus an den Händen gehalten, als die Ärzte Bentz eine katastrophale Diagnose stellten. Sie hatte gedacht, sie würde ihn verlieren, hatte damit gerechnet, dass er sterben würde. In jenen herzzerreißenden Tagen bedauerte sie, dass sie kein Kind hatte, einen Teil von ihm, der ihr bleiben würde. Vielleicht war das selbstsüchtig, aber das war ihr egal.

Im Rückspiegel tauchte ihr Spiegelbild auf. Besorgte Augen in der Farbe von Bernstein blickten ihr entgegen. Es behagte ihr gar nicht, was da passierte.

»Dann tu was dagegen«, sagte sie. Sie war nie ein zurückhaltender Mensch gewesen, und bei mehr als einer Gelegenheit hatte man sie »äußerst temperamentvoll« genannt. Hatte *Bentz* sie »äußerst temperamentvoll« genannt. Bei ihrer ersten Begegnung hatte sie ihm ohne Umschweife ihre Vision von einem Mord geschildert, der sich kurz darauf tatsächlich ereignete. Das hatte ihn ein wenig aus dem Konzept gebracht, und er glaubte ihr zunächst nicht. Aber sie hatte ihn überzeugt.

Und irgendwie musste sie ihn jetzt wieder überzeugen. Sie schaltete und versuchte, sich nicht mit der Tatsache zu befassen, dass sich ihre Beziehung abgekühlt hatte, seitdem Rick aus dem Koma erwacht war. Er war ein anderer Mann geworden. Nicht ganz und gar, natürlich nicht, aber irgendwie hatte er sich verändert. Zunächst hatte sie sein mangelndes Interesse an ihr damit abgetan, dass er sich Sorgen machte. Er musste sich auf seine Genesung konzentrieren. Doch die Dinge waren nicht so gelaufen wie erwartet. Als er nach Wochen wieder zu Kräften gekommen war, hatte sie eine gewisse Desillusioniertheit an ihm festgestellt. Sie hatte sich eingeredet, seine Laune würde in der Minute umschlagen, in der er seinen Job wieder aufnehmen und das tun könnte, was er so liebte: Mordfälle aufklären.

Doch mit den Wochen wurde sie unruhig. Obwohl sie darüber gesprochen hatten, ein Kind miteinander zu bekommen, konnte davon keine Rede mehr sein. Bentz war immer ein leidenschaftlicher Mann gewesen, nicht so heißblütig wie sein Partner Montoya, aber ausdauernd, zielstrebig und couragiert.

Im Bett war er ein aufmerksamer Liebhaber

gewesen, der seine Lust nicht zuletzt aus ihrem Genuss gezogen hatte. Doch das alles hatte sich geändert.

Sie zweifelte nicht daran, dass er sie liebte, nicht eine Sekunde. Doch anstatt im Alter reifer zu werden, war ihre Beziehung ... schal geworden, ein besseres Wort fiel ihr dafür nicht ein. Und genau das passte ihr nicht. Sie klappte die Sichtblende herunter. Das Sonnenlicht tüpfelte das warme Asphaltband, das sich durch die Niederung schlängelte. Ein Hase hoppelte am Straßenrand ins Gebüsch.

Olivia bemerkte es kaum.

Irgendwie musste sie ihre Beziehung mit Rick neu ankurbeln. Vielleicht musste sie ihrem Ehemann auch einfach einen wohlplazierten Tritt in seinen süßen Allerwertesten verpassen.

Sie bog in die Einfahrt. Ihre Reifen ließen das Pfützenwasser aufspritzen, das von einem Schauer in den frühen Morgenstunden stehengeblieben war. Sie parkte den Wagen in der Garage und ging ins Haus, wo ihr ein Bryan-Adams-Song aus den Achtzigern entgegendröhnte. Ihr Mann, in Shorts und T-Shirt, schwitzte an einer kleinen Kraftstation, die er ins Arbeitszimmer gequetscht hatte. Er blickte kurz zu ihr herüber, als sie sich an den Türrahmen lehnte.

»He, Rocky«, sagte sie, und er lachte sogar. Was momentan selten vorkam.

Mit angestrengtem Gesicht absolvierte er eine Reihe von Beinzügen, so dass die Muskeln an den Oberschenkeln hervortraten. In den letzten drei Wochen, seit seine Vorgesetzte ihm den Vorschlag gemacht hatte, in den Ruhestand zu treten, hatte Bentz seine Anstrengungen verdoppelt und legte sich gehörig ins Zeug, um zu alter Form zurückzufinden. Er verzichtete größtenteils auf seine Krücke und stützte sich auf einen Gehstock, und manchmal ging er auch ganz ohne Hilfe, obwohl der Arzt ihm geraten hatte, sich nicht zu überanstrengen. Große Schritte, aber nicht groß genug für ihn.

Olivia kam nicht umhin, sich Sorgen um ihn zu machen, da das Krafttraining zu einem der wenigen Dinge geworden war, mit denen er seinen Stress abbauen konnte. Er schlief unruhig. Seine einzige Verbindung zum Department, sein ehemaliger Partner Montoya, war mit dem Job und seiner eigenen Familie ausgelastet. Selbst Ricks Tochter Kristi war voll und ganz mit ihrem eigenen Leben beschäftigt - sie plante soeben ihre Hochzeit. »Was hältst du davon, wenn ich dich zum Abendessen ausführe?«, fragte sie.

»Es ist Montag.«

»Genau deshalb feiern wir.«

Er schnaufte, lächelte jedoch, als er von der Kraftstation kletterte und sein Gesicht mit einem Handtuch abrieb. »Das Leben muss ziemlich langweilig sein, wenn Montag schon ein Grund zum Feiern ist.«

»Ich dachte, es täte dir gut, mal rauszukommen.« Fragend zog er eine Augenbraue in die Höhe. Ja, er war in den Vierzigern, und ja, er hatte in den Jahren, die sie ihn kannte, mehr als eine lebensbedrohliche Verletzung davongetragen, aber er war immer noch ein Bild von einem Mann. Ein echter Hingucker. Er brachte sie immer noch um den Verstand, wenn er sie liebte, was seit dem Unfall leider nur noch sporadisch vorgekommen war. Sie erwog, ihn hier an Ort und Stelle zu verführen, doch sie wusste, dass er ihr dann unterstellen würde, schwanger werden zu wollen. Was nicht allzu weit von der Wahrheit entfernt war. »Wie wär's mit Chez Michelle?«, schlug er vor.

»Oh, wie vornehm. Ich dachte eher an etwas Schlichtes, wo wir Pommes-Spiralen und scharfe Cajun-Shrimps in Eimern kriegen.«

Seine Augen leuchteten auf bei der Erinnerung an ihr erstes »Date«. Mit einem leisen Lachen sagte er:

»Das ist es, was ich an dir mag, Liwie, du bist eine echte Romantikerin.« Er schlug im Vorübergehen mit dem Handtuch nach ihr und verschwand im Bad.

Zwei Stunden später saßen sie an einem Tisch in einem gepflasterten Hof. Tauben gurrten und pickten nach Krumen, während langsam die Sonne unterging und Schatten über die Töpfe mit blühenden Kräutern krochen, deren Duft die Luft erfüllte.

Das Restaurant selbst war eng und dunkel, Fischernetze hingen an den Wänden, die Tische stießen an riesige Kübel mit zerstoßenem Eis, welche randvoll mit Bierflaschen gefüllt waren. Zum Glück war dieser Ort von der Wucht des Hurrikans verschont geblieben.

Olivia nippte an ihrem Eistee und griff herzhaft bei den scharfen Cajun-Shrimps mit knusprigen Pommes zu. Die Luft summte von Gesprächen, Tellerklappern hallte durch den Hof. Es war ihr Lieblingslokal, und sie waren oft hier zu Gast. Bentz war ohne Stock in den Hof gegangen, seine Bewegungen waren jetzt sicherer, entschlossener. Doch da war nach wie vor etwas, das ihn bewegte, etwas, das er ihr verheimlichte.

Sie hatte es satt, darauf zu warten, dass er davon anfing, denn da hätte sie lange warten können.

»Also«, begann sie deshalb, schob ihren Teller zur Seite und säuberte sich die Finger mit einer Zitronenspalte und der dafür vorgesehenen Serviette, »was ist los mit dir?«

»Was meinst du damit?«

»Hör auf, Rick.« Sie begegnete seinem Blick. »Wir beide wissen, dass du ziemlich angespannt bist. Ich schätze, das ist zum Teil auf den Unfall zurückzuführen. Du hast Gott weiß was durchgemacht, aber es steckt mehr dahinter.«

»Versuchst du, deine übersinnlichen Fähigkeiten an mir zu erproben?«, fragte er und nahm einen Schluck alkoholfreies Bier.

»Ich wünschte, das könnte ich.« Sie wollte nicht verärgert klingen, doch sie kannte ihn gut genug, um zu spüren, wenn er ihr mit Absicht auswich. »Du verschließt dich mir.« Eine seiner buschigen Augenbrauen zuckte. »Findest du?«

»Ich weiß es.«

»Verstehe ... Das liegt sicher an diesen besonderen Kräften, deinem erweiterten Wahrnehmungsvermögen ...«

»Wir wissen beide, dass diese >Kräfte<, worum auch immer es sich dabei gehandelt haben mag, schon vor Jahren ihren Dienst eingestellt haben.« Sie

mochte nicht an die Zeit zurückdenken, in der sie durch die Augen des Killers eine grauenhafte Serie von Morden mit angesehen und sich damit an Bentz gewandt hatte. Zunächst hatte er ihre Visionen unverhohlen abgetan, doch er war eines Besseren belehrt worden. Woran er sie ständig erinnerte. »Versuch nicht, das Thema zu wechseln. Das funktioniert nicht.« Sie stützte die Ellbogen auf den Tisch. »Du leidest nicht nur an den körperlichen Folgen deiner Verletzungen. Irgendetwas nagt an dir. Etwas Großes.«

»Du hast recht. Ich halte es nicht aus ohne die Arbeit.«

»Tatsächlich?« Das kaufte sie ihm nicht ab. Dass ihm die Arbeit fehlte, erklärte nicht die Distanz, die sie zwischen ihnen spürte. Außerdem war die Antwort auf ihre Frage zu schnell gekommen. »Sonst noch was?« Er schüttelte den Kopf. Mauerte. »Du würdest mir doch sagen, wenn etwas wäre?«

»Natürlich.« Er bedachte sie mit dem trägen Grinsen, das sie so anziehend fand, griff über den Tisch und drückte ihre Hand. »Hab Geduld mit mir, okay?«

»War ich etwa nicht geduldig?« Er wandte den Blick ab.

»Liegt es daran, dass ich ein Baby möchte?« Sie war immer schon geradeheraus gewesen und sah keinen Grund dafür, das Thema, das sie bislang vermieden hatten, unter den Tisch zu kehren. In den ersten Wochen nach seinem Unfall war Bentz impotent gewesen. Er hatte kaum laufen können, wie sollte er da mit ihr schlafen? Doch das Problem hatte sich von selbst erledigt.

»Ich dachte, ich hätte dir gesagt, was ich darüber denke. Ich gehe auf die fünfzig zu, bin momentan arbeitslos, benutze die meiste Zeit einen Gehstock und habe eine erwachsene Tochter, die bald heiraten wird. Ich will kein ... Nein, es ist nicht so, dass ich kein Kind mit dir haben will, ich bin mir nur nicht sicher, ob es der richtige Zeitpunkt ist oder ob ich wirklich noch einmal von vorn anfangen möchte.«

»Aber ich möchte es. Ich bin Ende dreißig. Meine biologische Uhr tickt nicht, Bentz, sie dröhnt wie Donnerschläge in meinen Ohren. Ich glaube nicht, dass mir noch viel Zeit bleibt, darüber nachzugrübeln. Wenn ich ein Kind haben möchte - und das möchte ich -, müssen wir es jetzt versuchen.«

Er verzog den Mund und nahm einen Schluck aus der Bierflasche, dann blickte er schräg nach oben, als wäre er auf einmal fasziniert vom Dach des

Restaurants. Olivia fühlte, wie die Kluft zwischen ihnen breiter wurde, und als sie sah, wie der Kellner ein junges Paar mit ihrem etwa dreijährigen Kleinkind zu einem Tisch führte, machte ihr Herz einen schmerzhaften Satz.

»Was zum Teufel passiert bloß mit uns?« Sie sah seine Kiefermuskeln zucken. Er kämpfte mit etwas, schien zu überlegen, ob er ihr die Wahrheit anvertrauen konnte. Ihr wurde flau im Magen.

»Was steckt dahinter?«, fragte sie. Ihre Stimme war kaum mehr als ein Flüstern. Neue Sorge packte sie, grub sich tief in ihr Herz. Sie glaubte, dass er sie liebte, aber ... Und dann mauerte er wieder, schloss sie aus. »Ich muss mich momentan mit einer Menge Dinge auseinandersetzen.« Übersetzung: *Hör um Gottes willen auf, mich zu nerven, und setz mich nicht mit deinem Babywunsch unter Druck.* »Ich bin Psychologin. Ich fühle es, wenn du dich mir verschließt.«

»Und ich bin ein Cop. Ein Detective. Zumindest war ich das. Ich muss mir einfach noch über ein paar Dinge klarwerden.« Mit einem unergründlichen Ausdruck in den Augen blickte er sie an und griff nach ihrer Hand. Diesmal ließ er sie nicht los. »Vertrau mir.«

»Das tue ich. Doch ich denke, du bist deprimiert, wofür dir niemand einen Vorwurf machen kann. Vielleicht brauchen wir einen Tapetenwechsel, einen neuen Anfang.«

»Und ein Baby? Sieh mal, ich glaube nicht, dass das die Lösung ist. Man kann vor Problemen nicht davonlaufen, Liwie. Du weißt das. Früher oder später holen sie einen ein. Fehler lassen sich nicht einfach ausradieren. Auch nicht solche, die man vor langer Zeit begangen hat.«

»Das steckt also dahinter«, stellte sie fest, und ihre Gedanken kreisten um die vagen Andeutungen, die er in letzter Zeit gemacht hatte. »Deine Vergangenheit in L.A. hat dich eingeholt?« Sie zog ihre Hand fort.

»Ich weiß es nicht. Aber ich versuche, es herauszufinden. Das ist im Augenblick das Beste, was ich tun kann.« Er bedeutete einem vorbeikommenden Kellner, dass sie zahlen wollten, womit das Gespräch beendet war. Sie standen auf, und Bentz ging steif, aber ohne Gehstock durch das düstere Restaurant zur Straße, wo er seinen Jeep geparkt hatte. Er bestand darauf, dass er fuhr, was ihm auf dem Hinweg auch ziemlich gut gelungen war. Doch jetzt, auf dem Weg nach Hause, flüsterte Olivia ein paar Ave Marias, als er mit

Höchstgeschwindigkeit über den Freeway preschte und sie ihm vorwarf, wie Montoya zu fahren. Er grinste sie an und legte noch einen Zahn zu. Schweigend rasten sie nach Hause, jeder in seine eigenen Gedanken versunken. Das Radio spielte, der Motor brummte gleichmäßig.

Am Cottage angekommen, ging er ihr voran die Vordertreppe hinauf, hielt ihr die Tür auf und wirkte nach außen hin aufmerksam. Sogar liebevoll.

Drinnen gingen sie ihrer täglichen Routine nach: Olivia versorgte die Tiere und ging anschließend nach oben, um im Bett noch zu lesen. Er sah die Nachrichten, bevor er hinauf ins Schlafzimmer kam. Sie sprachen nicht viel, Unsicherheit und Spannung hingen nach wie vor zwischen ihnen in der Luft.

Aus dem Augenwinkel beobachtete Olivia, wie sich Bentz bis auf seine Boxershorts auszog. Ihr entging nicht, dass er leicht zusammenzuckte, als er ins Bett schlüpfte. Sie knickte ein Eselsohr in die Seite, die sie gelesen hatte, klappte das Buch zu und legte es auf den Nachttisch. »Ich will nicht mit dir streiten«, sagte sie und streckte die Hand nach dem Lichtschalter aus. Einen Augenblick lang blieb sie ruhig liegen, um ihre Augen an die Dunkelheit zu gewöhnen. »Ich will nicht sauer einschlafen.«

»Bist du denn sauer?«

Vom *bayou* wehte ein Luftzug durchs Fenster und hob die Gardinen. »Ja, ein bisschen. Und enttäuscht und ... besorgt. Ich habe den Eindruck, du bist hier, doch ich kann dich nicht finden.«

Die Matratze quietschte, als er sich zu ihr drehte. »Dann such weiter«, flüsterte er ihr ins Haar, sein warmer Atem strich über ihre Haut. Eine große Hand strich über die Biegung ihrer Taille. »Gib mich nicht auf.«

»Gib *uns* nicht auf«, sagte sie und spürte Tränen, die in ihren Augen brannten.

»Niemals.« Seine Arme umschlangen sie, und er zog sie in der Dunkelheit an sich. Seine Lippen fanden ihre. Er küsste sie mit einer Intensität, die ihr Blut zum Kochen brachte.

Sie sollte das nicht tun, in die Sex-Falle tappen, wenn sie voller Angst wegen ihrer gemeinsamen Zukunft war. Doch seine Berührung war verführerisch wie immer, und es war tröstlich, seinen Körper zu spüren. Seine Zunge drängte sich durch ihre Zähne und spielte mit ihrer. *Tu das nicht, Liwie. Es ist nicht gut, miteinander zu schlafen, statt miteinander zu reden.*

Er begann, ihr Nachthemd nach oben zu schieben,

seine Finger strichen über ihre Haut. Ohne seinen Kuss zu unterbrechen, fuhr er mit seiner warmen Hand über ihre Schenkel, ihre Hüften hoch bis zur Taille. »Ich weiß nicht, ob das eine gute Idee ist«, flüsterte sie. »Das ist es auch nicht. Es ist eine *großartige* Idee.« Er zog ihr das Nachthemd über den Kopf und warf es auf den Fußboden, dann schob er sich auf sie. »Glaub nicht eine Sekunde, ich würde uns aufgeben«, sagte er und streifte seine Boxershorts ab. Ihre Fingerspitzen glitten über seine festen Pobacken und die sehnigen Oberschenkel. Sie wollte ihm glauben. Von ganzem Herzen. »Lass dich verwöhnen«, sagte er, und sie schloss die Augen und gab sich mit Leib und Seele seinen Berührungen hin. Später lag sie noch lange wach. Der Deckenventilator surrte über dem Bett und wühlte die unbewegte Luft auf. Gott, sie liebte diesen Mann. Ihr Herz schmerzte von dem Gewicht ihrer Liebe. Doch sie würde nicht zulassen, dass diese Liebe sie zerstörte.

Sie fuhr mit den Fingern durch sein struppiges Haar und lauschte seinem leisen Schnarchen. Seine Augäpfel huschten hinter den geschlossenen Lidern hin und her, sein Körper versteifte sich, seine Muskeln waren angespannt. »Nein«, sagte er laut. »Nein ... oh ... Gott. Stopp!«

»Schsch«, flüsterte sie. »Es ist alles in Ordnung.«

»Aufhören! Bitte! Nicht!« Er war panisch, sein Atem ging heftig. »Jennifer!« Er schrie ihren Namen, ohne aus seinem unruhigen Schlaf zu erwachen. Olivia tat kein Auge zu.

Sein Schrei hallte in ihrem Kopf wider. Sie schlüpfte aus dem Bett und ging nach unten, hüllte sich in eine flauschige Decke und streckte sich auf dem Sofa aus. Der Hund rollte sich auf ihrem Schoß zusammen, während sie aus dem Fenster auf den aufsteigenden Mond blickte. Olivia wusste nicht, was in ihrem Mann vorging, doch sie wusste instinktiv, dass Ricks erste Ehefrau dabei war, einen Keil zwischen sie zu treiben.

Das war lächerlich. Sie hatte Bentz lange nach Jennifers Tod kennengelernt, und obwohl sie vermutete, dass er sich einen Teil der Schuld an dem tödlichen Unfall seiner jungen Frau gab - dafür, dass er lebte, während sie ihr Leben hatte lassen müssen -, schien er doch gut damit umgehen zu können.

Bis er die zwei Wochen im Koma gelegen hatte. Irgendetwas war in diesen verlorenen Tagen vorgefallen. Rick Bentz hatte sich verändert. Was nicht ungewöhnlich war, wenn man die Umstände bedachte. Er wäre um ein Haar gestorben.

Niemand stand ein solches Trauma durch, ohne emotionale Narben davonzutragen. Es war normal, dass man sich danach zurückzog und auf sich selbst konzentrierte. Der Mann hatte dem Tod ins Auge geblickt, und Olivia hatte ihm reichlich Zeit zur Genesung gegeben, nicht nur körperlich, sondern auch seelisch.

Doch was zur Hölle hatte Jennifer Nichols-Bentz damit zu tun?

Sie musste eingedöst sein, denn sie stellte überrascht fest, dass am Horizont der Morgen dämmerte. Tiefe magentafarbene und lila Schatten zeigten sich am östlichen Himmel, und sie schaffte es nicht, auch nur eine Sekunde länger auf dem Sofa liegen zu bleiben. Sie hatte Kopfschmerzen und beschloss, Kaffee zu machen. Koffeinfrei, ermahnte sie sich, als sie ins Badezimmer ging und den kleinen Abfalleimer unter dem Waschbecken hervorzog.

Auf einem Haufen zusammengeknüllter Taschentücher lag ihr letzter Schwangerschaftstest, die unverkennbare Verpackung, der Test mit der rosafarbenen Linie, die ein positives Ergebnis anzeigte, denn ja, in der Tat, Olivia Bentz war schwanger.

3

»Hilf mir!« Jennifers Stimme klang so deutlich wie beim letzten Mal, als er sie lebend gesehen hatte. »Rick … hilf mir.« Sie lag im Auto, das Gesicht blutüberströmt, reglos. Und trotzdem hatte er ihre Stimme gehört »Das wird schon wieder«, sagte er und versuchte, zu ihr zu gehen, aber seine Beine waren schwer wie Blei, als stecke er in Treibsand fest. Je mehr er sich anstrengte, an sie heranzukommen, desto weiter entfernt war sie. Ihr Gesicht löste sich vor ihm auf.

Plötzlich öffnete sie die Augen.

»Es ist deine Schuld«, sagte sie, während sich das Fleisch von ihrem Schädel abschälte und nichts übrig blieb als nackter Knochen und Augen, die ihn vernichtend anblickten. »Deine Schuld.«

»Nein!«

Bentz riss die Augen auf und stellte fest, dass er im Bett lag. Allein. Sein Puls galoppierte dröhnend in seinem Kopf. Draußen, am Ende der Zufahrt, hörte er das Rumpeln eines Geländewagens, dann das Klappern von Mülltonnen. Wie viel Uhr war es?

Die Sonne brannte durch die Fenster, und er blickte auf die Uhr. Nach neun. Endlich hatte er mal geschlafen. Unruhig, aber lange. Er rieb sich das von Bartstoppeln übersäte Kinn und versuchte, den Alptraum von Jennifer aus seinem Hirn zu verbannen.

Olivia war bereits aufgebrochen. *Weil sie noch ein Leben hat.*

Er ballte zornig die Faust, dann streckte er die Finger langsam wieder aus.

Zum Teufel mit deinem Selbstmitleid, Bentz. Diese Armer-bemitleidenswerter-Kerl-Masche wird langsam langweilig. Er gab sich einen Ruck, ging zur Toilette, dann humpelte er nach unten, wo noch Kaffee auf der Warmhalteplatte stand. Olivia hatte keine Nachricht hinterlassen, aber er wusste, dass sie sich mit einer Freundin traf, einer Frau, die mit ihr im Laden arbeitete. Olivia und Manda hatten eine feste Verabredung zu Milchkaffee, Beignets und einem Schwatz im Cafe Du Monde in der Decatur Street. Sie lasen die Zeitung und beobachteten die Passanten, während sie an einem der Tischchen draußen saßen und an ihren dampfenden Tassen nippten.

Bentz schenkte sich einen Kaffee ein, ließ Harry S.

raus, der schnuppernd am Rand der Veranda entlanglief, und starrte ins Dickicht hinter dem Garten, wo ihm vor wenigen Tagen Jennifer erschienen war.

Er hatte sie gesehen, da war er sich sicher, zumindest aber jemanden, der ihr so sehr ähnelte, dass es ihm den Atem verschlug.

Natürlich war sie nicht wirklich dort draußen gewesen. Er hatte die Stelle, an der sie zwischen den bleichen Stämmen zweier Sumpfzypressen gestanden hatte, überprüft. Auf dem Boden hatte er keine Fußabdrücke gefunden, nicht die kleinste Spur, die darauf hindeutete, dass tatsächlich jemand dort gestanden hatte, obwohl er beim Leben seiner Tochter hätte schwören können, seine erste Frau dort gesehen zu haben. Ex-Frau. Zum Zeitpunkt ihres Todes waren sie nicht mehr verheiratet gewesen.

Wenn sie wirklich bei diesem merkwürdigen Unfall ums Leben gekommen war.

Bentz hatte immer vermutet, dass der »Unfall« für Jennifer eine Art Flucht bedeutet hatte, obwohl ein Selbstmord eine verdammt unschöne Weise war, auf eine schwierige Situation zu reagieren.

Er vermutete, dass sie sich schuldig gefühlt hatte, nicht so sehr, weil sie ihn betrogen hatte - und zwar

mehr als einmal -, sondern weil er sie mit einem anderen Mann im Bett erwischte. Mit Bentz' eigenem Halbbruder. Selbst jetzt noch, Jahre später, kam ihm der Zorn wieder hoch, der ihn gepackt hatte, nicht allein wegen ihrer Untreue, sondern vielmehr wegen der Tatsache, dass er dumm genug gewesen war, ihr noch einmal zu vertrauen.

Mit dem Selbstmord hatte sie sich ihrer Verantwortung entzogen, hatte es ihm überlassen, ihre Tochter großzuziehen. Sie hatte sogar einen Abschiedsbrief geschrieben, in dem sie ihre Schuld eingestand und ihr Handeln erklärte. Damals war sich Bentz sicher gewesen, dass die Frau hinter dem Steuer des ramponierten Vans Jennifer gewesen war, und hatte sie beerdigen lassen. Es hatte keine DNS-Tests gegeben, keine Blutproben. Nur sein Wort, dass seine Frau den Wagen gefahren hatte.

Als er jetzt auf die Stelle am Rand des Sumpflandes blickte, an der ihm Jennifer zum zweiten Mal unmittelbar erschienen war, verspürte er ein leichtes Kribbeln im Nacken, als würde ihn jemand beobachten. Rasch drehte er sich um, wobei er ein wenig ins Schwanken geriet, und richtete die Augen auf die Fenster des Cottage. Nichts.

Niemand stand hinter den Fenstern und blickte ihn

an. Es stand auch niemand hinter der Magnolie und starrte zu ihm herüber.

Langsam atmete er aus. Ignorierte den Anflug von Panik, der ihn packte.

Um Himmels willen, Bentz, reiß dich zusammen! Drehte er jetzt völlig durch? Er wusste, dass er Jennifer gesehen hatte, und zwar nicht nur vor ein paar Tagen an ebendieser Stelle und im Krankenhaus, sondern auch andere Male. Einmal hatte er auf dem Beifahrersitz von Olivias Ford Ranger gesessen und darauf gewartet, dass sie aus der Reinigung zurückkam, als sie an ihm vorbeigegangen war. Da war sie, Jennifer. Die Handtasche fest an die Brust gedrückt, die Haare zu einem Pferdeschwanz zurückgebunden, eilte sie über die Straße und verschwand in einer Gasse. Er war ausgestiegen und hinter ihr hergehumpelt, doch er hatte nur eine weiße Katze entdeckt, die sich durch einen verrotteten Zaun zwängte, um an die überquellenden Mülltonnen hinter einer alten Garage zu gelangen. Ein andermal - er war in seinem Jeep unterwegs gewesen - hatte er geglaubt, sie durch einen Park schlendern zu sehen. Langsam ging sie um einen Springbrunnen herum, das Sonnenlicht fing sich in ihrem Haar und ließ die dunklen Strähnen in einem satten Rotbraun

auflodern. Sie hatte sich umgedreht und über die Schulter geblickt, und als sie ihn entdeckt hatte, war ein selbstbewusstes Lächeln auf ihre Lippen getreten.

Sie hatte ihm zugezwinkert, als wollte sie ihn herausfordern: Fang mich, wenn du kannst! Er hatte gebremst, in zweiter Reihe gehalten und war ihr mit seinem Gehstock um den Springbrunnen herum gefolgt, nur um festzustellen, dass sie wieder einmal verschwunden war.

Und dann war sie zwischen den Bäumen in der Nähe seines Hauses aufgetaucht. Sie war ihm so echt vorgekommen! Er schnappte offenbar über. Das war's. Halluzinierte von den Medikamenten, die man ihm verschrieben hatte. Das Problem war nur, dass er die verdammten Schmerzmittel vor über einem Monat fortgeworfen hatte ... Lange bevor er Jennifer vor seiner Veranda hatte stehen sehen. Oder ihren Geist.

Ausgeschlossen. Er glaubte nicht an Geister und auch nicht an Übersinnliches oder Paranormales. Er hatte ja schon Schwierigkeiten gehabt zu schlucken, dass seine Frau damals Visionen von einem Serienkiller gehabt hatte, der unter dem Namen »Der Erwählte« ganz New Orleans in Angst und Schrecken versetzte.

Dennoch war er sich sicher, Jennifer gesehen zu haben. *Wirklich? Dann ist sie in den vergangenen zwölf Jahren offenbar nicht gealtert. Wie ist das möglich? Komm schon, Bentz, mach dir doch nichts vor, du wirst verrückt.* »Mannomann«, murmelte er, dann nahm er einen großen Schluck Kaffee und leerte den Satz in ein Beet mit lavendelfarbenen und tiefvioletten Blumen.

Er war es müde, über Jennifer nachzudenken, war es satt, sich zu fragen, warum sein Unterbewusstsein so entschlossen zu sein schien, sie wieder auszugraben. Er hatte versucht, diese »zufälligen« Begegnungen zu ignorieren. Hatte sich eingeredet, dass er sie mit einer Frau verwechselt hatte, die ihr ähnelte, dass sie durch seine nächtlichen Träume geisterte, weil er meinte, sie tagsüber gesehen zu haben. Doch das erklärte nicht ihr gestriges Erscheinen zwischen den Bäumen hinter seinem Haus, bei ihm in seinem eigenen Garten. Die Male, an denen er sie an öffentlichen Orten gesehen hatte, mochten Verwechslungen gewesen sein, aber die beiden Male, bei denen sie allein gewesen waren - im Krankenhaus und im Garten -, waren etwas anderes: kein Spiel von Licht und Schatten und nicht so leicht abzutun. War die

Frau, die zwischen den Bäumen gestanden hatte, ein Ausbund seiner Fantasie? Ein Produkt seines Wunschdenkens? Fehlgezündete Synapsen eines geschädigten Gehirns? Wer konnte das schon sagen? »Komm darüber hinweg.«

Er pfiff nach dem Hund, dann ging er hinein, duschte, rasierte sich und nahm sich mit einem Blick auf die Kraftbank im Arbeitszimmer das Versprechen ab, am Nachmittag zu trainieren. Zuerst wollte er in die Stadt fahren und noch einmal bei Jaskiel vorsprechen, wollte raus aus den immer kleiner werdenden Zimmern des gemütlichen Cottage. Er holte seinen Gehstock.

Melinda Jaskiel hatte ihm weitere sechs Wochen Ruhe aufgedrückt, und bald war die Zeit zur Hälfte um. Noch länger konnte er nicht warten. Er war schon auf dem Weg zu seiner Chefin, um sie zu überzeugen, dass er bereit war, seine Arbeit wieder aufzunehmen, zumindest in Teilzeit, doch gerade als er in seinen Jeep kletterte, ohne dabei auf den Schmerz in seinem Bein zu achten, klingelte sein Handy. Auf dem Display erschien Montoyas Name. »Hi«, sagte er in den Hörer. »Hi. Hast du 'ne Minute?«

Bentz wartete für einen kurzen Augenblick. Ohne

Zweifel war sein früherer Partner ein Scherzkeks. »Aber nur eine«, erwiderte er dann trocken.

»Können wir uns in ... sagen wir ... einer Stunde treffen?«

Doch kein Scherz. Montoya klang todernst.

»Auf der Polizeistation?«

»Nein. Wie wär's mit dem Cat's Meow?«

»Ich bin in einer halben Stunde da.«

»Gut.« Montoya legte auf und ließ Bentz mit einem nagenden Gefühl im Magen zurück. Irgendwas stimmte nicht. Gab es Gerüchte, dass Bentz gezwungenermaßen in Ruhestand gehen würde? »Mist«, sagte er und ließ den Motor an. Der Gedanke, dass er seine Dienstmarke würde abgeben müssen, stieß ihm übel auf. Er war nicht bereit für den Ruhestand, und er sah sich auch nicht als Privatermittler. Er stellte die Automatik auf rückwärts, wendete und fuhr die Zufahrt hinunter zur Straße, dann trat er aufs Gas und machte sich auf den Weg nach New Orleans und zu Montoya, welche schlechten Nachrichten dieser auch haben mochte.

Das Cat's Meow war eine Bar in einer Seitenstraße der Bourbon Street, die nach dem Hurrikan in ihrem ursprünglichen, ein wenig heruntergekommenen

Zustand wiederhergerichtet worden war. Selbst frisch gestrichen sahen die Ziegelwände aus, als würden sie abbröckeln, die geschliffenen Holzfußböden hatten genau jene Patina, die starke Beanspruchung und viele Jahre mit sich bringen. Surreale Bilder von Jazz-Sängern hingen über der Bar und waren so retuschiert worden, dass man meinen konnte, an ihnen hafte der Rauch von Jahrzehnten. Das Bild von Ella Fitzgerald am Ende der Reihe war schief aufgehängt, als wäre der Besitzer der Bar stolz darauf, nicht perfekt zu sein. Die Klimaanlage brummte laut, Deckenventilatoren kreisten gemächlich, und Rauch stieg von den Tischen auf, an denen sich Gruppen von Stammgästen dichtgedrängt über ihre Drinks beugten.

Montoya wartete in einer Sitznische auf Rick, vor sich eine unberührte Tasse Kaffee. Er musterte Bentz kurz, der versuchte, sich seine Schmerzen nicht anmerken zu lassen, als er dem jüngeren Cop gegenüber auf die Bank glitt.

»Was gibt's?«, fragte Bentz ohne Einleitung, dann bestellte er einen süßen Tee.

»Hab Post für dich bekommen.«

»Du?«

»Nun, das Department.«

Montoya wartete, bis die Bedienung Bentz' Getränk gebracht hatte, dann griff er in seine Jackentasche und zog einen gelbbraunen, gefütterten Briefumschlag heraus: A4-Format mit Bentz' Namen in Druckbuchstaben darauf, adressiert an die Mordkommission des Police Department von New Orleans. Auf beiden Seiten war der Vermerk PERSÖNLICH aufgedruckt. Der Umschlag war ungeöffnet. »Ist das heute gekommen?«

»Hm.« Montoya nahm einen Schluck Kaffee. »Gescannt?« Zum Beispiel, um explosive oder giftige Substanzen wie Anthrax aufzuspüren. »Ja.«

Bentz kniff die Augen zusammen. »Von dir?«

»Korrekt. Hab ihn in der Poststelle entdeckt und dachte, das geht niemand außer dir etwas an, also ...« Er zuckte eine Schulter.

»Hast du ihn geklaut.«

Montoya winkte ab. Vielleicht ja. Vielleicht nein. »Er ist für dich persönlich bestimmt. Dachte, es wäre das Beste, du kriegst ihn, bevor Brinkman oder irgendjemand sonst ihn zu Gesicht bekommt.« Sein Blick glitt zu dem Umschlag. »Vielleicht ist ja gar nichts Wichtiges drin.«

»Wenn du das glauben würdest, hättest du dir wohl kaum die Mühe gemacht.«

Wieder zuckte Montoya die lederbewehrte Schulter. »Machst du ihn auf?«

»Jetzt?«

»Ja.« Ein weiterer Schluck Kaffee. »Das steckt also dahinter - du bist neugierig.«

»Hey, ich gebe dir nur Rückendeckung.«

»Gut.« Bentz betrachtete den Poststempel. Er war verschmiert, und das Licht in der Bar war zu dunkel, als dass er viel erkennen konnte, doch er hatte eine Stiftlampe an seinem Schlüsselanhänger. Als er den kleinen Strahl auf den Poststempel richtete, wurde ihm mulmig. Der Name der Stadt war unleserlich, doch er erkannte die Postleitzahl: Sie gehörte zu der Gegend, in der Jennifer und er vor ihrem Tod gelebt hatten.

Mit dem Hausschlüssel schlitzte er den Umschlag auf und zog vorsichtig den Inhalt heraus. Ein einzelnes Blatt Papier und drei Fotos.

Er atmete scharf ein. Die Fotos, mit Daten versehen, zeigten seine erste Frau, Jennifer. Lieber Gott, was hatte das zu bedeuten? Er hörte seinen Puls in den Ohren hämmern. Erst die »Erscheinungen« und jetzt das? »Ist das -?«

»Ja.« Die Fotos waren klar und eindeutig. In Farbe. Jennifer, die eine belebte Straße überquerte. Jennifer,

die in ein helles Auto stieg, Marke und Modell unbestimmt. Jennifer, die an einem hohen Tisch in einem Coffeeshop saß. Das letzte Foto war von der Straße aus aufgenommen, durch die Scheibe hindurch. Davor waren ein Gehsteig mit Passanten sowie Teile zweier Zeitungskästen zu erkennen. Einer, wie er feststellte, von der *USA Today,* der andere von der *L.A. Times*.

Mit zusammengekniffenen Augen suchte Bentz nach dem Spiegelbild des Fotografen in der großen Glasscheibe des Coffeeshops, doch er konnte keins entdecken.

Das war verrückt.

»Alte Fotos?«, fragte Montoya.

»Nicht, wenn die Daten von der Kamera stimmen.«

»Die kann man ändern.«

»Ich weiß.«

»Und mittels digitaler Bildbearbeitung und Programmen wie Photoshop kriegt man heutzutage alles hin, die Köpfe austauschen und so.«

Bentz blickte von den verstörenden Fotos auf. »Aber warum?«

»Da will dich jemand auf den Arm nehmen.«

»Vielleicht.« Er richtete seine Aufmerksamkeit auf das Blatt Papier, und sein Kiefer wurde hart wie

Granit. Es handelte sich um eine Kopie von Jennifers Sterbeurkunde. Über das sauber getippte Dokument war ein leuchtend rotes Fragezeichen gekritzelt.

»Was zum Teufel ist das?«, fragte Montoya. Bentz starrte auf das beschmierte Blatt. »Eine üble Art und Weise, mir mitzuteilen, dass meine erste Frau womöglich gar nicht tot ist.«

Montoya zögerte und betrachtete prüfend den Gesichtsausdruck seines ehemaligen Partners. »Du machst Witze, oder?«

»Sieht das für dich nach einem Witz aus?«, fragte Bentz und deutete auf die Sterbeurkunde und die Fotos.

»Du glaubst, das ist tatsächlich Jennifer? Nein!« Er blickte den älteren Cop prüfend an. »Du verarschst mich doch, oder?«

Und dann setzte Bentz Montoya ins Bild. Bis zu diesem Augenblick hatte nur seine Tochter, die in seinem Zimmer im Krankenhaus gewesen war, als er aus dem Koma erwachte, gewusst, dass Bentz seine erste Frau gesehen hatte. Kristi hatte seine Vision als Folge des Komas und zu vieler Medikamente abgetan. Nach jener ersten Erscheinung hatte er den Mund gehalten, und seine Tochter, die ganz und gar mit den Vorbereitungen ihrer Hochzeit beschäftigt

war, hatte das Thema nicht mehr angeschnitten. »Warte mal 'ne Sekunde«, sagte Montoya, als Bentz innehielt, um einen Schluck süßen Tee zu trinken. »Du glaubst also, sie könnte tatsächlich noch am Leben sein?«

»Ich weiß nicht, was ich glauben soll.«

»Ansonsten jagst du einem Geist nach.« Bentz zog ein missmutiges Gesicht. Er fühlte, dass Montoya ihn anstarrte. »Ich jage keinem Geist nach.«

»Was dann?«

»Ich bin auch keineswegs dabei, den Verstand zu verlieren.«

»Dann bleibt nur noch ... was? Glaubst du etwa, jemand verkleidet sich, um so auszusehen wie deine Ex, damit du denkst, du wärst verrückt? Ist es das, was du glaubst? Dass du in ein unheimliches Szenario geraten bist, das direkt aus einem Hitchcock-Film stammen könnte?«

»Wie ich schon sagte: Ich weiß nicht, was ich glauben soll.«

»Hast du Olivia davon erzählt?«

»Nein.« Er blickte zur Seite. »Noch nicht.«

»Angst, sie könnte dich einweisen lassen?« Montoya trank seinen Kaffee aus und zog eine dunkle Augenbraue hoch.

»Nein. Nur, dass sie es nicht versteht.«

»Zum Teufel, ich verstehe es auch nicht.«

»Genau.«

Montoya schob seine leere Tasse beiseite und stützte den Ellbogen auf den Tisch, dann fragte er: »Was erwartest du jetzt von mir?«

»Behalt es für dich. Im Augenblick zumindest. Aber es könnte sein, dass ich dich um ein paar Gefallen bitten muss.«

»Zum Beispiel?«

»Verschiedenes. Seit ich beurlaubt bin, komme ich nicht mehr leicht an Informationen. Möglicherweise müsstest du für mich ein paar Nachforschungen anstellen.«

»Um diese Frau zu finden?«

»Vielleicht«, erwiderte Bentz. »Zunächst einmal brauche ich jemanden, der diesen Brief auf Fingerabdrücke und Spuren von DNS untersuchen lässt - unter der Briefmarke und der Umschlagklappe. Kannst du mir von allem eine Kopie zukommen lassen?«

»Sicher.« Montoya blickte auf die Sterbeurkunde. »Schick alles ins Labor, damit wir wissen, ob die Fotos manipuliert wurden, das sollten sie uns doch sagen können, oder?«

»Vermutlich.« Montoya betrachtete die Bilder erneut. »Zumindest werde ich die Jungs darauf ansetzen. Einer der Techniker - Ralph Lee - ist auf Fotos spezialisiert.«

»Gut. Er soll sich die Originale ansehen, wenn ich mir Kopien gemacht habe: vergrößern, scharf stellen, auf Details überprüfen, die mir helfen könnten herauszufinden, wann und wo sie aufgenommen wurden. Nach Straßennamen, Nummernschildern, Uhren an den Gebäuden suchen oder dem Sonnenstand - nach allem, was die Zeit- und Datumsangaben auf den Originalfotos bestätigt.« Montoya runzelte die Stirn. »Was hast du mit den Kopien vor?«

»Weiß nicht, ich denke noch darüber nach.«

Bentz steckte die 20x27er-Fotos und die Sterbeurkunde zurück in den Umschlag. Er war sich nicht mal sicher, was er herauszufinden hoffte, aber er hatte es satt, einem Phantom hinter herzu jagen, hatte das Gefühl satt, dass er langsam wahnsinnig wurde. Er konnte sich nicht einfach zurücklehnen und den, der hinter dieser Sache steckte, damit durchkommen lassen.

»Behalte es, wie gesagt, erst mal für dich. Wenn Jaskiel oder irgendjemand anderes vom Department

meint, ich würde mir Dinge einbilden, werde ich eine ganz schöne Überzeugungsarbeit leisten müssen, damit ich wieder an die Arbeit gehen kann.«

Montoya kratzte sich das Kinn und schob seinen Stuhl zurück. Der Diamantstecker in seinem Ohrläppchen funkelte. Bentz sah einen Anflug von Zweifel in den dunklen Augen seines Partners. »Du glaubst mir nicht.«

»Ich - ein Skeptiker? Nichts da. Das ist nicht meine Art.« Er schenkte Bentz ein rasches, knallhartes Montoya-Grinsen. »Aber wie du vorhin selbst gesagt hast: Es ist merkwürdig. Es geht mir wie dir - ich weiß nicht, was ich glauben soll.«

4

Der Poststempel von Südkalifornien versetzte Bentz ziemlich in Unruhe und schwelte noch in seinem Hirn, als er von der Bourbon Street fortfuhr. Er hatte einen Quickie Print ausfindig gemacht und Kopien von der Sterbeurkunde sowie mehrere Abzüge von den Fotos in verschiedenen Vergrößerungen angefertigt, um eine bessere Auflösung zu erhalten. Dann hatte er die Originale Montoya übergeben.

Er war davon überzeugt, dass ihn jemand aus seiner Vergangenheit - oder aus Jennifers Vergangenheit - fertigmachen wollte. Aber wer? Aus welchem Grund? Und warum wollte er ihm weismachen, er hätte nicht mehr alle Tassen im Schrank?

An einer roten Ampel hielt er an und nutzte die Zeit zum Grübeln. Am Himmel über ihm trieben langsam dunkle Wolken, und durch das geöffnete Fenster stieg ihm der Geruch des Mississippi in die Nase.

Er dachte daran, wie Jennifer zwischen den Bäumen hinter seiner Veranda gestanden hatte. So dicht an seinem Haus - Olivias Cottage. Und jetzt die Fotos. Er blickte auf den Beifahrersitz und auf das Bild von Jennifer beim Überqueren der Straße. Entweder war die Frau auf dem Foto seine Ex oder eine Doppelgängerin.

Geister lassen sich nicht fotografieren. Ausgeburten des Wahnsinns sind nicht real und können daher nicht auf Filmrollen gebannt werden.

Also war sie echt? Bei dem Gedanken wurde ihm flau im Magen.

Wer hatte hinter seiner Veranda gestanden, hinter dem Haus, das Olivia in ihre Ehe mit eingebracht hatte? Alles in allem war ihm diese letzte Begegnung zu nahe, beunruhigend nahe, zu nahe an Olivia.

Die Vorstellung, dass seine Frau in diese Sache hineingezogen wurde, dass ihre Sicherheit - und sei es auch nur ansatzweise - beeinträchtigt sein könnte, gefiel ihm nicht. Olivia hatte sich in dem Haus immer sicher gefühlt. Da Harry S. als Wachhund vollkommen ungeeignet war, hatten sie vor Jahren eine Alarmanlage installiert, darauf hatte Bentz bestanden. Sie schalteten sie nur selten ein, doch das würde sich ändern müssen.

Die Ampel sprang auf Grün. Er musste warten, bis eine ältere Frau auf einem Roller die Kreuzung überquert hatte. Als die Straße frei war, bog er zügig um die Ecke und stieg gleich darauf in die Bremse. Ein Teenager in ausgebeultem T-Shirt und Shorts lief bei Rot über die Straße, die Ohrhörer seines iPods in den Ohren. Er bekam gar nicht mit, dass Bentz ihn beinahe umgefahren hätte.

Bentz fuhr an der Polizeistation vorbei und stellte fest, dass Brinkman auf seinem Parkplatz geparkt hatte. Keine große Überraschung: Obwohl er ein guter Cop war, war Brinkman schon immer eine schreckliche Nervensäge gewesen. Und wer konnte ihm einen Vorwurf machen? Bentz brauchte seinen Parkplatz ohnehin gerade nicht. »Dann leg mal los«, sagte er zu sich selbst und fuhr zu einem Coffeeshop

mit Internetzugang. Er stellte eine Verbindung her und nippte an seinem kalten Kaffee. Während er geräuschvoll die Eiswürfel zermalmte, suchte er nach jeder noch so kleinen Information, die er über seine erste Frau finden konnte, und googelte sogar sich selbst. Meistens wurde er als Held dargestellt, der während seiner Zeit beim Police Department von New Orleans schon mehr als einen Serienmörder zur Strecke gebracht hatte.

Doch es gab auch schlechte Presse, Storys aus L.A. über einen Cop mit angeschlagenem Ruf, der das Department während eines ungelösten Falls, der hohe Wellen schlug, verlassen hatte.

Dann war da noch die Schießerei gewesen. Er hatte einen zwölfjährigen Jungen mit einer Spielzeugpistole für einen Killer gehalten, der seinen Partner abknallen wollte. Bentz hatte den Jungen gewarnt und abgedrückt. Der Junge, Mario Valdez, war bei seiner Ankunft im Krankenhaus für tot erklärt worden.

Bentz hatte zur Flasche gegriffen und mit schwer angeschlagenem Ruf das Department verlassen. Glücklicherweise hatte ihm Melinda Jaskiel hier, in New Orleans, eine zweite Chance gegeben, also war er umgezogen. Der Rest war Geschichte.

Und jetzt hatte offensichtlich jemand vor, ihn nach L.A. zurückzulocken, daran zweifelte er nicht eine Sekunde. Aber *warum?* Und warum ausgerechnet *jetzt?* Er trank seinen Kaffee aus, dann wählte er die Nummer von Montoyas Handy und hinterließ eine Nachricht auf dessen Anrufbeantworter mit der anschließenden Bitte, er möge ihn zurückrufen. Bentz ließ den Blick durch den kleinen Coffeeshop gleiten, wo sich die Gäste um hohe Tische drängten oder in dick gepolsterten Sesseln am Fenster saßen. Zwei Frauen in den Vierzigern teilten sich einen Doughnut. Drei Teenager, ein Junge und zwei Mädchen, lümmelten sich in den großen Sesseln und schlürften irgendeine Mokka-Kreation mit turmhoher Sahne und Kakaopulver, wobei sie mit Lichtgeschwindigkeit SMS verschickten, ohne ihr Gespräch zu unterbrechen. Zum Glück war seine erste Frau - oder ihr Geist - nirgendwo zu sehen. Nicht, dass es ihn überrascht hätte, wenn sie hier aufgetaucht wäre.

Doch wie auch immer, die Antwort auf das Rätsel um Jennifer lag in Kalifornien. Er holte wieder die Fotos hervor. Definitiv L.A. In einer Ecke des Bildes, auf dem sie über die Straße lief, war eine Palme zu sehen, und ein geparktes Auto hatte ein kalifornisches Nummernschild. Auf dem Foto von ihr

in dem Coffeeshop war ein Stück Straßenschild zu erkennen, die Buchstaben ado Aven. Irgendeine Avenue vermutlich. Das konnte vielerorts sein, dachte er, doch seine Gedanken rasten und brachten alte Erinnerungen an die Oberfläche. Mercado oder Loredo oder ... Sein Mut sank, als er an die Colorado Avenue in Santa Monica dachte.

Wenn es sich tatsächlich um die Colorado Avenue handelte, spielte ihm jemand äußerst übel mit.

Jennifer und er hatten viele Samstagnachmittage auf der Third-Street-Promenade verbracht, die vom Santa Monica Boulevard abging. Etwa einen Block und eine große Shoppingmall von der Colorado Avenue entfernt. Wenn er sich recht erinnerte, war die Mall von der Colorado Avenue aus zu betreten. Bei dem Gedanken, dass er die richtigen Punkte miteinander verband und einen Zusammenhang herstellte, verspürte er einen leichten Kick, wie bei einem Koffeinschub. Zu einfach.

Doch es stimmte, dass Santa Monica mit seiner Shopping-Meile, dem langen Strand und den trendigen Restaurants zu Jennifers Lieblingsorten gezählt und für sie beide als Paar eine gewisse Bedeutung gehabt hatte.

Er rieb sich den Nacken und wusste, dass er nach

Kalifornien zurückkehren musste, ob es ihm gefiel oder nicht. Jemand versuchte, ihn zu ködern. Jemand wollte, dass er zurückkehrte.

»Verdammte Scheiße«, murmelte er unterdrückt. Er hatte ein ganz schönes Chaos in Südkalifornien hinterlassen, ungelöste Probleme, ungelöste Fälle. Nur wenige Leute im LAPD, wie das Police Department von Los Angeles kurz genannt wurde, hatten sein Fortgehen bedauert. Und jetzt sah er Gespenster und bekam anonyme Post aus seiner früheren Heimat, in die er, so hatte er sich geschworen, nie wieder einen Fuß hatte setzen wollen. Irgendetwas war faul im Golden State. Und er musste herausfinden, was, selbst wenn das bedeutete, dass er damit direkt in die Hände eines Psychopathen spielte. Das gefiel ihm zwar ganz und gar nicht, aber es führte kein Weg daran vorbei.

Er schaltete den Computer aus. In fünfzehn Minuten würde Olivia aus dem Laden kommen. Was perfekt war. Gleichgültig, ob es ihm passte, es war an der Zeit, ihr zu sagen, was los war.

Auf der Straße stellte er fest, dass das Wetter schlechter geworden war, die Wolken ballten sich düster zusammen. Die Luft war schwer und schwül und deutete auf einen bevorstehenden Sturm hin. Er

stieg ins Auto, kurbelte die Fenster hoch und fuhr Richtung French Quarter, wo es ihm gelang, zwei Blocks vom Jackson Square entfernt einen Parkplatz zu finden.

Er schnappte sich seinen Gehstock und machte sich auf den Weg zum Laden, der seiner Ansicht nach nicht viel mehr als eine Touristenfalle war. Olivia mochte es, mit Menschen zusammenzukommen und mit Tawilda zusammenzuarbeiten, einer dünnen, eleganten Schwarzen, die längst zum Inventar des Third Eye gehörte, und mit Manda, die später dazugekommen war. Deswegen hatte sie beschlossen zu bleiben, obwohl sie mittlerweile ihre Ausbildung beendet hatte und dabei war, sich mit einer eigenen Praxis niederzulassen.

Der Laden war Bentz nicht geheuer. Die kleine Schaufensterfront stand voller Regale, die eine Auswahl von New-Age-Kristallgläsern, religiösen Artefakten, Büchern über Voodoo, Mardi-Gras-Perlenketten und kleinen Alligatorenköpfen mit glitzernden Augen beherbergten. Und dann waren da noch die Puppen - Puppen aller Art, die ihn mit ihren bemalten Gesichtern, ihrem falschen Lächeln und den mit künstlichen Wimpern versehenen Klimperaugen an tote Kinder erinnerten. Die Puppen waren erst seit

kurzem im Sortiment und laut Olivia ein Hit. Gerade die seltenen, hochpreisigen ließen den Umsatz in die Höhe schnellen. Bentz kapierte das nicht. Er hatte einmal den Fehler gemacht, zu fragen: »Wer zum Teufel kauft diesen Voodoo-Mist?« Olivia, die am Küchenfenster stand und Saaten in den Futterspender für ihren Papagei füllte, war keineswegs beleidigt gewesen. Sie hatte lediglich über die Schulter geblickt, ihm ein rätselhaftes Lächeln geschenkt und erwidert: »Das willst du gar nicht wissen. Sei vorsichtig, Bentz, jemand, den du verärgert oder in den Knast gebracht hast, könnte dich mit einem Fluch belegen wollen.«

»Ich glaube nicht an diesen Unsinn.«

»Noch nicht. Warte einfach, bis du einen Hautausschlag bekommst oder eine Augenentzündung oder ... ach, ich weiß nicht ... du keinen mehr hochkriegst und dein bestes Stück einfach abfällt«, sagte sie neckend und zog keck eine Augenbraue hoch. Mehr hatte es nicht gebraucht. »Du forderst es ja geradezu heraus«, hatte er sie gewarnt und einen Schritt auf sie zu gemacht. »Oh, ja, und wer wird es mir zeigen?« Da hatte er sie gepackt und hochgehoben, während sich die Saat auf Küchentresen und Fußboden verteilte. Chia, die

Papageiendame, hatte gekrächzt und der Hund wie verrückt gekläfft, als Bentz seine Frau die Treppe hinauftrug. Olivia hatte gekreischt und gelacht, ihre Sandalen waren laut klappernd auf die Stufen gefallen. Im Schlafzimmer hatte er mit einem Fußtritt die Tür hinter ihnen geschlossen und sich mit ihr aufs Bett fallen lassen, dann hatte er ihr bewiesen, dass seine Männlichkeit noch fest an seinem Körper haftete und voll und ganz funktionstüchtig war.

Mein Gott, er liebte sie, dachte er jetzt, während er über den belebten Gehsteig ging, der um den Jackson Square herumführte. Doch im Augenblick war ihre Beziehung angespannt, und es fehlten ihr die Lebendigkeit, die Leichtigkeit, der Spaß am Flirten, die sie einst erfüllt hatten. Die Leidenschaft war noch da, doch ohne die Spontaneität oder das Spielerische, das sie beide einst so genossen hatten. *Und wessen Schuld ist das, Detective Superheld?* Sein Bein begann zu schmerzen, als er an den geöffneten Restauranttüren vorbeiging, wobei er kaum die Klänge der Jazzmusik und die würzigen Düfte der Cajun-Küche wahrnahm, die auf die Straße wehten.

Er hatte schon vorher überlegt, Olivia in die unheimliche Jennifer-Geschichte einzuweihen, doch er war nie ein großer Redner gewesen, zählte nicht zu

der Sorte Mensch, die ihre Hoffnungen und Befürchtungen an die große Glocke hängte. Jetzt war das anders. Jetzt stand definitiv viel auf dem Spiel.

Er schlängelte sich durch eine Ansammlung von Künstlern, die ihre Arbeiten an dem schmiedeeisernen Zaun ausstellten, der den Platz umgab. Ein Saxophonspieler stimmte hinter seinem aufgeklappten Instrumentenkasten einen bekannten Song an, ein Tarotkartenleser legte Karten für eine Frau Anfang zwanzig, die begierig jede seiner Wahrsagungen in sich aufsaugte.

Ein ganz normaler Tag im French Quarter. Als es anfing zu regnen, überquerte Bentz hinter einer Pferdekutsche die Straße und trat durch die offene Tür des Third Eye. Olivia tippte gerade einen Einkauf in die Kasse: mehrere T-Shirts, eine kleine Kiste mit Sand, Steinen und einer Harke zur Entspannung, ein Baby-Alligatorkopf. Dazu zwei alt aussehende Puppen mit starren Gesichtern.

Bentz beäugte die makaberen Stücke. Es wurde höchste Zeit, dass sich seine Frau stärker ihrer Tätigkeit als Psychologin widmete. Zeit, dass sie aus diesem Laden mit seinem unheimlichen Sortiment rauskam und sich um Menschen mit echten Problemen kümmerte.

»Hi.« Olivia entdeckte Bentz, als dieser versuchte, der Kundin auszuweichen, einer mit Taschen bepackten Frau, die nun an einer Vitrine mit Austernschalenkunst vorbei zur Tür eilte. »Selber hi.«

Olivia lächelte breit, genau das Lächeln, das sein Herz dazu bringen konnte, schneller zu schlagen. »Was machst du denn hier? Dich herumtreiben und Leute beobachten?«

»Ich halte Ausschau nach einem heißen Date zum Abendessen.«

»Moi?«, fragte sie geziert und tippte mit dem Zeigefinger auf ihre Brust.

Er runzelte nachdenklich die Stirn und tat so, als musterte er sie von Kopf bis Fuß. »Ja, schätze, du bist heiß genug.«

»Sehr freundlich, Bentz«, sagte sie mit einem unbefangenen Lachen. »Schätze, du auch.«

»Auf alle Fälle!«

»Die Männer ... immer so bescheiden«, sagte sie zu Manda und stempelte aus. Dann ging sie quer durch den Laden zu ihrem Mann und küsste ihn auf die Wange. »Und was hat das Ganze zu bedeuten?«

»Du hast mich gefragt, was los ist, und ich dachte, es wäre an der Zeit, dass du Bescheid weißt.« Ihr

Lächeln verblasste. »Muss ich mir Sorgen machen?« Er zögerte, wollte sie nicht beunruhigen. Doch am Ende entschloss er sich dazu, ehrlich zu sein. »Nicht unbedingt. Zumindest nicht jetzt und nicht um unsere Beziehung, aber es ist etwas ziemlich Merkwürdiges im Gange.« Er entdeckte ihren Regenschirm, der neben der Tür stand, und nahm ihn an sich, dann fasste er sie am Ellbogen und führte sie aus dem Laden. Regen prasselte auf den Gehsteig und strömte durch den Rinnstein. Maler, Tarotkartenleser, Straßenmusikanten und -künstler warfen Plastikplanen über ihre Habseligkeiten oder klappten ihre Tische für diesen Tag zusammen, bevor sie selbst Schutz suchten. Bentz öffnete den Schirm und hielt ihn über Olivia, während sie so schnell wie möglich über den Gehsteig eilten. Der Regen lief ihm über den Rücken, und er gab sich alle Mühe, sowohl Pfützen als auch Fußgängern auszuweichen, trotzdem war er kurze Zeit später an Schultern und Hosenbeinen durchweicht. Ein Fahrradfahrer raste vorbei, eine Hupe gellte, irgendwo wieherte nervös ein Pferd. Binnen Sekunden war aus dem Schauer ein Wolkenbruch geworden. Nun rannten sie beinahe, und Bentz verspürte den wohlbekannten Schmerz in seiner Hüfte, eine beständige Erinnerung daran, dass

er noch nicht hundertprozentig wieder auf dem Damm war.

Olivia lachte, ihre Augen funkelten vor Vergnügen darüber, dass sie von einem Sturm überrascht worden waren. »Du bist ja klatschnass«, stellte sie fest, als die den Eingang des Restaurants erreichten.

»Das kommt daher, dass ich so galant war, dafür zu sorgen, dass du trocken bleibst.«

»Was ich zu schätzen weiß. Danke.« Sie zwinkerte ihm zu. »Ich werde mich revanchieren.«

»Soso.« Unter der gestreiften Markise schüttelte Bentz den Regenschirm aus, dann hielt er ihr die Tür auf. Drinnen an den offenen Dachsparren hingen kleine Lichter, die aussahen wie Sterne. Die Wände waren mit einem warmen, rötlichen Holz vertäfelt, was die Flächen aus freiliegendem Ziegelstein besonders zur Geltung brachte. Eine Empfangsdame führte sie zu einem Ecktisch am Fenster. Draußen schüttete es weiter, metallgraue Wolken entluden sich über der Stadt und ließen das Wasser in den Rinnsteinen zu Sturzbächen anschwellen. Drinnen brachte der Kellner Getränke und Speisekarten, dann zündete er ihnen die Kerze an und versprach, gleich zurückzukommen. Die Deckenventilatoren drehten sich träge. »Also, was ist los?«, gab Olivia den

Anstoß, als der Kellner gegangen war. »Und warum habe ich bloß das Gefühl, dass mir dein Bericht nicht gefallen wird?«

»Weil du eine sehr kluge Frau bist.«

»Mm.«

»Und weil du so etwas wie eine verrückte Hellseherin bist.«

»Die du liebst«, erinnerte sie ihn. »Richtig.«

»Die du vergötterst.«

»Jetzt willst du's aber wissen.«

»Du umschiffst das Thema.«

»Ich warte auf den richtigen Augenblick«, widersprach er und studierte die Speisekarte. Er würde erst von Jennifer anfangen, wenn sie bestellt hatten. Als der Kellner ihre Wünsche notiert und sich entfernt hatte, fing Bentz an zu erzählen. Er begann mit dem Moment, in dem er in seinem Krankenhausbett aus dem Koma erwacht war und einen Temperatursturz verspürt hatte, unmittelbar bevor er seine tote Frau in der Tür hatte stehen gesehen. Er erzählte Olivia auch von den anderen Erscheinungen und schließlich, dass er Jennifer vor ein paar Tagen hinter ihrer Veranda entdeckt hatte und dann der Briefumschlag mit der mit einem roten Fragezeichen versehenen Sterbeurkunde und den Fo-

tos eingegangen war.

Bei jeder Erscheinung, von der er ihr berichtete, wurde Olivia ernster. »Ich verstehe das nicht«, flüsterte sie und suchte seinen Blick. »Wie? Und warum?«

Er reichte er die Kopien, die er gemacht hatte, und beobachtete, wie ihr Gesicht grau wurde. »Ich wünschte, ich wüsste eine Antwort darauf.«

»Jennifer ist tot.« Sie blickte ihn an, als suche sie eine Bestätigung. »Ja.«

»Es gab einen Abschiedsbrief, und du hast die Leiche identifiziert.«

»Ich weiß.«

»Dann ...?«

»Möglicherweise eine Doppelgängerin.«

»Oder ... deine Einbildung.«

»Ich glaube nicht.« Er tippte mit dem Finger auf die Fotos.

»Die hier sind echt.«

»Vielleicht hat sie jemand gefälscht.«

»Das ist möglich.«

»Rick, sie ist *nicht* mehr am Leben!« Olivia räusperte sich und lehnte sich auf ihrem Stuhl zurück. »Hast du ... hast du es Kristi gesagt?«

»Sie war dabei, als ich aufgewacht bin. Sie glaubt,

ich hätte halluziniert, wegen der starken Medikamente oder als Nachwirkung des Komas. Sagte, es wäre vermutlich nur eine >üble Täuschung<. Ich wollte sie nicht beunruhigen, also hab ich die Sache nie wieder angesprochen und sie ebenfalls nicht.«

Kristi sollte schließlich nicht denken, ihr Vater hätte den Verstand verloren. Denn obwohl er sicher war, dass ihn jemand schikanierte, hielt er es tief im Innern für durchaus möglich, dass ein paar dieser Erscheinungen nur in seinem Kopf stattgefunden hatten.

Vielleicht hatten irgendwelche äußeren Einflüsse einen Riegel in seinem Gehirn zurückgeschoben, und er wusste nicht mehr - obwohl er das nur ungern zugab -, was wirklich und was ein Ausbund seiner Fantasie war. »Sie hat die hier noch nicht gesehen?« Olivia deutete auf die Fotos. »Nein.«

Olivia atmete langsam aus und starrte auf die rot bekritzelte Sterbeurkunde, dann wieder auf die Bilder. Ihre Augenbrauen zogen sich zusammen und bildeten kleine Falten auf ihrer Stirn, ihre Lippen kräuselten sich voller Abscheu. »Das ist wirklich krank.«

»Das kann ich nicht bestreiten.«

»Hast du eine Ahnung, wer das geschickt haben könnte?« Sie hielt die Fotos und die Sterbeurkunde hoch, dann schüttelte sie den Kopf und gab sie Bentz zurück. »Nein. Aber Montoya lässt im Labor die Originale überprüfen. Fingerabdrücke, DNS, Fotomanipulation - alles, was das Department herausfinden kann, sogar, was für ein roter Stift für das Fragezeichen verwendet wurde.« Er steckte den Umschlag zurück in die Innentasche seines Jacketts, als der Kellner mit dem ersten Gang kam. »Glaubst du, sie ist am Leben?«, fragte Olivia. »Nein.« Bentz stocherte in seiner Meeresfrüchtesuppe und schüttelte den Kopf. »Aber ich glaube auch nicht, dass sie ein Geist ist.«

»Natürlich nicht. Also ... eine Doppelgängerin. Jemand, der dir einen bösen Streich spielen will.« Olivia nickte bekräftigend und griff nach ihrer Gabel. »Wer?«

»Das ist die Millionen-Dollar-Frage.« Gereizt spießte sie Salat und Shrimps auf. »Du glaubst also, es gibt jemanden *hier* in Louisiana, der so tut, als sei er Jennifer, und diese Person zeigt sich nur dir. Außerdem glaubst du, dass sie vor Monaten im Krankenhaus aufgetaucht und dir genau in dem Augenblick erschienen ist, in dem du aufgewacht

bist. Nichtsdestotrotz sind die Fotos und die Sterbeurkunde in L.A. abgeschickt worden.« Ihre Augen wurden schmal. Sie schob sich die Gabel in den Mund. »Ist das richtig?«

»Ja. In etwa.«

»Warum sich solche Umstände machen? Warum den Umschlag nicht einfach hier in New Orleans aufgeben?«

»Jennifer ist in Südkalifornien ums Leben gekommen.«

»Wenn es tatsächlich ihr Van war.«

»Es war ihr Van.«

»Du sagst, sie sei nicht gealtert. Wie nahe warst du an ihr dran?«

»Nicht nahe genug.«

»Hm. Auf den Fotos sieht sie jung aus, aber das könnte retuschiert sein. Vielleicht hat man ihr Gesicht auch einfach auf den Körper einer anderen Frau gesetzt.«

»Die Antwort liegt in L.A.«

»Obwohl du sie in Louisiana gesehen hast?«

»Diese Aufnahmen sind in der Gegend um L.A. gemacht worden.«

»Vielleicht.«

Wieder die Sache mit der digitalen Bildbearbeitung.

»Sie liegt auf einem Friedhof in Kalifornien«, sagte er und achtete auf Olivias Reaktion.

»Mein Gott, du willst sie doch nicht etwa exhumieren lassen?« Ekel malte sich auf ihrem Gesicht ab. »Weil du *glaubst,* sie gesehen zu haben? Weil du ein paar Fotos und eine bekritzelte Sterbeurkunde aus jener Stadt bekommen hast, in der du mit ihr gelebt hast? Ist das nicht eine etwas extreme Maßnahme? Ich meine, wird so was überhaupt genehmigt?«

»Ich weiß es nicht, aber ich denke schon.«

»Dann hast du also vor, nach Kalifornien zu reisen«, stellte sie kopfschüttelnd fest. »Ja. Solange ich außer Dienst bin.«

»So bald schon.«

Er nickte. »Montoya hält mir hier den Rücken frei und sieht nach dir.«

»Du glaubst, ich brauche einen Aufpasser?«

»Nein. Aber ...«

»Nur für den Fall, dass ich mich einsam und verlassen fühle. Richtig?«, spottete sie. »Damit ich mich an deinen Partner wenden kann, wenn mir aufgeht, wie sinnlos dein Unterfangen ist, dass du einem Geist nachjagst oder ... ich weiß nicht ... dich mit alten Gefühlen herumschlägst, die du nicht auf

sich beruhen lassen kannst. Ist es das, was du sagen willst?«

Er fühlte, wie sich die Muskeln in seinem Rücken versteiften.

»Ich brauche keinen Babysitter, okay? Ich habe die meiste Zeit meines Lebens in diesem Haus verbracht und war sehr oft allein. Ich brauche niemanden, der >nach mir sieht<. Manchmal frage ich mich, ob du den Verstand verloren hast!«

Da wären wir schon zwei.

»Vielleicht solltest du das einfach den Cops überlassen.«

»Ich bin ein Cop.«

»Nein, diesmal nicht.« Sie schüttelte den Kopf, und ihre goldenen Strähnen fingen das Kerzenlicht ein. »Diesmal bist du das Opfer.«

»Hör mal, Liwie -«

»Was soll ich mir anhören? Eine Entschuldigung dafür, dass du einer Frau hinterherjagst, die tot ist? Einem Hirngespinst? Die Sterbeurkunde und die Fotos sind ein Fall für die Polizei«, beharrte sie. »Und was die Erscheinungen angeht«, fügte sie hinzu, »vielleicht solltest du deswegen einen Arzt konsultieren oder - Gott bewahre! - einen Psychologen. Diese Fotos ... sie *müssen* gefälscht sein.«

»Olivia -«

»Ich höre dir zu, Bentz, Wort für Wort. Aber es ist das, was du mir *nicht* erzählst, was mir Herzklopfen und Kopfschmerzen bereitet.«

»Wart mal 'ne Sekunde.«

»Nein, das tue ich nicht. Nicht eine Sekunde, nicht eine halbe Sekunde. Du wirst jetzt *mir* zuhören. Wie ich die Dinge sehe, bist du ganz versessen darauf, deiner Vergangenheit nachzujagen. Gib's doch zu. Wenn wir in unserer Ehe ein Problem hatten, dann wegen Jennifer. Kristis Mutter. Eine Frau, von der du dich hast scheiden lassen, weil sie nicht treu sein konnte und dich betrogen hat. Und jetzt hast du mit einem Gefühl zu kämpfen, das über ein Jahrzehnt an dir genagt hat: Schuld. Du hast Schuldgefühle, weil du lebst und sie nicht.«

»Ist das deine professionelle Meinung?«

»Das hat nichts mit meinem Beruf zu tun. Das sagt mir mein gesunder Menschenverstand.« Es sah so aus, als wollte sie noch etwas hinzufügen, doch dann schob sie den Rest von ihrem Salat beiseite und sagte: »Wenn du gehen musst, dann geh. Klär die Sache. Du weißt, ich habe versucht, dich zu unterstützen, dich zu verstehen und optimistisch zu sein, doch das hier frisst dich auf. Also geh. Finde

heraus, was dahintersteckt. Das ist wichtig, ja, aber was für mich wirklich wichtig ist, ist, dass du endlich mit deiner Vergangenheit abschließt.«

Er fühlte ein Zucken an seiner Schläfe. »Wenn du nicht willst, dass ich gehe -«

»O nein, das ist *deine* Angelegenheit, nicht meine. Wenn du das Gefühl hast, du musst das tun, dann tu es.«

»Ich dachte, du willst, dass ich mich dir öffne, dir erzähle, was mich beschäftigt.«

»Ja«, gab sie zu und nickte. Der Kellner brachte den Hauptgang. Als er wieder fort war, sagte Olivia: »Ich wollte es wirklich wissen, doch ich dachte, du hättest dich mir ein bisschen früher anvertraut, bevor du innerlich bereits deine Koffer gepackt und dich auf den Weg nach La-La-Land gemacht hast.«

»Wie ich schon sagte: Wenn du nicht möchtest, dass ich gehe, musst du nur ein Wort sagen.«

Sie zögerte, dann beugte sie sich vor. »Nein, Rick. Ich *möchte,* dass du gehst. So glücklich wir auch waren - und wir waren glücklich -, auf mir hat immer ein leiser Zweifel gelastet. Und Schuld auf dir. Wenn Jennifer noch am Leben wäre, wären wir womöglich gar nicht zusammen. Das ist unsere Gelegenheit, herauszufinden, wie stark unsere Ehe ist.«

»Ich denke, sie ist verdammt stark.«

»Glaubst du?«

»Ja.«

»Aber du willst nicht die Verantwortung für ein Kind übernehmen.«

»Ich habe ein Kind.« Er wollte noch etwas hinzufügen, doch er sah, wie sich ihre Augen trübten, und wusste, dass er sie damit verletzt hätte. Stattdessen griff er über den Tisch nach ihrer Hand. »Es ist einfach nicht der richtige Zeitpunkt.«

Sie zog ihre Finger fort. »Für mich ist es der richtige Zeitpunkt, Bentz«, widersprach sie und schob das Kinn leicht vor. »Jetzt oder nie.«

Er überlegte, ob er nachgeben sollte. Schließlich würde sie eine wunderbare Mutter sein, das wusste er. Und was machte es schon, dass er in Pension wäre, wenn das Kind die Highschool beendete? Das kam doch ständig vor. Er lächelte. »Ich werde darüber nachdenken.« Sie nahm ihre Handtasche und schob den Stuhl zurück. »Dann tu das schnell.«

5

Sie hätte es ihm sagen sollen.

Sie hätte keinen Rückzieher machen dürfen.

Olivia trat aus der Dusche und trocknete sich ab. Dampf beschlug das Badezimmerfenster, und sie wischte, mit sich selbst hadernd, ein Stückchen davon frei. Bentz war heute früh abgereist und saß jetzt im Flieger nach Los Angeles. Sie hätte ihn nicht gehen lassen sollen, ohne die Schwangerschaft zu erwähnen, doch die Vorstellung, zu eben den Frauen zu zählen, die sich an ihren Mann klammerten und denen jede Ausrede - sogar ein ungeborenes Baby - recht war, um ihn von dem abzuhalten, was er tun wollte, ging ihr gegen den Strich. Sie hielt nichts davon, jemanden, den sie liebte, an die kurze Leine zu legen. Sie wollte nicht, dass er ihretwegen Schuldgefühle hegte, hatte er ihr doch klar und deutlich zu verstehen gegeben, was er davon hielt, noch einmal Vater zu werden.

Es war nicht so, dass sie ihn hintergangen hatte und gegen seinen Willen schwanger geworden war - sie hatten nur einfach nicht mehr verhütet. Er wusste, dass sie keine Pille nahm. Obwohl Rick für gewöhnlich aufpasste, hatte er sich ein paarmal, wenn die Leidenschaft die Vernunft besiegte, nicht erst mit einem Kondom aufgehalten. Außerdem, dachte Olivia, während sie ihre Zähne putzte und sich in dem beschlagenen Badezimmerspiegel betrachtete,

freute sie sich riesig, dass sie dieses neue Leben in sich trug, da sie schon befürchtet hatte, es würde in Anbetracht ihres Alters schwierig sein, ein Kind zu empfangen. Trotzdem hatte sie das Baby nicht als Vorwand benutzt, ihn von seinen Nachforschungen in L.A. abzuhalten. Sie spuckte aus, beugte sich zum Wasserhahn hinunter und spülte sich den Mund aus, dann richtete sie sich wieder auf. Die Frau, die ihr aus dem beschlagenen Spiegel entgegenblickte, schien sie im Stillen einen Feigling zu schimpfen, wie sie schuldbewusst feststellte. Doch sie hatte aus gutem Grund nichts gesagt. Sie hatte einen Streit vermeiden wollen, hätte es nicht ertragen können, Enttäuschung - vielleicht sogar Unmut - in seinen Augen zu sehen. Sie glaubte nicht, dass er ihr eine Abtreibung vorschlagen würde, doch sie wollte sich gar nicht erst mit dieser Vorstellung auseinandersetzen. »Und du hast gedacht, du wärst immer geradeheraus«, sagte sie laut zu ihrem verschwommenen Konterfei. »Bist du nicht diejenige, die nie einen Rückzieher macht? Was zum Teufel ist bloß los mit dir?«

Sie ließ die Hände auf ihren flachen Bauch sinken. Ein Baby ... ein neuer Mensch, der jetzt, in diesem Augenblick, in ihr heranwuchs. Und ihr Mann wusste

nicht mal, dass sie schwanger war. Wollte es nicht wissen. »Na super«, murmelte sie, fuhr sich mit dem Kamm durchs Haar und warf sich ein Handtuch über, dann öffnete sie die Badezimmertür und wäre um ein Haar über den Hund gefallen. Harry S. hatte es sich direkt davor gemütlich gemacht. »Das ist aber gar nicht klug«, sagte sie zu ihm und tätschelte sein flauschiges Köpfchen. »Aber mach dir keine Gedanken deswegen, in letzter Zeit passiert viel in diesem Haus, was gar nicht klug ist.«

Harry pochte mit dem Schwanz auf den Fußboden, dann folgte er ihr ins Schlafzimmer, wo sie sich anzog und versuchte, den Gedanken zu verdrängen, dass ihr Mann meilenweit von ihr entfernt war, auf der Jagd nach den Dämonen, die ihn seit zwölf langen Jahren verfolgten.

Der Flug verlief ohne besondere Vorkommnisse. Einmal meinte Bentz, als er von einem Nickerchen erwachte, er würde Gardenien riechen. Er blickte sich suchend in der Kabine der Boeing 727 um, fasste jeden einzelnen Passagier ins Auge und erwartete schon fast, Jennifer auf einem Fensterplatz zu entdecken, die dort in aller Seelenruhe ein Buch las. Natürlich würde sie seinen Blick bemerken und ihn

mit diesem aufreizenden kleinen Lächeln ansehen, um ihm zu verstehen zu geben, dass sie von ihrer Verfolgung wusste. Doch sie war nirgendwo auszumachen. Keiner im Flieger hatte auch nur die entfernteste Ähnlichkeit mit seiner ersten Frau ... Ex-Frau, wie er sich wieder einmal ins Gedächtnis rief.

Mit einem sanften Ruck setzte das Flugzeug mit den hinteren Rädern auf der Landebahn des Los Angeles International Airport auf, dann berührte das vordere Rad des Fahrwerks den Asphalt. Während die 727 zum Flugsteig rollte, waren die meisten Passagiere schon damit beschäftigt, ihre Handys einzuschalten, die Sitzgurte zu lösen und das Gepäck im Fußraum hochzuheben.

Nachdem sie den ganzen Flug über in ihr Buch vertieft gewesen war, wuchtete die Frau auf dem Platz neben Bentz eine Handtasche in der Größe von Guatemala auf ihren Schoß und durchwühlte sie hektisch nach ihrem Mobiltelefon. Bentz wäre beinahe von dem Riesending erschlagen worden. Er zog seinen Computer unter dem Vordersitz hervor, und sie fand endlich ihr Handy, schaltete es ein und fing sofort an zu telefonieren. Er war gezwungen, das Gespräch mit anzuhören, eine einseitige Unterhaltung, in der sie über die neueste Freundin

ihres Ex herzog. Zum Glück leerte sich die Maschine schnell. Auf dem Weg zum Gepäckband rief Bentz Olivia an und hinterließ ihr die Nachricht, dass er sicher gelandet war. Er fand seine Reisetasche, dann mietete er einen kleinen SUV mit GPS-Navigationssystem. Das alles schaffte er ohne den Gehstock, und obwohl seine Hüfte schmerzte, schleuderte er das verdammte Ding auf den Rücksitz.

Er setzte den gemieteten Ford Escape aus der Parklücke und schob sich seine Sonnenbrille auf die Nase. Die Gegend war ihm vertraut, die Enge, die er in seiner Brust verspürte, neu. Es war Jahre her, dass er L.A. mit einem schlechten Geschmack im Mund verlassen hatte - nun überrollten ihn die alten Gefühle mit Wucht. Schuld wegen Jennifers Selbstmord, Gewissensbisse wegen des Todes eines Zwölfjährigen mit Spielzeugpistole, nagende Frustration darüber, dass er den Doppelmord an den Caldwell-Zwillingen hätte aufklären können, wäre er nur ganz auf der Höhe gewesen und nicht benebelt von zu vielen Besäufnissen. Er war ein Wrack gewesen. Jack Daniel's war sein bester Freund geworden, und diese Freundschaft hatte jede andere Beziehung zerstört. Außerdem hatte sie seine berufliche Leistung beeinträchtigt und seine

Fähigkeit, klar zu sehen und zu denken.

Obwohl offiziell er es gewesen war, der das LAPD verlassen hatte, hatte doch ein großer Druck auf ihm gelastet, den Dienst zu quittieren, war die Luft im Department dicker gewesen als der Smog, der sich über die Stadt senkte. Selbst die ihm verbliebenen Freunde, die wenigen Kollegen, die »ihn am Hals hatten«, waren erleichtert gewesen, als er L.A. den Rücken kehrte. Sein Weggang war für alle Beteiligten besser gewesen - besonders für ihn.

Doch er hatte auch einige unerledigte Angelegenheiten zurückgelassen, unter anderem das unaufgeklärte Verbrechen an Delta und Diana Caldwell.

Die Gegend hatte sich in den letzten zwölf Jahren verändert, doch die königlichen Palmen und das spacige Encounter Restaurant am Flughafen erinnerten ihn an eine Zeit, die er eigentlich unbedingt vergessen wollte. Bentz manövrierte den SUV auf den Freeway. Wegen des Smogs konnte er die Hügel, die Los Angeles umgaben, nicht erkennen. Er spielte an der Klimaanlage, um gegen die steigende Temperatur anzukämpfen. Gebäude tauchten gespenstisch aus dem flimmernden Hitzeschleier auf. Instinktiv fuhr er in seine alte

Gegend, nicht weit entfernt von Culver City.

Auch hier hatte sich etwas verändert. Die Sträucher und Bäume waren größer geworden, die Gegend an sich wirkte wegen der rissigen Gehsteige und der schmiedeeisernen Gitter vor den Fenstern mancher Häuser ein wenig heruntergekommen.

Sein altes Haus sah mehr oder weniger aus wie früher. Irgendwann in den vergangenen Jahren war es einmal taubengrau gestrichen worden, doch jetzt brauchte es dringend neue Farbe. Die Garagentür war abgesplittert und schloss nicht richtig, der Garten war trocken und verwildert. Zwischen dem von der Sonne gebleichten Rindenmulch vor der abgenutzten vorderen Veranda wucherte braunes Unkraut. Ein ZU VERKAUFEN-Schild war vor dem Haus in den Rasen gerammt, doch auch das verblich in der intensiven kalifornischen Sonne.

Bentz ließ seinen Stock im Mietwagen, ging ums Haus und spähte durch die schmutzigen Scheiben. Er blickte auf staubige Fußböden und schmuddelige Wände, manche waren noch so gestrichen wie vor zwölf Jahren. Er trat zurück und beschirmte mit der Hand die Augen, dann blickte er hinauf zu seinem ehemaligen Schlafzimmerfenster und wurde mit einer Reihe von Erinnerungen bombardiert. Er musste

daran denken, wie er vor über zehn Jahren ebendieses Zimmer betreten und auf ein zerwühltes Bett sowie verstreute Spiegelscherben gestoßen war. In Gedanken kehrte er zu dem kleinen Zimmer oben zurück, dem Gästezimmer, das Jennifer als Büro genutzt hatte. Er erinnerte sich, dass es eine Weile gedauert hatte, bis er ihren Abschiedsbrief fand, nicht wie sonst üblich auf einem Tisch oder einer Anrichte, sondern tief unten in einer Schublade ihres Schreibtisches hinterlegt, adressiert an Kristi, unterschrieben in Jennifers flüssiger Handschrift.

Er hatte sich immer darüber gewundert. Der Abschiedsbrief an ihre Tochter, versteckt zwischen den Seiten des neuesten Selbsthilferatgebers, den Jennifer gelesen hatte. *Die Kraft meines Ichs* oder etwas ähnlich Egozentrisches. Kein Ratgeber auf der ganzen Welt hätte seiner verkorksten Ex-Frau helfen können. Und doch hatte sie den Abschiedsbrief nicht offen liegen lassen. Als hätte sie es sich noch mal überlegt.

Oder gewartet. Die letzte Entscheidung noch nicht getroffen.

Als er den Brief damals fand, hatte er die quälenden Fragen beiseitegeschoben und sich klargemacht, dass Jennifer bei ihrem Selbstmord wie bei so vielen

Dingen in ihrem Leben lausige Arbeit geleistet hatte. Doch nun meldeten sich neuerliche Zweifel. Was, wenn Jennifers Tod kein Selbstmord gewesen war? Was, wenn sie den Wagen gar nicht gefahren hatte? Was, wenn die Frau, die er als seine frühere Ehefrau identifiziert hatte und die nun einen Meter achtzig tief unter der Erde lag, jemand anderes gewesen war? Doch wer verweste dann in ihrem Grab? Bei der Vorstellung drehte sich ihm der Magen um, und er verbot sich, weiter seinen düsteren Gedanken nachzuhängen.

Er kehrte zu seinem Escape zurück und fuhr die rund fünf Meilen zum Friedhof, dem Ort, an dem Jennifer, so hatte er bislang angenommen, ihre letzte Ruhe gefunden hatte. Er parkte im Schatten einer Lebenseiche, zückte seine Brieftasche und zog eine abgenutzte Karte von Detective Jonas Hayes vom Los Angeles Police Department heraus. Er hatte die Karte zwölf Jahre mit sich herumgetragen und erinnerte sich noch genau an den Tag, an dem Hayes sie ihm in die Hand drückte, nach Jennifers Beerdigung. »He, solltest du je etwas brauchen ...« Wolken waren aufgezogen, und es hatte angefangen zu regnen. Das alles war so lange her ... Und jetzt fragte sich Bentz, ob Jennifer wirklich in dem Sarg unter dem Grabstein

aus Granit lag. Er ging durch das verdorrende Gras und fand die Grabstätte. Als er die schlichte Inschrift las, verspürte er einen seltsamen Stich in seinem Herzen. Hatte er einen Fehler gemacht? War der Leichnam unter seinen Füßen der einer anderen Frau? Er starrte hinunter auf das Gras, als könne er durch die Erde hindurchblicken.

Eine sanfte Brise strich ihm über den Nacken, und plötzlich lag ein schwerer Duft nach Gardenien in der Luft. Hatte er jemanden seinen Namen flüstern hören? Er drehte sich um und erwartete, Jennifer zu sehen. Doch sie war nicht da, lehnte nicht an einem der größeren Grabsteine, das rotbraune Haar schimmernd im Nachmittagslicht, und war auch sonst nirgendwo auf dem stillen, von einem schmiedeeisernen Zaun umgebenen Friedhof zu entdecken.

Er stand allein am Grab seiner Ex-Frau. Der Friedhof war leer, keine Menschenseele - und auch kein Geist - war zu sehen. Auf manchen der Gräber befanden sich frische Blumen. Andere waren mit Plastikbouquets geschmückt, wieder andere mit kleinen amerikanischen Flaggen, deren Farben in der grellen Sonne verblassten.

Sie ist tot, Bentz. Tot. Das weißt du. Du hast ihre

Leiche mit eigenen Augen identifiziert. Außerdem gibt es keine Geister, denk daran!

Er blieb noch ein paar Minuten lang stehen und versuchte zusammenzubringen, was mit ihm vorging. Er glaubte nicht, dass er durchdrehte, und an Geister glaubte er schon gar nicht. Tote Frauen kehrten nicht so einfach zurück. *Warum bist du dann hier, auf dem Friedhof?* Ohne eine Antwort auf diese Frage gefunden zu haben, kehrte er zum Wagen zurück, der nun in der Sonne briet. Er ließ die Fahrertür offen, setzte sich hinters Steuer und startete den Motor, um die Klimaanlage zum Laufen zu bringen. Während es im Wagen langsam kühler wurde, betrachtete er die Karte seines ehemaligen Kollegen. Auf der einen Seite stand die offizielle Adresse mit Durchwahl von Detective Jonas Hayes beim LAPD, auf der anderen eine vor langer Zeit eilig hingekritzelte Telefonnummer. Bentz tippte die Privatnummer in sein Handy. Eine Computerstimme teilte ihm mit, dass die Nummer nicht mehr vergeben sei. »Großartig.« Bentz drehte die Karte um und versuchte es erneut - diesmal rief er direkt auf der Polizeistation an und fragte nach Detective Jonas Hayes.

Ohne großes Aufhebens wurde er zu Hayes'

Anrufbeantworter durchgestellt. Er hinterließ ihm die Nachricht, er sei in der Stadt und wolle sich mit ihm treffen. Danach rief er erneut bei Olivia an und sprach ihr ebenfalls auf Band. Als er auflegte, hatte er das unheimliche Gefühl, beobachtet zu werden, als verfolgte jemand aus dem Verborgenen heraus jede seiner Bewegungen. Er ließ den Motor an und suchte den Friedhof erneut mit den Augen ab, dann blickte er in den Rückspiegel und versicherte sich, dass ihm niemand folgte. »Du bist ein Idiot«, sagte er zu sich selbst und machte sich auf die Suche nach einem sauberen, günstigen Motel.

Jonas Hayes fluchte leise. Er war müde. Todmüde. Er hatte am Tag zuvor Stunden damit verbracht, die Details der Besuchszeiten für seine Tochter Maren auszuarbeiten, und anschließend kein Auge zugetan. Jetzt schob er eine volle Schicht, und dann hatte ihn auch noch Rick Bentz angerufen.

»Verflucht«, murmelte er. Es gab jede Menge Gründe, warum er ihn nicht zurückrufen wollte. Er wartete, bis seine Schicht vorbei und er schon mehrere Meilen vom Department entfernt war, dann fuhr er rechts ran und wählte die Handynummer, die Bentz ihm gegeben hatte. Beim dritten Klingeln

meldete sich sein ehemaliger Kollege. »Rick Bentz.«

»Der Rick Bentz, der dem Tod von der Schippe gesprungen ist und einen Blitzschlag überlebt hat?«, scherzte Hayes, obwohl er es in Wahrheit gar nicht lustig fand, mit Bentz zu telefonieren.

»Nicht ganz, aber nahe dran. Schlechte Neuigkeiten verbreiten sich schnell.«

»Klatsch kennt keine Grenzen. Seit es Internet, Fotohandys, elektronische Verkehrsüberwachung und überall Sicherheitskameras gibt, ist es vorbei mit der Privatsphäre. Du kannst nicht mal in New Orleans pinkeln, ohne dass das jemand bei YouTube einstellt, damit dir alle dabei zusehen können.«

»Tatsächlich?«, fragte Bentz. »Warum zum Teufel filmen wir dann nie die Tatverdächtigen?«

»Tun wir doch. Oft sogar. Zumindest die dummen.«

»Hast du schon Pläne fürs Abendessen? Ich bin in der Stadt, und ich lade dich ein.«

Hayes hatte es kommen sehen. Und es gefiel ihm gar nicht. »Klingt, als sollte ich dir einen Gefallen tun.«

»Vielleicht.«

»Kein Vielleicht. Deshalb bist du von den Toten auferstanden, Bentz. Gib's zu.«

»Über das Wiederauferstehen reden wir bei einem

Steak. Wie wär's mit dem Roy's, wenn's das noch gibt?« Das Roy's war einst schwer angesagt gewesen, eine Hommage an die Zeit der großen Western. »Es ist noch heruntergekommener als früher, aber das Essen ist nach wie vor gut, und die Drinks kosten zur Happy Hour nur einen Fünfer.«

»Und das ist günstig?«

»In Hollywood ja. Aber heute Abend geht nicht. Ich hab schon was vor. Gilt dein Angebot auch für morgen?«

»Sicher. Wir treffen uns dort um ... sagen wir gegen sieben?«

»Das wird klappen. Morgen um sieben. Bis dann.« Hayes legte auf, öffnete das Fach zwischen den Vordersitzen seines alten 4Runner und fand die Packung Rolaids, die Magensäureblocker, die er dort verwahrte. Seit dem Anruf von Bentz hatte er wieder Sodbrennen. Hayes warf sich ein paar Tabletten in den Mund und spülte sie mit dem Rest seines Morgenkaffees hinunter, inklusive Bodensatz. Es schmeckte bitter, doch erträglich. Er setzte seine Sonnenbrille auf, checkte im Rückspiegel den Verkehr und ordnete sich vorsichtig ein.

Wenn Rick Bentz in L.A. war, war irgendwas im Busch. Etwas, das nichts Gutes bedeutete.

Ich muss mich wirklich beglückwünschen. *Gute Arbeit!* Rick Superarschloch Bentz ist zurück in L.A.! Keine große Überraschung.

Wie ein hungriger Löwe, der sich auf eine schwache Gazelle stürzt, hatte sich Rick Bentz ködern lassen. Gerade noch rechtzeitig.

Ich werfe einen prüfenden Blick auf den Kalender und nicke. Fühle einen kleinen erregenden Schauder mein Rückgrat hinabrieseln. Noch ist er nicht wieder ganz bei Kräften, noch nicht schnell und gewandt genug, und er benutzt immer noch den Gehstock, was perfekt ist. Ich kann es nicht ändern, aber mich durchflutet eine Welle von Stolz. Auf mich selbst. Nicht allein dafür, dass er zurückgekommen ist, sondern dass ich Geduld bewiesen habe. Ich musste auf den richtigen Zeitpunkt warten, doch jetzt, denke ich, kann ich mir einen Drink genehmigen, einen starken. Mal sehen ... wie wär's mit einem Dry Martini? Das ist doch passend. Ich gehe zur Bar, suche den Wodka und verfluche mich selbst, weil mir die Oliven ausgegangen sind. Verdammt ... obwohl, was macht das schon? Ich nehme den Wermut und gebe ein kleines Tröpfchen dazu, dann schüttele ich das Ganze zusammen mit Eis und gieße mir ein ...

hmm. Weil es keine Oliven gibt, begnüge ich mich mit einem Scheibchen Zitrone ... perfekt. Ich gehe zu dem großen Spiegel, hebe mein Glas und proste der Frau darin zu. Sie ist schön. Groß. Gertenschlank. Noch hat das Alter keine Spuren hinterlassen. Ihr dunkles Haar fällt ihr in leichten Wellen auf die Schultern. Ihr Lächeln ist ansteckend, ihre Augen sind die einer Frau, die weiß, was sie will, und das auch bekommt.

»Auf einen neuen Anfang«, sage ich, berühre mit dem Rand meines Glases den Spiegel und höre das leise Klirren von Glas auf Glas. »Auf das hier haben wir lange gewartet.«

»Da hast du recht, aber länger warten wir nicht mehr«, erwidert sie und zieht verschwörerisch die geschwungenen Augenbrauen hoch.

Bei dem Gedanken daran, dass das, woran wir - ich - so lange gearbeitet haben, nun Früchte trägt, verspüre ich ein inneres Prickeln.

Das Fenster steht offen, die Nacht senkt sich herab, und der Mond steigt auf, eine gespenstische Sichel am halbdunklen Himmel.

»Zum Wohl«, erwidert mein Spiegelbild und hält mit einem erwartungsvollen Augenzwinkern das Glas in die Höhe. »Auf dass wir erfolgreich sein werden.«

»Oh, das werden wir«, versichere ich der Frau im Spiegel, und sie erwidert mein Lächeln. »Das werden wir.« Dann trinken wir und fühlen, wie der kalte Cocktail durch unsere Kehlen fließt. Wir denken an Rick Bentz. Auf eine rauhe Art und Weise gutaussehend, durchtrainiert und muskulös. Kantiges Kinn und Augen, die jede Lüge durchschauen, clever und besonnen, die Gefühle für gewöhnlich gut unter Verschluss. Und doch hat er eine Achillesferse. Eine, die ihn zu Fall bringen wird.

»Bravo«, sage ich zum Spiegel. Denn ich weiß, dass dieser miese Hurensohn schon bald sein Fett abbekommen wird.

6

Bentz hatte viel zu erledigen und wollte keine Zeit verschwenden.

Zunächst einmal musste er eine Unterkunft finden. Er beschloss, in der Nähe seines ehemaligen Hauses und in dem Postleitzahlenbezirk zu bleiben, in dem der Umschlag mit den Fotos und der Sterbeurkunde abgeschickt worden war.

Obwohl die Hotelpreise in Südkalifornien jenseits der Schallgrenze lagen, fand er ein Motel in einem

älteren Teil von Culver City, das »preiswerte, saubere Zimmer« anbot. Das So-Cal Inn war ein langes, niedriges, zementverputztes Gebäude, das vermutlich kurz nach dem Zweiten Weltkrieg erbaut worden war und außer Wochenpreisen einen Swimmingpool, Zimmer mit Klimaanlage, Kabelfernsehen und kabelloser Netzwerkverbindung anbot. Außerdem war man hier »kinder- und hundefreundlich«. Das war mehr, als er brauchte.

Bentz stellte seinen Wagen ab und betrat den kleinen Rezeptionsbereich, wo eine Glaskanne mit Kaffee auf einer Warmhalteplatte stand. Ein Teenager, der nicht älter aussah als vierzehn, wedelte mit der Fernbedienung Richtung Fernsehgerät, das über einem Ständer mit Faltblättern zur Freizeitgestaltung in der Gegend an der Wand befestigt war.

»Mom!«, rief er und drehte sich zu einer halbgeöffneten Tür hinter dem langen Empfangstresen um, dann richtete er die Fernbedienung wieder auf den Fernseher und drückte mit der für die Generation der SMS und Videospiele typischen Schnellfeuergeschwindigkeit auf die Tasten. Als sich weder Kanal noch Lautstärke änderten, schoss ihm vor Frust die Röte ins Gesicht,

und er presste die Zähne aufeinander. Eine schlanke, durchtrainierte Frau schlüpfte durch die Tür. Ihr rotes Haar war auf dem Kopf aufgetürmt, die Wimperntusche so dick, dass die Augenlider von dem Gewicht herabgedrückt zu werden schienen. Sie mochte Mitte dreißig sein, roch nach Zigaretten und trug Shorts und ein bedrucktes Wickeloberteil, das seitlich geknotet war. Über einer ihrer Brüste prangte ein Schild, auf dem stand: REBECCA ALLISON - MANAGERIN. »Kann ich Ihnen helfen?«, fragte sie und verzog ihre glänzenden Lippen zu einem freundlichen Lächeln.

»Ich suche ein Zimmer, ein Einzelzimmer. Nichts Aufwendiges.«

»Wir haben ein paar Zimmer mit wundervollem Blick auf den Pool«, sagte sie und schaltete blitzartig auf Geschäftsmodus. »Sie haben alle eine Schiebetür und eine eigene Terrasse.«

»Sind das die günstigsten?«

Ihr Lächeln blieb unverändert. »Nun, das nicht. Wenn Sie etwas weniger Teures suchen, habe ich verschiedene Zimmer, die auf den Parkplatz hinausgehen«, sagte sie und nannte ihm die Preise pro Tag und Woche. »Das genügt mir«, sagte er. »Für eine Woche.«

»Prima.« Sie zog seine Kreditkarte durch, der Teenager brummelte eine leise Bemerkung über verdammte Billigfernbedienungen, und die Sache war abgemacht.

Rebecca warf ihrem Sohn einen mahnenden Blick zu, dann wandte sie sich wieder an Bentz. »Hier ist eine Karte von der Umgebung. Kontinentales Frühstück gibt's von sechs bis zehn, Kaffee ist den ganzen Tag erhältlich.«

Er verkniff sich einen weiteren Blick auf die abgestandene Brühe.

»Wenn Sie etwas brauchen, rufen Sie einfach die Rezeption an.«

»Dieses verdammte Ding -«, ließ sich der Junge vernehmen. »Tony!«, sagte Rebecca scharf. »Genug.« Schmollend drehte der Junge seiner Mutter den Rücken zu, dann schüttelte er die Fernbedienung, als könnte er sie so zum Leben erwecken.

Bentz ging nach draußen und blinzelte in den weißen Dunst. Für die nächste Woche war er ein Einwohner von Südkalifornien.

Hayes überquerte mit großen Schritten den saftigen Rasen vor dem Apartmenthaus seiner Ex-Frau. Hinter den Hügeln im Westen ging die Sonne unter. Per

Fernbedienung öffnete er seinen SUV, wobei er fast mit einer Frau zusammengestoßen wäre, die zwei Beagles mit straff gespannten Leinen ausführte. »He, passen Sie doch auf«, sagte sie und bedachte ihn mit einem vernichtenden Blick. Ohne groß Notiz davon zu nehmen, riss Hayes mit einem Ruck die Fahrertür auf. Das Wageninnere kochte, das Lenkrad war beinahe zu heiß, um es anzufassen. Doch die glühende Hitze in seinem 4Runner war nichts, verglichen mit der Temperatur in seinem Innern. Er kochte. Was zum Teufel bildete sich Delilah bloß ein? Einfach ihre Ehe hinzuschmeißen, nur weil sie es nicht länger ertragen konnte, mit einem Cop verheiratet zu sein? Sie hatte doch gewusst, dass er eine Karriere beim LAPD anstrebte, als sie ihn vor zwölf Jahren heiratete.

Und dann war sie schwanger geworden. Sie beide hatten das Kind gewollt.

Was ihre Tochter anbetraf, dachte er, hatten sie es gut hinbekommen. Der Rest war ein Auf und Ab gewesen, eine Achterbahnfahrt, bestimmt von seiner Karriere und Delilahs Launen.

Und nun waren sie also geschieden. Mist. Das machte ihn zum doppelten Verlierer. Er war bereits einmal verheiratet gewesen, mit Alonda, seiner

College-Liebe. Am Ende hatte er sie mit ihrer besten Freundin im Bett überrascht, und sie hatte ihm gestanden, dass sie lesbisch war. Immer schon gewesen war. Es sei nicht so, dass sie ihn nicht liebte, aber ... Großartig.

Er war hinausgestürmt und hatte am nächsten Tag die Scheidung eingereicht. Wenigstens waren keine Kinder aus dieser unglücklichen Verbindung hervorgegangen. Zwei Jahre später hatte er Delilah kennengelernt und sich Hals über Kopf in sie verliebt. Doch er war vorsichtig gewesen. Er hatte nicht denselben Fehler zweimal machen wollen.

Hayes riskierte noch einen Blick auf das Apartmentgebäude, ein drei Stockwerke hohes, rosa verputztes Gebäude mit Bogenfenstern und einem Ziegeldach, eine Hommage an das alte Kalifornien. Sie wohnte ganz oben, zwei Schlafzimmer, neunzig Quadratmeter, schräge Decken, neue Auslegeware. Dort, behauptete sie, wolle sie »einen Neubeginn« wagen und herausfinden, was sie »wirklich wollte im Leben« - was auch immer das bedeuten mochte. Hayes drehte den Zündschlüssel, und der Toyota sprang an. Er setzte aus seiner Parklücke, eine seltene Annehmlichkeit hier in Santa Monica, sechsundzwanzig Blocks vom Strand entfernt. Die

Miete war hoch, zumindest in Hayes' Augen, doch Delilah hatte Geld. Sie besaß die Hälfte einer Model-Schule, auf die Laufstegmütter ihre Töchter schickten, damit sie die Feinheiten des Geschäfts lernten. Delilah, einst selbst Fotomodell und eine geborene Geschäftsfrau, hatte der Schule zu reißendem Erfolg verholfen. Wozu brauchte sie einen arbeitswütigen Polizisten zum Ehemann? Ihre Scheidung war seit sechs Monaten durch, doch es blieb das Gezerre um die Zeiten, wann ihre gemeinsame Tochter in wessen Obhut war.

Um ehrlich zu sein, hatte Jonas bereits begonnen, sich wieder mit jemandem zu treffen. Dieses Mal hatte er etwas mit Corrine O'Donnell, einer Kollegin, angefangen, mit einer Frau, die die Härte und Anforderungen des Berufs kannte. Sie war ebenfalls Detective gewesen, doch seit ihrer Verletzung hatte sie einen Schreibtischjob in der Abteilung für vermisste Personen angenommen. Sie behauptete, es mache ihr nichts aus, was ihn erstaunte.

Er reihte sich in den Verkehr ein, versuchte, seinen Zorn über Delilahs neueste Forderung im Zaum zu halten, und bog auf den Santa Monica Freeway. Vor seinem morgigen Treffen mit Bentz wollte er noch ein paar Dinge herausfinden.

Schließlich war Rick Bentz nicht aus heiterem Himmel aufgetaucht.

Die Anrufe, die Hayes zuvor getätigt hatte, hatten seine Vermutung bestätigt: Bentz war vom Polizeidienst in New Orleans beurlaubt, und es ging das Gerücht, er würde nicht mehr zurückkehren. Er war verletzt worden, hatte mehrere Wochen im Koma gelegen und anschließend ein paar Monate mit Physiotherapie zugebracht. Wenn er jemals wieder würde arbeiten können, dann vermutlich im Innendienst, und der Rick Bentz, den Hayes gekannt hatte, wäre lieber gestorben, als hinter einem Schreibtisch zu versauern. Hayes glaubte nicht, dass sich daran etwas geändert hatte. Doch er wollte noch weitere Erkundigungen einholen. Soweit er sich erinnerte, hatte Bentz den Tod seiner Ex-Frau nicht verkraftet, genauso wenig wie den des Valdez-Jungen. Bentz war von sämtlichen Vorwürfen freigesprochen worden - der Junge hatte auf Bentz' Partner, Russ Trinidad, gezielt, doch es hatte sich herausgestellt, dass es sich bei der Waffe um eine täuschend echt aussehende Spielzeugpistole handelte. Trotz des Freispruchs war Bentz von Schuldgefühlen zerfressen worden, und es hatte den Anschein, als hätte ihm der Selbstmord seiner Ex-Frau den Rest

gegeben. Er hatte an allem das Interesse verloren außer an seiner Tochter, und er hatte das Department mit dem ungeklärten Doppelmord an Delta und Diana Caldwell alleingelassen.

Bentz hatte seine Dienstmarke in L.A. abgegeben, und obwohl ihm niemand die Verantwortung für die zurückliegenden Ereignisse in die Schuhe schieben konnte, zogen die Leute doch ihre Schlüsse. Selbst die, die ihm am nächsten gestanden hatten, waren der Ansicht, er hätte den Verstand verloren, als er es noch einmal mit seiner Ex-Frau versuchte. Die Kollegen hatten den Tod des Zwölfjährigen auf Bentz' beeinträchtigtes Urteilsvermögen geschoben, auf mangelnde Konzentration, doch im Grunde war das Ganze schlichtweg eine Tragödie gewesen.

Hayes wusste nicht, was er denken sollte. Er scherte an einem alten VW Bus, der blauen Rauch ausstieß, vorbei auf die Interstate 10.

Sein Handy klingelte. »Hayes«, meldete er sich.

»Na, wie wär's?«, fragte Corrine. Sie war eine der wenigen Personen, die wussten, dass er noch immer Änderungen bei den Besuchsvereinbarungen durchsetzen wollte. »Es ging so«, sagte er und lächelte leicht. Corrine - ein Cop, der das Spiel kannte, der sein Fels geworden war. »Geht's dir gut?«

Nie, wenn ich gerade mit Delilah zu tun hatte. Sein Psychologe schien sogar der Ansicht zu sein, dass er ihretwegen einen Knacks bekommen hatte. »Es wird schon.«

»Dann kommst du also später vorbei? Ich habe *Rambo* auf DVD. Dachte, es könnte dir helfen, ein paar Aggressionen abzubauen.«

Er musste lachen. »Ich werde rohes Fleisch mitbringen.«

»Ich denke, du solltest ... hm, was haben die noch gleich über Rambos Essen gesagt?«

»Es würde einen Ziegenbock zum Kotzen bringen, oder so ähnlich.«

»Ja, das stimmt.« Sie kicherte. »Wir könnten es auf den Grill legen, egal, was es ist ... vielleicht ein überfahrenes Tier?«

»Ich arbeite dran.« Er fühlte sich ein wenig besser und blickte auf die Uhr am Armaturenbrett. »Ich hab noch ein paar Dinge zu erledigen und bin in etwas mehr als einer Stunde da.«

»Warum habe ich bloß das Gefühl, es hängt damit zusammen, dass Rick Bentz in der Stadt ist?« Vielleicht hätte er ihr besser nichts von Bentz' Anruf erzählen sollen, vor allem weil sie und Bentz »mal was miteinander hatten«. Doch die Wahrheit wäre

früher oder später ohnehin rausgekommen, und Bentz hatte mit verschiedenen Kolleginnen »was gehabt«, bevor er Jennifer kennenlernte und heiratete. Hayes entschied also, es wäre das Beste, wenn Corrine es zuerst von ihm hörte. Wenn er etwas aus seinen beiden gescheiterten Ehen gelernt hatte, dann, dass es besser war, bei der Wahrheit zu bleiben. »Da hast du ja den richtigen Schluss gezogen«, neckte er sie. »Was beweist, dass du ein erstklassiger Detective bist.«

»Ja, das stimmt. Die Abteilung für vermisste Personen wäre ohne mich nicht dieselbe.«

Sie spielte mit. »Glaub aber nicht, dass deine Süßholzraspelei deine voraussichtliche Verspätung wettmachen wird.«

»Nicht im Traum.«

»Ich lasse schon mal den DVD-Spieler warm laufen. Zumindest kann ich mich darauf verlassen, dass Rambo bei mir aufkreuzt.«

»Autsch! Ich beeile mich.«

»Du musst wissen, dass ich nicht der Typ Frau bin, der ewig wartet.«

»Was spricht denn dagegen?«, scherzte er, und sie kicherte. »Idiot!«

»Ja, aber du liebst mich.«

»Genau das ist das Problem. Bis gleich!« Er legte auf und fühlte sich tatsächlich besser. Corrine O'Donnell war nicht die Liebe seines Lebens, und er bezweifelte, dass sie das je sein würde. Außerdem hatte er sich geschworen, nie wieder zu heiraten. Zwei gescheiterte Ehen waren genug, und Junggeselle zu sein war nicht das Schlechteste. Sie schien das Gleiche zu empfinden, zumindest hatte sie nie angedeutet, mit ihm zusammenziehen oder heiraten zu wollen. Auch sie hatte ihre Trennungserfahrungen gemacht.

Während sich Hayes durch den Verkehr schlängelte, richtete er seine Gedanken wieder auf Bentz. Schluss mit den alten Geschichten, entschied er, das hatte sein ehemaliger Kollege verdient. Hayes würde sich mit ihm treffen und sehen, was Bentz von ihm wollte. Auch wenn er jetzt schon wusste, dass es ihm nicht gefallen würde.

Zimmer 16 in Ricks neuer Unterkunft blickte auf den von der Sonne rissig gewordenen Asphalt mit den verblichenen Parkplatzmarkierungen und hätte kaum zwei Sterne verdient, aber Bentz scherte das nicht. Auf dem Doppelbett lagen zusammenpassende, wenngleich verwaschene Paisley-Tagesdecken, die

Kopfteile aus Eichenholzimitat waren an die Wand geschraubt. Von einer abgenutzten Kommode starrte ihn ein Fernseher aus den Achtzigern an. Das dazugehörige Badezimmer war winzig, kaum groß genug, als dass er sich darin umdrehen konnte. Die Handtücher waren dünn, aber alles sah durchaus sauber aus. Vielleicht nicht nach Olivias Maßstab, aber für ihn reichte es. Er öffnete gerade den Reißverschluss seiner Reisetasche, als sein Handy klingelte und Olivias Nummer auf dem Display aufblinkte.

»Hi«, meldete er sich. »Ich hab mir schon Sorgen gemacht.«

»Tatsächlich?« Sie klang fröhlich, wie er erleichtert feststellte. In den vergangenen Tagen hatte sie versucht, ihn zu unterstützen, hatte sogar mit ihm gescherzt, doch er wusste, dass sie besorgt, vielleicht sogar bekümmert wegen seiner bevorstehenden Unternehmung war. Zweimal hatte er ihr angeboten, die Reise abzusagen, und beide Male hatte sie darauf bestanden, dass er sie antrat. »Du musst tun, was du tun musst, und wenn es vorbei ist, kommst du wieder nach Hause, okay?« Olivia war nicht der Typ Frau, der herumsaß und auf einen Mann wartete, doch diesmal tat sie genau das, auch wenn sie damit gegen

all ihre natürlichen Instinkte verstieß. Er wusste ihr Opfer zu schätzen und hatte ihr versprochen, die Dinge zu einem Ende zu bringen und so bald wie möglich zurückzukehren.

»Am besten, du arbeitest rund um die Uhr«, sagte sie streng.

»Ich bin doch erst seit ein paar Stunden hier.«

»Es kommt mir vor wie eine Ewigkeit«, flüsterte sie. Einen Augenblick lang wäre er beinahe darauf reingefallen, doch dann hörte er sie kichern. »Tut mir leid, ich konnte nicht anders.«

Er verkniff sich ein Lächeln. Immerhin machte sie Spaße und veräppelte ihn. »Also, was hast du herausgefunden?«

»Bis jetzt noch nichts.« Sie sprachen ein paar Minuten miteinander, und sie erzählte ihm, dass sie sich mit Lydia Kane, einer Freundin von der Hochschule, zum Abendessen getroffen hatte. Er gab ihr den Namen und die Telefonnummer von seinem Motel und versprach, sie am nächsten Tag anzurufen.

»Sei vorsichtig«, sagte sie. »Um ehrlich zu sein - ich weiß nicht, was ich dir wünschen soll. Dass du herausfindest, dass Jennifer tot ist und dir jemand ganz schön übel mitspielt, oder ... dass sie tatsächlich noch am Leben ist.«

»Beides wird ganz schön vertrackt sein.«

»Ich weiß. Im Ernst, Bentz. Geh nicht zu viele Risiken ein. Wir brauchen dich.«

»Wir?«

Sie zögerte nur eine Sekunde. »Ja, wir alle. Kristi und ich ... nun, und Harry S. und Chia.«

»Ich werde bald wieder zu Hause sein«, versprach er, aber sie wussten beide, dass er sie nur beschwichtigte. Er hatte keine Ahnung, wann er nach New Orleans zurückkehren würde.

»Lass mich wissen, wie viele Gespenster du schnappst.«

»Spaßvogel.«

»Manchmal«, erwiderte sie. »Meistens. Ich rufe dich an.«

Er legte auf und dachte daran, den nächsten Flieger nach Osten zu nehmen. Warum nicht? Sie hatte recht. Er jagte noch immer einem Geist hinterher, und er tappte entweder in eine Falle oder verlor den Verstand. Er wettete auf Ersteres. Und wusste, dass er das durchstehen würde. Durchstehen musste.

7

Bentz' Abendessen bestand aus abgepacktem Cheddar, Crackers und einer Cola light, die er aus dem Automaten im Durchgang zum Pool zog.

Er kehrte in sein Zimmer zurück, riss mit den Zähnen das Zellophanpapier auf und machte sich gleichzeitig an die Arbeit. Er hatte bereits eine Liste der Personen erstellt, die Jennifer am nächsten gestanden hatten. Während er die fettigen Crackers mit Schmelzkäse kaute, überlegte er, wie er sie am besten ausfindig machen konnte. Er vermutete, dass Jennifers Freundinnen noch in der Gegend wohnten, so dass er sich mit ihnen treffen konnte. Vorausgesetzt, sie waren bereit, mit ihm zu sprechen. Ohne Zweifel war er für sie eine Persona non grata. Andere Freundinnen, die weggezogen waren, würde er aufspüren müssen und versuchen, sie telefonisch zu erreichen. Und was willst du ihnen sagen? Dass du glaubst, Jennifer gesehen zu haben, obwohl du sie vor zwölf Jahren beerdigt hast?

Darauf wusste er keine Antwort. Er stellte seinen Laptop mit PC-Karte auf den zerschrammten Formica-Tisch, öffnete die Blendläden, damit er auf den Parkplatz blicken konnte, und ließ sich auf dem Stuhl mit der geraden Rückenlehne nieder.

Er fuhr soeben mit einem Cracker durch einen der

kleinen Plastikbehälter mit Käse, als er einen blauen Pontiac aus den späten Sechzigern bemerkte, der in eine der Parkbuchten fuhr. Der alte Mann hinter dem Lenkrad, der eine karierte Schiebermütze und einen Ziegenbart trug, griff nach zwei Taschen auf dem Beifahrersitz und öffnete die Tür. Sofort sprang ein kleiner gefleckter Hund, der etwas von einem Jack-Russell-Terrier hatte, auf den Gehsteig und tanzte um die Füße seines Herrchens. Überraschend behende schloss der Mann den Wagen ab, rief und pfiff nach »Spike« und schleppte seine beiden Plastiktüten in das Zimmer neben Bentz.

Als sich die Tür geschlossen hatte, richtete Bentz seine Aufmerksamkeit wieder auf den Laptop und die entscheidende Frage nach Jennifers Vertrauten. Er musste es drauf ankommen lassen. Er hatte nicht vor, einer von Jennifers Freundinnen von seinen Begegnungen mit ihr zu erzählen - nicht, bevor sie von sich aus das Thema anschnitten. Doch sie dazu zu bringen, sich ihm zu öffnen, war vermutlich ein echtes Kunststück.

Sollte wirklich eine von den Frauen etwas Besonderes über Jennifers Tod wissen, hätte sie sich seit zwölf Jahren in Schweigen gehüllt und die Wahrheit nicht nur ihm, sondern auch seiner Tochter

und der Polizei verschwiegen. Etwas aus ihnen herauszukitzeln würde schwer werden für Rick Bentz, Ex-Cop und Ex-Mann.

Da war zum einen Shana Wynn, die seines Wissens nach zuletzt Mclntyre geheißen hatte. Sie war eine von Jennifers besten Freundinnen gewesen und - soweit sich Bentz erinnerte - ein echtes Biest. Schön. Gerissen. Immer auf das Beste aus. Sie und Jennifer hatten während ihrer College-Zeit das Zimmer miteinander geteilt, und sie hatten eine Menge gemeinsam gehabt. Wenn jemand wusste, dass Jennifer ihren eigenen Tod vorgetäuscht hatte, dann Shana. Als Zweite stand Tally White auf Bentz' Liste. Tallys Tochter Melody hatte sich in der Grundschule mit Kristi angefreundet. Jennifer und Tally waren ebenfalls Freundinnen geworden, innige Freundinnen. Beide Frauen waren geschieden gewesen.

Fortuna Esperanzo hatte Jennifer kennengelernt, als sie beide eine kurze Zeit an einer Kunstgalerie in Venice beschäftigt gewesen waren.

Und dann war da noch Lorraine Newell, Jennifers Stiefschwester, die Bentz von Anfang an nicht hatte leiden können - eine dunkelhaarige Primadonna mit einem Prinzessinnenkomplex. Lorraine hatte Jennifer

nicht sonderlich nahegestanden und sich auch nicht die Mühe gemacht, nach deren Tod den Kontakt zu Kristi aufrechtzuerhalten. Es gab noch andere, aber diese vier Frauen standen auf seiner Liste ganz oben. Er musste sie nur ausfindig machen. Was einfacher gesagt war als getan. Bislang hatten seine Online-Nachforschungen nur einen Treffer ergeben: Shana Mclntyres aktuelle Adresse. Er notierte Namen und Hausnummer auf dem Briefumschlag mit den Jennifer-Fotos. Hoffentlich war Shana in der Stadt und gewillt, mit ihm zu reden, wenn er ihr einen Besuch abstattete. Bentz ließ die Fotos aus dem Umschlag gleiten und breitete sie auf der Tischplatte aus. Er tippte auf das Foto von Jennifer hinter der Glasscheibe des Coffeeshops, dann suchte er online nach Coffeeshops in der Colorado Avenue. Bingo! Jede Menge Auswahl. Eine Tasse Kaffee dort wäre morgen früh sein erster Auftrag.

Er arbeitete noch lange. Schließlich gab er auf und ließ sich auf die dünne Matratze mit der Kuhle in der Mitte plumpsen. Er stopfte sich Kissen in den Rücken, stellte den Fernseher an und schaute sich die aktuellen Football-Ergebnisse an, dann döste er ein.

Er hielt die Fernbedienung noch in der Hand, als das Telefon auf seinem Nachttisch klingelte und ihn aus

dem Schlaf riss. Bentz nahm den Hörer ab und wusste, dass es nichts Gutes bedeutete, wenn jemand so spät anrief, noch dazu auf dem Moteltelefon anstatt auf seinem Handy. »Hier Bentz«, meldete er sich, benebelt vom Schlaf. Auf dem Bildschirm war eine Art Ringkampf zu sehen. Eine Sekunde lang hörte er nichts. »Hallo?« Er schaltete den Fernsehton ab.

Aus dem Hörer drang kaum hörbar ein leises Weinen. »Hallo?«, sagte er wieder. »Wer ist dran? Geht es Ihnen gut?«

Als weiteres gedämpftes Schluchzen zu vernehmen war, setzte er sich im Bett auf. »Wen möchten Sie sprechen?«

»Es tut mir leid«, flüsterte eine weibliche Stimme heiser. Einen Augenblick lang dachte er, sie wollte sich dafür entschuldigen, die falsche Person angerufen zu haben, doch dann sagte sie: »Vergib mir, RJ. Ich wollte dich nicht verletzen.« *Was?* Ihm blieb fast das Herz stehen. »Wer ist da?«, fragte er. Sein Puls hämmerte in seinen Ohren. *Klick!* Die Leitung war tot. »Hallo?«, fragte er noch einmal und drückte mehrmals rasch hintereinander auf die Gabel. »Hallo?« Nichts.

»Hallo? Hallo? Verdammt!«

Sie hatte aufgelegt. Mit plötzlich schweißnassen Händen legte er den Hörer auf. Er hatte das Gefühl, ein kaltes Messer hätte ihn ins Herz getroffen. Die Stimme war ihm vertraut vorgekommen.

Jennifer.

Sie war die Einzige gewesen, die ihn je RJ genannt hatte. Verdammte Scheiße. Er schluckte. Befahl sich, nicht in Panik auszubrechen.

Es muss jemand sein, der sie imitiert.

Was zum Teufel ging hier vor? Er wälzte sich aus dem Bett, zog T-Shirt und Khakis an, die er über den Stuhl gehängt hatte, dann ging er barfuß im flackernden Lichtschein des über dem Eingang angebrachten Neonschildes zur Rezeption. Es fuhren nur wenige Autos vorbei. Die Nachtluft war frisch und fühlte sich gut auf seiner Haut an. Drinnen waren die Lichter an - gedämpft, aber eingeschaltet. Eine Pfütze Kaffee, nicht mal eine Tasse, simmerte wie Öl auf der Warmhalteplatte. Hinter dem Empfang befand sich niemand. Bentz betätigte die kleine Klingel und wartete eine halbe Minute, dann klingelte er erneut, genau in dem Augenblick, in dem Rebecca durch die Tür mit der Aufschrift NUR FÜR ANGESTELLTE schlüpfte. Ohne Make-up und mit offenem Haar, das ihr locker über die Schultern fiel,

sah sie viel jünger aus. Und unfreundlicher. »Kann ich Ihnen helfen?«, fragte sie und blickte demonstrativ auf die Uhr. »Ist etwas nicht in Ordnung?« Sie griff bereits nach dem Zweitschlüssel zu seinem Zimmer, da sie offenbar annahm, er habe sich ausgesperrt. »Ich muss nur wissen, ob Sie die in den Zimmern eingehenden Anrufe registrieren.«

»Wie bitte?« Sie unterdrückte ein Gähnen und versuchte, nicht ungehalten zu klingen, was ihr jedoch kaum gelang. »Jemand hat mich angerufen, ohne seinen Namen zu nennen. Ich muss wissen, woher der Anruf kam.«

»Jetzt?« Sie blickte ihn an, als wäre er verrückt, dann öffnete sie eine Schublade und holte eine Schachtel Marlboro Lights und ein Feuerzeug heraus. »Es ist mitten in der Nacht.«

»Ich weiß. Es ist wichtig.« Er griff in seine Hosentasche und zog die Brieftasche mit seiner Dienstmarke heraus. »Was?« Plötzlich war sie hellwach. »Sie sind ein Cop?« Mit besorgtem Gesichtsausdruck warf sie die Zigaretten auf den Tresen.

»New Orleans Police Department.«

»O mein Gott, ich kann hier keinen Ärger gebrauchen.«

»Es wird keinen Ärger geben.« Er überlegte, ob es gut gewesen war, ihr die Marke zu zeigen, aber wenigstens hatte er nun ihre Aufmerksamkeit.

»Sehen Sie«, sagte sie und leckte sich nervös die Lippen, als hätte sie etwas zu verbergen, »das ... das hier ist kein großes Unternehmen. Wir sind nicht ... das Hilton, müssen Sie wissen.«

»Aber Sie haben eine zentrale Schaltstelle, die die eingehenden Anrufe weiterleitet, stimmt's?«

»Ja, ja ... die haben wir.« Sie dachte angestrengt nach. »Dann hat sie vermutlich auch eine Anruferkennung«, sagte Bentz. Rebecca nickte. »Ich möchte mir die in meinem Zimmer eingegangenen Anrufe ansehen.« Sie drückte zwei Finger gegen ihre Schläfe. »Kann das nicht bis morgen früh warten?«

»Wenn es so lange warten könnte, wäre ich nicht hier.«

»Okay.« Rebecca seufzte matt und nickte. »Geben Sie mir eine Sekunde«, sagte sie schließlich und verschwand wieder hinter der Tür. Bentz ging in der Lobby auf und ab, an Broschüren über Angeltouren, Kinoprogramme und Museen vorbei. Er konnte nur hoffen, dass seine Dienstmarke Eindruck auf Rebecca gemacht hatte. Nervös klimperte er mit dem Kleingeld in seiner Hosentasche, dann trat er an das

große Spiegelglasfenster und blickte hinaus. Nur ein paar Autos standen auf dem Parkplatz.

»Okay, bitte schön.« Rebecca kam mit einem Ausdruck in die Lobby zurück, den sie ihm reichte. »Nur ein Anruf.«

»Das ist richtig. Danke.« Er betrachtete die Nummer, die sie in ihrer ordentlichen Handschrift notiert hatte. Ein Ortsgespräch.

»Gern geschehen«, sagte sie ohne jeden Anflug von Begeisterung. »Sonst noch etwas?«

»Das genügt.«

»Gut.« Sie nahm ihre Schachtel Marlboro Lights und das Feuerzeug vom Tresen und folgte Bentz nach draußen. Als er an seinem Zimmer ankam, hörte er ihr Feuerzeug klicken.

Drinnen nahm er sein Handy und rief die Nummer auf dem Ausdruck an. Es klingelte zehnmal. Er drückte die Aus-Taste, dann auf Wiederwahl. Zwölfmal klingeln, kein Anrufbeantworter, keine Mailbox. Er legte auf und versuchte es ein letztes Mal, wobei er die Klingelzeichen mitzählte. Beim achten Klingeln meldete sich eine männliche Stimme: »Ja?«

»Wer sind Sie?«, fragte Bentz. »Paul. Und wer sind *Sie?«* Ungehalten. »Ich erwidere einen Anruf.«

»Wovon zum Teufel reden Sie?«

»Jemand hat mich von diesem Telefon aus angerufen.«

»Was für eine Überraschung«, sagte der Kerl mit einem leichten Lallen. »Das ist ein öffentlicher Fernsprecher.« Ein öffentlicher Fernsprecher? Im ganzen Land gibt es vermutlich nur noch eine Handvoll von diesen Urviechern, und exakt von so einem kriegst du einen Anruf. »Wo?«

»Was?«, fragte Paul.

»Das Telefon, von dem aus Sie gerade telefonieren. Wo befindet es sich?«

»Keine Ahnung ... ähm ... in L.A. Was glauben Sie denn? Hier auf dem Wilshire Boulevard. Ja ... da ist eine Bank. California Irgendwas, glaub ich.«

»Wie heißt die nächste Querstraße?«

»Woher zum Teufel soll ich das denn wissen? Sechste oder Siebte Straße, glaube ich ... he, ich muss mal telefonieren, okay?«

Bentz wollte nicht, dass der Typ auflegte. Noch nicht. »Nur eine Sekunde noch. Haben Sie eine Frau gesehen, die von diesem Fernsprecher aus telefoniert hat, vor etwa zwanzig Minuten?«

»Was soll das?« Paul war langsam genervt. »Ich dachte, Sie hätten vielleicht gewartet, dass das

Telefon frei wird, und jemanden beobachtet. Eine Frau.«

»Scheiße, Kumpel, ich habe nein gesagt! Ach, verdammt!« Er unterbrach die Verbindung.

Bentz legte ebenfalls auf, suchte seine Schlüssel und schlüpfte in die Schuhe. Er wusste nicht, was es bringen sollte, mitten in der Nacht durch L.A. zu fahren, aber er war sich sicher, dass er sowieso nicht so bald würde einschlafen können. Rebecca drückte gerade ihre Zigarette in einem großen Aschenbecher vor dem Eingang aus. In der Nachtluft hing ein schwacher Geruch nach Rauch. Sie sah ihm nach, als er in seinen Ford stieg und vom Parkplatz lenkte. Da er sich in der Gegend auskannte, fuhr er zum Wilshire und gondelte langsam den breiten, fast leeren Boulevard hinunter. Ein Streifenwagen zog blinkend und mit heulender Sirene an ihm vorbei. Die gewaltigen Gebäude aus Stahl und Glas streckten sich in den Nachthimmel. Bentz hielt die Augen auf die Ladenfronten gerichtet und suchte die Gehsteige und Plätze um die Sechste und Siebte Straße nach einem öffentlichen Fernsprecher ab. Er war sich nicht sicher, was er erwartete, ganz bestimmt aber würde er nicht auf die Frau treffen, die ihn angerufen hatte. Sein Bauch sagte ihm, dass sie längst fort war, doch

nach wie vor verspürte er das Bedürfnis, den Fernsprecher mit eigenen Augen zu sehen.

Beim ersten Mal fuhr er daran vorbei, ohne ihn zu entdecken, dann sah er die California Palisades Bank, fuhr über deren leeren Parkplatz ... und da war er. Seine Reifen quietschten leise, als er darauf zupreschte: drei schmutzige, Graffiti-beschmierte Plexiglasscheiben vor einem koreanischen Supermarkt.

Es waren nur wenige Leute unterwegs. Bentz stellte den Wagen ab und ging um den Fernsprecher herum. An einer Bushaltestelle stand wartend ein Stadtbus. Wer war sie?

Warum hatte sie ihn angerufen? Zu welchem Zweck? Damit er ihr hierher folgte? Er blickte sich um. Merkwürdig. Es brachte doch nichts, ihn zwischen diese Geschäftsgebäude zu locken, die wie schlafende Riesen in der Nacht hockten, die Sicherheitsbeleuchtung gespenstische Lichtstrahlen hinter dem getönten Glas. Auf der Straße fuhren kaum Autos. Die Ampeln strahlten grün und rot auf dem breiten Boulevard, die großen Straßenlaternen mit ihrem Neonlicht verbreiteten eine Atmosphäre der Einsamkeit. Er bemerkte nichts Außergewöhnliches. Jemand spielte ernsthaft mit

seinem Verstand. Wer zum Teufel tat ihm das an? Und, was noch wichtiger war, warum?

8

»Ich frage mich bloß, warum du es mir nicht gesagt hast«, schäumte Kristi am anderen Ende der drahtlosen Verbindung.

»Weißt du, wie viel Uhr es ist?«

»Ja. Acht Uhr morgens.«

»Bei dir. Hier ist es nicht mal sechs«, knurrte Bentz mit einem Blick auf die Digitaluhr und rollte sich auf der durchgelegenen Matratze auf die Seite. Er hatte kaum geschlafen, seit er nach seiner nächtlichen Fahrt über den Wilshire Boulevard ins Bett gefallen war, ungefähr gegen zwei Uhr morgens. »Zwei Stunden Zeitunterschied, erinnerst du dich?« Sein Rücken schmerzte.

»Tut mir leid.« Sie klang nicht gerade so, als täte es ihr tatsächlich leid. »Komm schon, Dad, was soll das alles? Ich habe Olivia gefragt, und sie hat ziemlich geheimnisvoll getan. >Das musst du mit deinem Vater selbst klären< und so was in der Art, was doch

völliger Bullshit ist.« Kristi musste irgendwo draußen stehen, vielleicht vor dem Apartment, das sie in Baton Rouge gemietet hatte, während sie aufs All Saints College ging. Bentz konnte Verkehrsgeräusche und den leisen Ruf einer Spottdrossel im Hintergrund hören. »Ich muss nur ein paar Dinge herausfinden.«

»Also ist das ... eine Trennung?«

»Wie bitte? Nein!« Er fuhr sich mit der Hand über die Stoppeln auf seinem Kinn und ging zum Fenster, um die Blendläden zu öffnen. Helles Sonnenlicht fiel durch die staubige Scheibe. »Ich muss nur etwas erledigen.«

»Und was?«, hakte Kristi nach.

»Mich mit ein paar alten Fällen befassen. Ich treffe mich heute Abend mit einem der Jungs, mit denen ich früher gearbeitet habe.«

»Warum? Ich dachte, du hasst L.A. Ich erinnere mich, dass du es kaum erwarten konntest, endlich von dort wegzukommen.«

»Ich war dabei, durchzudrehen.«

»Und plötzlich, nach all den Jahren, springst du in einen Flieger nach Westen? Erlös mich, Dad«, sagte sie mit einem theatralischen Seufzer. »Sag mir einfach, dass es nichts mit Mom zu tun hat, ja?«

»Es hat nichts mit deiner Mom zu tun.«

»Du bist ein schlechter Lügner. Ein richtig schlechter.« Er schwieg und fragte sich, wie sie darauf gekommen war. Natürlich ... Kristi wusste, dass er Jennifer in seinem Krankenhauszimmer gesehen hatte. Obwohl sie seitdem nie wieder darüber gesprochen hatten, war Kristi clever genug, zwei und zwei zusammenzuzählen. Auch sie stand auf der Kippe zur Paranoia, hatte mit ihrer eigenen außersinnlichen Wahrnehmung zu kämpfen. Seit einem Unfall, der sie beinahe das Leben gekostet hatte, behauptete Kristi, sie könne den bevorstehenden Tod einer Person vorhersehen. Der Betreffende verliere vor ihren Augen die Farbe und werde schwarzweiß. Das musste sehr beängstigend für sie sein, und Bentz wollte ihre Sorge nicht noch vergrößern. »Solltest du nicht mit Hochzeitsvorbereitungen beschäftigt sein?«, fragte er schließlich.

»Lenk nicht ab, Dad. Das funktioniert bei mir nicht.«

»Also, warum hast du angerufen? Offensichtlich nicht, um mir einen angenehmen Aufenthalt zu wünschen.«

»Sehr komisch.«

»Dachte ich mir«, sagte er und ging ins

Badezimmer, wo eine kleine Kaffeemaschine auf eine winzige Ablage gezwängt war. Er riss ein Päckchen Kaffee auf und lauschte Kristi, die weiterhin Fragen auf ihn abfeuerte: Warum war er wirklich in L.A.? Wann kam er zurück? Hatte er Probleme mit Olivia? Musste sie sich Sorgen machen? Er warf das leere Päckchen »Feine Röstung« in den Abfallkorb, goss Wasser in die Maschine und drückte auf den Schalter. »Es geht mir gut. Olivia geht es gut. Es gibt nichts, worüber du dir Sorgen machen müsstest«, beharrte Bentz. Die Kaffeemaschine fing an zu gurgeln und zu zischen. Er musste pinkeln, aber er entschied sich, seine Tochter nicht noch wütender zu machen, und wartete, bis sie auflegte. Es dauerte weitere fünf Minuten, doch schließlich sagte Kristi: »Wir bleiben in Verbindung« und nahm ein anderes Gespräch entgegen. Bentz erleichterte sich, sprang unter die Dusche und zog sich an. Die Kaffeetasse in der Hand, beschloss er, etwas frühstücken zu gehen. Ein Coffeeshop in der Colorado Avenue war sicher ein geeigneter Ort dafür.

Nach dem Frühstück würde er sich auf die Suche nach den Frauen auf seiner Liste machen. Ganz oben: Shana Mclntyre ... nun, nachdem er letzte Nacht ein paar Nachforschungen angestellt hatte, hatte er

herausgefunden, dass sie ihren Nachnamen ein paarmal geändert hatte. Vor ihrer ersten Ehe hatte sie Wynn geheißen, dann Mrs. George Philpot. Nach ihrer Scheidung war sie Mrs. Hamilton Flavel geworden, und jetzt trug sie den Namen ihres derzeitigen Ehemannes, Leland Mclntyre. Bentz kannte diesen Typ Frau - Seriengattinnen.

Gestern Abend hatte er ihre Nummer ausfindig gemacht und versucht, sie zu erreichen, doch er hatte nur ihre hochmütige Stimme auf dem Anrufbeantworter gehört: »Sie haben die Nummer von Leland und Shana gewählt. Bitte hinterlassen Sie uns eine Nachricht. Wir rufen Sie zurück ... irgendwann.«

Wie freundlich, hatte er gedacht und sich nicht die Mühe gemacht, Name oder Nummer zu hinterlassen. Auf ihrem Display würde »unterdrückte Rufnummer« erscheinen, denn er wollte sie unvorbereitet erwischen. Ihr nicht die Zeit geben, sich Antworten zurechtzulegen oder ihm auszuweichen.

Als er nach draußen ging, stand die Sonne bereits hoch am Himmel und wurde vom Asphalt reflektiert. Sein Auto war warm, der Innenraum zog die Hitze schneller an als ein Sonnenkollektor in der Sahara. Er

rollte vom Parkplatz und fuhr Richtung Santa Monica und Colorado Avenue, die er auf dem Foto mit Jennifer im Coffeeshop erkannt zu haben glaubte.

Seine gestrige Internetsuche hatte drei Coffeeshops auf einer Länge von zwölf Blocks ergeben.

Innerhalb von zwanzig Minuten hatte er es entdeckt: ein Cafe an einer Ecke, das Local Buzz, das aussah wie auf dem Foto. Zwei Zeitungskästen standen vor dem Eingang, hohe Tische säumten das Fenster.

Das war zu leicht, dachte er. Wer immer das Bild aufgenommen hatte, hatte ihn ohne große Raffinesse hierhergelockt.

Er parkte in einer Seitenstraße und ging in den Coffeeshop, wo ihn der aufdringliche Geruch nach gerösteten Kaffeebohnen empfing. Jazzmusik wetteiferte mit dem Zischen der Dampfventile und den gedämpften Gesprächen der Gäste. Das Local Buzz war gut besucht, und mehrere Gäste saßen vor ihren geöffneten Laptops und nutzten den kabellosen Internetzugang. Bentz bestellte einen schwarzen Kaffee und wartete, während sich eine Gruppe von Kunden nach vorn drängte und Latte und Mokka, Latte macchiato, Karamell-Macchiato mit Sojamilch, einfach alles bis hin zu normalem Kaffee bestellte. Als sich die Menge aufgelöst hatte, wandte er sich

erneut an die Baristas und zeigte ihnen diesmal seine Fotos von Jennifer.

Keiner der Angestellten meinte, sie jemals gesehen zu haben, ganz sicher nicht. Die große junge Frau in ausgelatschten Wildlederstiefeln und Shorts, die gerade die Düse für die heiße Milch reinigte, warf kaum einen Blick darauf und schüttelte den Kopf. Ihre Kollegin, eine kleinere, rundliche Frau um die fünfzig dagegen betrachtete die Schnappschüsse nachdenklich. Ihre Augenbrauen zogen sich über ihrer randlosen Brille zusammen. »Sie könnte natürlich da gewesen sein, als jemand anderes gearbeitet hat, aber sie kommt nicht regelmäßig rein. Zumindest nicht während der Morgenschicht, denn dann würde ich sie kennen.« Sie erklärte ihm, dass sie morgens zu sechst oder zu siebt arbeiteten, so dass möglicherweise jemand anderes die Frau auf dem Foto bedient hatte.

Er blickte zu dem Tisch hinüber, an dem »Jennifer« auf dem Foto gesessen hatte, trat ans Fenster und sah hinaus. Auf der linken Seite endeten die Straßen nach etwa zwölf Blocks am Pazifik. Jennifer und er hatten so manchen faulen Nachmittag dort verbracht, waren über den Santa-Monica-Pier geschlendert und über den Weg, der am Strand entlangführte. Vor langer

Zeit hatte er geglaubt, dass Santa Monica ihr ganz besonderer Ort war. An einer Stelle in der Nähe der Mole hatten Jennifer und er sich zum ersten Mal im Sand geliebt.

Er nippte an seinem Kaffee und versuchte sich vorzustellen, was Jennifer - nein, die Frau, die vorgab, Jennifer zu sein - hier gemacht hatte, warum sie ihn an diesen Ort geführt hatte. Was, verdammt noch mal, sollte das? Er blickte ein paar Minuten - vielleicht länger - aus dem Fenster, dann ging er mit seinem zu heißen Kaffee und dem Gefühl, dass er manipuliert wurde, nach draußen.

Shana hatte den Pool der Länge nach durchtaucht und durchbrach nun die Wasseroberfläche. Sie holte tief Luft, dann schüttelte sie sich das nasse Haar aus den Augen. Vierzig Bahnen. Sie gratulierte sich soeben selbst zu ihrer guten Form, als sie die Türklingel hörte.

Sie war nicht die Einzige: Beim ersten der wohlklingenden Töne begann Dirk, der verfluchte Schäferhund-Rottweiler-Mischling ihres Mannes, wie wild zu bellen. Er hatte am Rand des Swimmingpools gelegen und war mit einem Satz auf den Füßen. Seine Nackenhaare sträubten sich. Großartig.

Genau das, was sie brauchte - einen Überraschungsbesuch von einem Fremden. Sie zog sich auf die Fliesen nahe dem Wasserfall hoch und richtete sich auf. Sie war nackt. Die Haushälterin hatte ihren freien Tag, der Gärtner war bereits fort, und sie hatte die Zeit genutzt, um ein Sonnenbad zu nehmen und eine streifenfreie Bräune zu bekommen. Nachdem sie eine Weile lang auf dem Rücken auf ihrem Lieblingsliegestuhl gelegen hatte, hatte sie ihre Bahnen gezogen. Wäre sie nicht unterbrochen worden, hätte sie sich jetzt auf den Bauch gedreht und ihre Rückseite geröstet.

»Später«, versprach sie sich selbst, griff nach ihrem weißen Bademantel, fuhr in die Ärmel und knotete den Gürtel um ihre schmale Taille.

Wieder läutete es, und erneut brach Dirk in wüstes Gebell aus. »Schsch!«, befahl sie dem Hund, dann rief sie: »Ich komme!«

Rasch wrang sie ihr Haar aus, schlüpfte in ihre flachen Pantoletten, die auf der Terrasse neben der Glastür standen, und eilte klackernd durch die verglaste Veranda und den Flur entlang in die Diele. Dirk folgte zwei Schritte hinter ihr. Der treue Hund liebte sie aus irgendeinem Grund, obwohl sie sich nicht viel aus ihm und aus Hunden im Allgemeinen

machte. Die ganzen Haare, der Schmutz und die Haufen im Garten gingen ihr auf die Nerven. Wenn der riesige Köter aus seinem übergroßen Wassernapf schlabberte, zog sich anschließend eine Sabberspur vom Fußboden im Hauswirtschaftsraum bis hinein in die Diele. Wenn es nach ihr ginge, hätten sie *kein* Haustier, aber Leland wollte nichts davon hören, sein hundertfünfzig Pfund schweres »Baby« wegzugeben.

»Bleib!«, befahl sie, und der Hund verharrte mitten in der Bewegung. Sie spähte durch das längliche Seitenfenster neben der Tür und erblickte ihren Besucher. »Ich glaub, mich trifft der Schlag.«

Rick Bentz war der letzte Mensch, den sie auf ihrer Haustürtreppe erwartet hätte. Doch da stand er, zwischen den riesigen Blumentöpfen mit üppigen roten und weißen Hängepetunien, in Fleisch und Blut, die Arme vor der Brust verschränkt, die Beine leicht gespreizt. Er hatte eine Pilotenbrille auf der Nase, die ihm mindestens einmal gebrochen worden war, und trug das Haar kürzer. Außerdem hatte er rund fünfzehn Pfund abgenommen, seit sie ihn vor zwölf Jahren bei Jennifers Beerdigung das letzte Mal gesehen hatte.

Damals war er ein Wrack gewesen. Hatte an der Flasche gehangen.

Voller Selbstmitleid und Selbstverachtung, nahm sie an, denn das hatte sie in dem Psychologieseminar an der Volkshochschule gelernt, das sie besuchte, nachdem George, ihr erster Ehemann, sie wegen eines Flittchens namens Bambi sitzenließ. Meine Güte, konnte ein Mann noch klischeehafter sein? Nun, zumindest hatte sie aus dieser Erfahrung gelernt. Jetzt öffnete sie eine Hälfte der schweren, verriegelten Doppeltür. »Rick Bentz!« Sie spürte, wie ihre Mundwinkel herabsackten, obwohl ein kleiner Teil von ihr - der alberne, eifersüchtige, stutenbissige weibliche Teil - insgeheim interessiert war. Sie hatte sich eingeredet, dass sie den Mann nie gemocht hatte. Er besaß so eine Art, sie anzustarren und sie ohne großen Aufwand zum Sprechen zu bringen. Seine Anwesenheit verleitete sie zu unüberlegten Äußerungen und machte sie nervös. Das lag sicher daran, dass er ein Cop war. Cops riefen *immer* ein unbehagliches Gefühl in ihr hervor. Doch sie hatte zugeben müssen, dass er sexy war. »Hallo, Shana.« Er nickte. Zwang sich zu einem Lächeln. »Es ist eine Weile her.«

»Mehr als eine Weile. Was machst du hier?«

»Bin für ein paar Tage in der Stadt. Dachte, ich schaue mal bei dir vorbei.«

»Wozu? Um die versäumte Zeit nachzuholen?«, fragte sie und zog eine Augenbraue hoch. Sie wusste, wann jemand Blödsinn redete. »Komm schon, was soll das? Irgendwas Offizielles?« Sie stand auf der Schwelle, versperrte Bentz den Weg und hielt gleichzeitig Dirk in Schach, der ein Knurren nicht unterdrücken konnte.

»Nichts Offizielles.« Sein Lächeln wirkte verdammt entwaffnend. »Ich würde nur gern mit dir über Jennifer reden.«

Das haute sie um. »Ach ja? Jetzt? Nachdem sie schon ... wie lange? Zwölf Jahre? ... tot ist? Ein bisschen spät, nicht wahr?« Sie verschränkte die Arme unter der Brust, um sie anzuheben. Ihre Brüste waren unglaublich, und das wusste sie. »Weißt du, ich bin der Ansicht, dass du ihr nicht gerade viel Aufmerksamkeit geschenkt hast, als sie noch am Leben war, warum sollte ich also jetzt mit dir über sie reden wollen?« Sie blickte ihn kritisch an. Der Kerl schien bevorzugt auf einem Bein zu stehen. Was zum Teufel sollte das?

»Genau darüber möchte ich mit dir sprechen.« Hm.

Mehr aus morbider Neugier denn aus dem Wunsch, zu helfen, trat Shana von der Schwelle, griff nach Dirks Halsband und zerrte ihn Richtung Terrasse. Sie

konnte sich genauso gut bräunen, während sie sich mit Bentz unterhielt. Der Hund gab ein weiteres warnendes Knurren von sich, als sie ihren Besucher durch die Glastüren der Veranda nach draußen führte. Das Riesenbiest machte es ihr nicht gerade leicht. Sie stellte fest, dass Bentz, der hinter ihr ging, ein Bein leicht nachzog, obwohl er sich große Mühe gab, sein Hinken zu verbergen.

Als sie auf der Terrasse waren, ließ sie den Hund los. »Lass uns allein, Dirk. Geh!« Sie schnippte mit den Fingern und deutete auf die Seite des Gartens, auf der ein Palmdickicht für Schatten sorgte. Der Hund zögerte nur einen Augenblick, dann tappte er gehorsam zu einem Fleckchen Gras, drehte sich rasch und legte sich hin, das Kinn auf den Pfoten, die Augen fest auf Bentz gerichtet.

»Ziemlich großer Hund«, stellte Bentz fest und betrachtete Dirks wuchtigen Kopf.

»Gehört meinem Mann. Er hält ihn als Wachhund.« Das entsprach nicht ganz der Wahrheit, aber was machte das schon? »In Wirklichkeit tut er nichts anderes, als die kläffenden Chihuahuas vom Nachbarn zu verbellen. Ich sollte dir etwas zu trinken anbieten. Etwas ... Nichtalkoholisches?«, fragte sie, womit sie lächelnd auf seine ehemalige Neigung, zur

Flasche zu greifen, anspielte. »Ich brauche nichts, danke.«

Das bezweifelte sie. Warum war er dann hier? »Also, was ist los?« Sie machte es sich auf einem der wetterfesten Korbstühle bequem, die um einen großen Glastisch gruppiert waren, und bedeutete ihm, ebenfalls Platz zu nehmen. »Was möchtest du über Jennifer wissen?«

Bentz setzte sich in den Schatten eines riesigen Sonnenschirms. »Ich möchte Näheres über ihren Selbstmord erfahren«, sagte er.

Shana runzelte die Stirn und schürzte enttäuscht die Lippen.

»Du warst eine ihrer besten Freundinnen. Ich dachte, du könntest mir sagen, in welcher seelischen Verfassung sie sich vor ihrem Tod befand - wollte sie wirklich allem ein Ende setzen?«

»Wow. Darum geht es also. Du willst wissen, was ich darüber denke?«

»Ja.«

Shana ließ im Geiste die Vergangenheit an sich vorbeiziehen und dachte an Jennifer - lustig, frech und unglaublich sexy. »Für mich hat das nie einen Sinn ergeben. Sie war so voller Leben, so sehr in ihrem Element, dazu passt kein Selbstmord.«

»Wir haben einen Abschiedsbrief gefunden.«

»Oh, puh!« Sie wedelte mit der Hand durch die Luft, als würde ihr eine lästige Fliege um den Kopf kreisen. »Ich weiß nicht, was dahintersteckte. Sicher, sie hat mir erzählt, sie würde manchmal gegen Depressionen ankämpfen, aber ... Ich hab das nicht weiter ernst genommen. Vielleicht täusche ich mich, aber ich könnte darauf wetten, dass sie mit dem Abschiedsbrief nur Aufmerksamkeit erregen wollte. Darin war sie ganz groß. Ich meine, wer bringt sich schon um, indem er gegen einen Baum fährt?« Rick hörte zu, doch er hielt sich nicht damit auf, sich Notizen zu machen.

»Natürlich könnte es sich um einen Unfall gehandelt haben, schließlich war sie dafür bekannt, dass sie gern etwas trank, und dann waren da noch die Tabletten, aber ...« Sie blickte ihm direkt in die Augen. »Wenn du mich fragst, ob Jennifer zu einem Selbstmord fähig gewesen wäre, würde ich nein sagen - genau wie ich das damals, zum Zeitpunkt ihres Todes, schon ziemlich laut getan habe.« Bentz nickte, als würde er sich daran erinnern. »Ich habe mit Jennifer in Berkeley zusammengewohnt und anschließend, als sie sich ... du weißt doch, dass sie sich mit Alan Gray getroffen hat? Nein, nicht nur

getroffen. Sie waren eine Zeitlang verlobt, stimmt's?«

Sie sah, wie er die Augen zusammenkniff, ein stummes Ja hinter den getönten Brillengläsern.

»Aber sie hat ihn nicht geheiratet, vermutlich weil sie dir begegnet ist. Ich habe sie damals für verrückt gehalten, schließlich ist Alan ein superreicher Bauunternehmer. Mein Gott, er muss mehr als zehn Millionen Dollar auf der Kante haben. Trotzdem hat sie sich in dich verliebt. In einen Cop. Dem Millionär den Laufpass gegeben. Das muss man sich mal vorstellen.« Shana seufzte theatralisch. »Doch wer konnte aus diesem Mädchen schon schlau werden? Jennifer war ziemlich zwiegespalten.« Shana dachte an Jennifer, die Kokette. Jennifer, die Extrovertierte. Jennifer, die Wilde. Doch an Jennifer, die Mürrische, erinnerte sie sich nicht. »Wie dem auch sei, ich habe Jennifer nie für jemanden gehalten, der sich etwas antut. Nicht mit Absicht. Dazu wäre sie einfach nicht fähig gewesen. Sie hätte sicher alles Mögliche angestellt, um Aufmerksamkeit zu erhalten, aber das nicht, nichts Selbstzerstörerisches.« Shana fasste sich wieder und seufzte. »Nun, es sei denn, du spielst auf die Affäre an. James war definitiv ihre Achillesferse.« Sie blickte zum Pool, auf das Sonnenlicht, das auf dem klaren, aquamarinblauen

Wasser tanzte. »Es ist lange her, und ich weiß nicht, was damals in ihrem Kopf vorgegangen ist. Ich bezweifle lediglich, dass es sich um einen Selbstmord handelte.«

Bentz stellte ihr ein paar weitere Fragen über ihre Freundschaft, und dann, gerade als sie auf die Uhr blickte, ließ er die Bombe platzen.

»Glaubst du, Jennifer könnte ihren Tod vorgetäuscht haben?«

»Wie bitte?« Shana war schockiert. »Machst du Witze?« Doch er scherzte nicht. Sein Gesichtsausdruck war todernst. »Auf gar keinen Fall. Ich meine, wie soll sie das denn angestellt haben?« Ihre Gedanken kreisten. Gänsehaut bildete sich auf ihren Armen. War das eine Fangfrage? Doch Bentz' Gesichtsausdruck sagte etwas anderes. »Okay, ich weiß nicht, worauf du hinauswillst, aber nein, ich denke nicht, dass sie den Unfall vorgetäuscht haben könnte. Jemanden engagiert hat, eine andere Frau umzubringen, oder es gar selbst erledigt hat. Nein ... das ist verrückt, Rick«, sagte sie aufgewühlt. Das war einfach zu unheimlich. »Warst *du* nicht derjenige, der ihren Leichnam identifiziert hat?« Er nickte, und seine Lippen wurden schmal. »Nun, dann glaubst du also, du hast einen Fehler gemacht?«

»Ich weiß es nicht«, erwiderte er, und sie atmete tief aus. »Sie hat nicht mit dir darüber gesprochen?«, bohrte er weiter. »Ist danach nicht mehr bei dir aufgetaucht?«

»Nein, um Himmels willen!« War der Mann übergeschnappt? »Was für einen Stoff hast du denn geraucht, Bentz? Jennifer ist tot! Das wissen wir beide.«

»Wenn du das sagst.«

Shana lehnte sich auf ihrem Stuhl zurück und betrachtete den Kerl, der Jennifers Ehemann gewesen war. Er war nicht dafür bekannt gewesen, zu Halluzinationen zu neigen. Zumindest nicht, bevor all diese Probleme aufgetaucht waren. Einst war er der strahlende Stern des LAPD, doch sein Glanz hatte sich getrübt, und dann hatte er sogar seine Dienstmarke abgegeben.

Heute dagegen sah er aus wie der alte Bentz. Attraktiv und kompromisslos. Oh, in den Augenwinkeln hatte er ein paar mehr Fältchen, zeigten sich die Jahre, doch dieser Bentz war scharfsichtig und entschlossen. Leidenschaftlich. Eben jene Qualitäten, die es Jennifer am Anfang so angetan hatten. »Warum glaubst du, dass Jennifer noch am Leben ist?«, fragte sie. Dieses Gespräch

wurde ihr unheimlich. Er zog etwas aus einem Briefumschlag - Fotos, die er auf dem Glastisch ausbreitete. Shana blieb beinahe das Herz stehen. Die Frau auf den Fotos war Jennifer - oder ihr eineiiger Zwilling.

»Woher hast du die? Ich meine ... willst du behaupten, die sind neueren Datums?«, fragte sie erschrocken. Jennifer war tot!

»Jemand hat sie mir zugeschickt. Ich dachte, du hättest eine Idee, wer.«

»Keinen blassen Schimmer ... aber ... das kann nicht sein ... sie ist tot. Du hast doch -« Shana nahm den Schnappschuss in die Hand, auf dem Jennifer die Straße überquerte, und schauderte.

»Ich gehe dem gerade nach«, sagte er, während Shana die Fotos betrachtete und nach Hinweisen suchte, dass es sich um einen abgeschmackten Schwindel handelte. »Wo sind die abgeschickt worden?«, fragte sie schließlich. »Laut Poststempel in Culver City.«

»Wo ihr gewohnt habt.« Sie schluckte schwer. Hörte den trockenen Wind in den Palmwedeln rascheln. Ihr war innerlich eiskalt. »Das kann nicht sein.«

»Ich weiß, aber da ich momentan Zeit habe, dachte

ich, ich forsche dem Ganzen ein bisschen gründlicher nach.«

»Warum?«

Er antwortete nicht, sondern fragte nur: »Gibt es irgendetwas, das dir in der letzten Woche vor ihrem Tod ungewöhnlich oder anders vorgekommen ist als sonst?« Shana betrachtete erneut die Fotos. Sie vermisste Jennifer und war nicht gerade verrückt danach, sich mit deren ExMann zu unterhalten - ein Mistkerl in ihren Augen, der seine Frau auf Abstand gehalten und stets die Arbeit über seine Familie gestellt hatte.

Sie verspürte Loyalität Jennifer gegenüber, selbst jetzt noch, nach ihrem Tod. Mit Bentz über sie zu sprechen kam ihr vor wie Betrug. Shana wich Rick Bentz' durchdringendem Blick aus und schaute in den Garten, wo eine üppig blühende Bougainvillea an einer Laube rankte. Die Blätter raschelten in der leichten Brise. Doch was hatte es für einen Sinn, noch länger zu schweigen? Jennifer war tot.

»Ich weiß nur, dass Jennifer oft davon gesprochen hat, dich zu verlassen, um sich selbst eine Chance und dir deine Freiheit zu geben.« Bentz zuckte zusammen, wenn auch nur leicht. »Sie dachte, du wärst als Elternteil besser geeignet als sie, auch wenn

du zu viel arbeitetest, zu sehr mit deinen Fällen beschäftigt warst und eine ganze Menge mehr trankst, als dir guttat.« Shana hob ihr Haar an und ließ die milde Brise über ihren Nacken streichen. »Sie hielt dich für einen guten Vater.«

Sie schlug die Beine übereinander und fragte sich, ob die Fotos echt waren. Doch das war unmöglich. Die Frau auf den Bildern war zu jung. Oder sie hatte einen fantastischen Schönheitschirurgen. Shana wandte den Blick ab und fuhr fort, Bentz über glühenden Kohlen zu rösten. »Du hast gesagt, du wusstest, dass sie einen Geliebten hatte.« An der Art und Weise, wie Bentz die Kiefer aufeinanderpresste, erkannte Shana, dass sie einen wunden Punkt getroffen hatte. »Sie hatte vor, auch diese Beziehung zu beenden. Das Leben wurde ihr zu kompliziert, schließlich war James dein Halbbruder ...«

»Und der Vater meiner Tochter.«

Mein Gott, er wusste es. Shana zuckte die Achseln und wünschte sich, sie hätte einen Krug Margaritas gemacht. Auf einmal war sie so durstig, wie sie nervös war. »Nun, ihr war klar, dass diese Affäre ihnen beiden nichts als Ärger einbringen würde, immerhin war er ein Priester.«

»Wusste er, dass sie Schluss machen wollte?«,

fragte Bentz ernst.

»Ich vermute, er hat es geahnt. Sie hatte den entscheidenden Schritt noch nicht gemacht, aber er spürte es auf sich zukommen.«

Bentz spannte die Muskeln an. Sie hatte ihn getroffen, dachte Shana zufrieden. Gut. Der Bastard hatte es verdient, schließlich hatte er seine Frau links liegengelassen und sie mit seiner Gleichgültigkeit möglicherweise sogar ins Grab getrieben. Und dann tauchte er auch noch aus heiterem Himmel vor ihrer Tür auf, sexy auf eine Weise, die sie faszinierte. Trotz der Tatsache, dass er ein Cop war. Shana beugte sich vor und versicherte sich, dass ihr Bademantel ein kleines Stück aufklaffte und den Blick auf ihr perfektes Dekollete freigab - ihre neueste Investition, seit ihre Brüste irgendwann nach ihrem fünfunddreißigsten Geburtstag der Erdanziehungskraft erlegen waren.

»Wie hat er reagiert?«

»Vater James?«, fragte sie. »Ja. Genau der.«

»Er ist natürlich durchgedreht. Sie hatten ein paar Auseinandersetzungen. Er war ... außer sich.« Bentz' Kiefer zuckte leicht. »Glaubst du, er hatte etwas mit Jennifers Unfall zu tun?«

»Das würde ich nicht sagen«, sagte sie

ausweichend, doch was wusste sie schon von einem Priester, der seinen Schwur gegenüber Gott und der Kirche gebrochen hatte? Hatte sie sich nicht genau dieselbe Frage gestellt? Sie entschied sich dafür, das Thema zu wechseln. »Dein Bruder war verdammt sexy und leidenschaftlich, was sicher ein Problem für ihn als Priester darstellte.« Sie wedelte mit den Fingern. »Der Zölibatsschwur kann zu einem echten Horror werden.« Bentz kochte innerlich, was sie genoss. Sie beschloss, noch ein wenig nachzulegen. »Manchmal haben sie sich auf dem Santa-Monica-Pier getroffen oder irgendwo in der Nähe. Ich glaube, da haben sie auch zum ersten Mal miteinander geschlafen. Am Strand vermutlich, gleich beim Vergnügungspark.« Bentz zuckte zusammen. Gut. »Wart mal, und dann ... mein Gott, was war das noch, wovon sie die ganze Zeit gesprochen hat?« Sie bemerkte, dass sich Bentz' Mundwinkel erneut anspannten. »Ach ja, jetzt fällt es mir wieder ein! Aus irgendeinem Grund war das für sie der Knüller. Sie haben sich in einem Inn in San Juan Capistrano getroffen.«

Er kniff hinter seiner Pilotenbrille die Augen zusammen. »Weißt du, wie es heißt?«

»Nein, aber ich erinnere mich daran, dass Jennifer

erwähnt hat, es sei Teil einer alten Mission. Nicht von der großen, die dort ansässig ist, sondern von einer kleineren Kirche, die man verkauft und in ein Inn umgewandelt hat.« Shana versuchte, sich weitere Details ins Gedächtnis zu rufen. »Wart mal. Ich meine, sie hätte gesagt, sie wären immer in Zimmer 7 gewesen. Soweit ich weiß, war das ihre Glückszahl.«

»Zimmernummer 7?«, wiederholte er knapp. »Ja, ich glaube schon, keine Ahnung, warum ich mich daran erinnere.« Plötzlich kam ihr ein Gespräch in den Sinn, das sie mit Jennifer nach einem ihrer Stelldicheins geführt hatte. Jennifers Augen hatten schelmisch gefunkelt, und sie hatte die Lippen zu einem Bin-ich-nicht-ein-ungezogenes-Mädchen?-Lächeln geschürzt und an ihrem Martini genippt. Dann hatte sie ein paar saftige Details ihrer heimlichen Affäre ausgeplaudert. Der Name des Motels in Capistrano schoss ihr durch den Kopf, dann war er wieder fort. Irgendetwas, das man sich nur schwer merken konnte. »Ich glaube, das Inn hieß Mission San ... San Michelle.« Nein, das stimmte nicht. Wie zum Teufel war doch gleich der Name? »Nein ... nein. Warte!« Sie schnippte mit den Fingern, als es ihr schließlich einfiel. »Mission San Miguel, das war's! Es war ihr ganz besonderer Ort. Dort waren sie

beim allerersten Mal, als sie ... du weißt schon ... schwanger geworden ist, und dann noch einmal, als sie ihre Affäre wieder aufgenommen hatten.« Sie sah den Abscheu, den Bentz so mühsam zu verbergen versuchte, und verspürte eine erregende Genugtuung.

Der Trottel hatte eine Dosis kalter, harter Realität verdient, schließlich war er der Grund dafür, dass Jennifer so durch den Wind gewesen war. Seine ständige Abwesenheit hatte sie in die Arme eines anderen Mannes getrieben. Shana beugte sich ein wenig vor und sagte mit einem heiseren, theatralischen Flüstern: »Es hat schon eine gewisse Ironie, dass Vater James ein Mann Gottes war. Ich schätze, er schlief mit Jennifer und brach sämtliche Gelübde, und anschließend eilte er in den Beichtstuhl und befreite sich von all seinen Sünden.« Sie rümpfte die Nase. »Ich bin nicht katholisch, aber so läuft das doch, oder?«

»Keine Ahnung.« Bentz schien sich im Geiste eine Notiz zu machen. »Sonst noch ein Ort?«

»Oh, ich glaube, es gab da ein kleines, nicht näher genanntes Motel drüben in der Figueroa Street, irgendwo bei der University of Southern California, aber ich bin mir nicht sicher.« Vielleicht erzählte sie ihm zu viel. Vielleicht sollte sie besser den Mund

halten. Nichts, was sie sagte, würde Jennifer zurückbringen.

Bentz hatte die Zähne fest aufeinandergepresst und wirkte hart wie Stein. Der Blick hinter den getönten Gläsern war so fest wie seine Stimme. Der Cop. Kalt. Distanziert. Abgebrüht. »Sonst noch etwas?«

»Nur, dass es ihr leid tat«, sagte Shana aufrichtig. »Sie wollte nicht, dass du dich grämst.« Er blickte Shana genervt an. Konnte man ihm daraus einen Vorwurf machen?

»Im Ernst, Rick. Sie hat sich gehasst für das, was sie >ihren Fluch< nannte, dafür, dass sie immer alles Gute in ihrem Leben zum Fenster hinausgeworfen hat. Ja, sie war selbstsüchtig und eingebildet, aber tief im Innern war sie ein guter Mensch. Auf ihre ganz eigene Art und Weise hat Jennifer dich geliebt. Und zwar sehr.«

9

An diesem Tag sah Bentz Jennifer zum ersten Mal in L.A.

Nachdem er Shanas Anwesen in Beverly Hills verlassen hatte, war er auf der Suche nach der

Figueroa Street Richtung Südwesten gefahren. Damit beschäftigt, das, was er von Shana erfahren hatte, zu verdauen, und bemüht, die Fakten von Vermutungen oder zumindest von Shanas äußerst parteiischer Sicht der Dinge zu trennen, schlängelte er sich durch den frühnachmittäglichen Verkehr. Eins war eindeutig gewesen bei seinem Treffen mit Shana Mclntyre: Die Fotos von Jennifer hatten sie aus der Fassung gebracht, das hatte sie nicht gespielt.

Außerdem hatte sie ihn auf ihre gehässige Art und Weise daran erinnert, Alan Gray zu überprüfen, den Mann, den Jennifer angeblich geliebt hatte. Zumindest eine Zeitlang.

Ein Bauunternehmer, der sein Geld in den 1970ern und 1980ern gemacht hatte, bevor die wirtschaftliche Entwicklung langsam stagnierte. Bentz machte sich im Geiste eine Notiz, dem Baugiganten einen Besuch abzustatten, um herauszufinden, was der gute alte Alan dieser Tage so trieb. Er müsste jetzt Ende fünfzig, Anfang sechzig sein, vermutlich schon im Ruhestand.

Bentz würde das überprüfen.

Er blinzelte ins grelle Sonnenlicht, klappte die Sichtblende herunter und entdeckte mehrere Motels, in denen sich Jennifer und James getroffen haben

könnten, obwohl sich vermutlich nicht mehr herausfinden ließ, in welchem. *Und wenn doch?*

Es war immerhin zwölf Jahre her. In dieser Zeit mochten die Motels die Besitzer gewechselt haben, alte Gebäude abgerissen und durch neue ersetzt worden sein. Er wollte gerade nach Culver City abbiegen, als er flüchtig eine schlanke Frau mit mahagonifarbenem Haar an einer Bushaltestelle entdeckte. Sie trug ein gelbes Kleid und eine dunkle Sonnenbrille.

Und wenn schon, war sein erster Gedanke, doch als er an ihr vorbeifuhr und ihr Profil erkannte, blieb ihm fast das Herz stehen. Die Nase, das Kinn ... die Art und Weise, wie sie neben einer Bank stand und ihre Handtasche festhielt, den Blick auf die Straße gerichtet, wo der Bus angerumpelt kam und blaue Auspuffgase ausstieß. Sie hob eine Hand an die Stirn und beschirmte ihre Augen. Genau wie Jennifer es immer getan hatte. Das ist verrückt, mahnte ihn sein Verstand. Das ist nicht Jennifer. Du weißt, dass sie das nicht ist. Alles nur Einbildung!

Er blickte in den Rückspiegel und suchte nach einer Parkmöglichkeit für seinen Mietwagen. Der Bus rollte langsam an die Haltestelle.

»O verflucht.« Er schoss auf den Parkplatz eines

Einkaufszentrums und setzte den Escape in die erste freie Lücke, die »nur für Kunden« reserviert war. Die Bustüren öffneten sich. Zwei Teenager, die iPod-Stöpsel in den Ohren, schleppten lachend und rempelnd ihre Skateboards die Stufen hinauf. Bentz stieg eilig aus dem Auto und hinkte so schnell er konnte über die Straße. Sie war weg.

Die Frau in dem gelben Kleid war nirgends mehr zu sehen.

Die Bustüren schlossen sich, die Fahrerin setzte den Blinker, um anzuzeigen, dass sie zum Ausscheren ansetzte. »Nein!« Mit schmerzendem Bein humpelte er zur Haltestelle, die er genau in dem Augenblick erreichte, in dem der Bus geräuschvoll anfuhr. War sie in dem Fahrzeug?

Bentz starrte angestrengt durch die staubigen Scheiben und blickte prüfend jedem einzelnen der Fahrgäste ins Gesicht, doch sie war nicht darunter, auch niemand, der ihn entfernt an seine Ex-Frau erinnerte.

Bentz notierte Busnummer und Zeit, dann schaute er sich in der Gegend um. Keine dunkelhaarige Frau in einem zitronengelben Kleid, die über den Bürgersteig schlenderte oder rasch um eine Ecke verschwand, keine dunkelhaarige Frau, die in eins der

am Straßenrand geparkten Autos stieg. Er verspürte ein Prickeln wie bei einem Dejá-vu. Als wäre er schon einmal hier gewesen. Als wäre er Jennifer durch ebendiese Straßen gefolgt.

Er blickte dem Bus nach, bis er aus seinem Sichtfeld verschwand, und überlegte, ob er ihm hinterher jagen, ihn überholen und an der nächsten Haltestelle zusteigen sollte. Reiß dich zusammen, sagte er lautlos zu sich selbst. Sie war es nicht. Alles nur Einbildung, und alles wegen Shana, diesem Miststück. Jennifer, gleichgültig, ob tot oder lebendig, ist nicht in dem Bus. Komm schon, Mann, werd vernünftig! Wann hat deine Ex zu Lebzeiten ein öffentliches Verkehrsmittel benutzt?

»Es gefällt mir einfach nicht, das ist alles«, gab Kristi zu. Sie fuhr im Auto, eine Hand am Lenkrad, das Handy in der anderen, und sprach mit Reuben Montoya, dem Partner ihres Vaters.

»Er musste sich mal loseisen.«

»Warum?«, fragte sie und kurvte durch die schmalen Straßen von Baton Rouge Richtung All Saints College. »Er hat nur gesagt, er müsse mal raus. Drehte durch ohne die Arbeit.«

»Und warum nach L.A.?«

»Frag ihn selbst.«

»Das habe ich bereits getan, und er hat gemauert.« Kristi verspürte einen Anflug von Panik. Irgendetwas stimmte nicht. Seit dem Unfall war ihr Vater nicht mehr er selbst. Sie hatte gedacht - nein, *gehofft* -, er würde sich erholen, wieder normal werden, aber das war bislang nicht der Fall. »Dein Vater kommt schon zurecht«, sagte Montaya. »Mach dir keine Sorgen um ihn.«

»Glaub mir, das hab ich auch nicht vor.« Sie legte auf und bog auf den Parkplatz vor ihrem Apartmentgebäude, das gegenüber dem Campus lag. Ein ehemals herrschaftliches altes Haus, das in einzelne Einheiten unterteilt worden war und nun überwiegend von Studenten bewohnt wurde. Sie lebte allein hier, zusammen mit ihrem Kater - abgesehen von den Abenden, an denen Jay Forensik-Seminare am College abhielt. Dann blieb er über Nacht bei ihr. Sonst war er in New Orleans, wo er für das kriminaltechnische Untersuchungslabor arbeitete.

Wenn sie in diesem Dezember heirateten und sie das College abgeschlossen hätte, würden sie in New Orleans wohnen. Hoffentlich war die erste Fassung ihres Buches über einen wahren Kriminalfall bis dahin fertig.

Doch zunächst ging es um ihren Vater. Mein Gott, was machte Bentz bloß? Kristi nahm eine Tüte mit Lebensmitteln aus dem Kofferraum ihres Honda und schleppte sie grübelnd hinauf in ihr Apartment im zweiten Stock. Sie spielte mit dem Gedanken, ihre Stiefmutter Olivia anzurufen, doch ihr Verhältnis zueinander war nicht immer unproblematisch gewesen. Es wäre besser, mit ihr persönlich zu sprechen, doch wie sollte sie das zeitlich einrichten?

Kristi räumte gerade die letzte der preiswerten, kalorienreduzierten Fertigmahlzeiten ins Gefrierfach, als sie Houdini draußen vor dem leicht geöffneten Fenster entdeckte. Der schwarze Kater schlüpfte herein, und sie nahm ihn hoch und streichelte seinen Kopf. Ihr Handy piepste. »Hallo?«, sagte sie. Houdini sprang zu Boden. »He, Kristi, hier spricht Olivia.« *Perfekt.* »Hi.«

»Wie läuft's am College?«

Was sollte das denn? Olivia rief nie deswegen an. »Ganz gut«, sagte Kristi zögernd. »Und mit der Hochzeit?«

»Alles wunderbar.« Mit dem Fuß zog Kristi einen Stuhl zum Couchtisch und setzte sich. »Und bei dir?«

»Bestens.«

Zeit, den Quatsch zu beenden. »Also, warum ist

Dad in L.A.?«

»Nun, das ist exakt der Punkt. Ich kann es nicht genau sagen«, gab Olivia zu, »aber es schien etwas zu geben, das er unbedingt erledigen musste.« Ihre Stimme wurde schwächer, als würde sie sich vom Hörer abwenden. Kristis Herz begann zu rasen, sie ahnte, was kommen würde: Olivia und ihr Vater ließen sich scheiden. »Er hat dir nichts Näheres gesagt?«

»Er hat mir gar nichts gesagt. Nur irgendeinen Unsinn über alte Fälle in L.A. und dass er bald zurück wäre. Ich hatte den Eindruck, er macht mir etwas vor, und ich hab mich gefragt, was los ist. Dachte, es hätte vielleicht was mit euch beiden zu tun.« Keine Antwort.

»Dein Vater ... er quält sich seit dem Unfall. Hält es nicht aus, hier herumzusitzen, also brauchte er wohl etwas, um sich eine neue Perspektive zu verschaffen oder ... gewisse Dinge zu durchdenken.«

»Was für Dinge?«, fragte Kristi vorsichtig. In diesem Gespräch schwang etwas mit, das sie nicht verstand.

»Ich bin mir nicht sicher. Ich glaube nicht mal, dass er sich selbst darüber im Klaren ist, und sobald doch, wird er es uns bestimmt sagen.« Darauf würde ich

nicht wetten.

»Wie auch immer, ich rufe an, um zu fragen, ob du Lust hast, mit mir zu Abend zu essen oder Kaffee zu trinken. Vielleicht, wenn du das nächste Mal in New Orleans bist?«

»Sicher.« Es war nicht so, dass sich Olivia nicht bemüht hätte, eine Brücke zu ihrer Stieftochter zu schlagen. Sie hatten gemeinsam etwas unternommen, aber für gewöhnlich war ihr Dad dabei gewesen. Olivias Vorschlag war also ein wenig ungewöhnlich. »Ich komme in ungefähr einer Woche«, sagte Kristi.

»Dann lass uns was ausmachen. Wenn dein Vater bis dahin zurück ist, kann er uns ja begleiten.« Sie zögerte eine Sekunde lang, dann fügte sie hinzu: »Obwohl das nicht sehr wahrscheinlich ist.«

»Alles klar.« Kristi legte auf. Wenn dein Vater zurück ist, hatte Olivia gesagt. Also tappte sie ebenfalls im Dunkeln. Kristi gefiel das nicht. Was immer ihr Vater dort machte - es verhieß nichts Gutes.

Nach einem langen Unterrichtstag warf Laney Springer ihre Bücher auf den kleinen Couchtisch, den eine ihrer Mitbewohnerinnen zur Einrichtung des gemeinsamen Apartments beigesteuert hatte. Es war

ein höllischer Tag gewesen, angefangen mit Professor Williams' öder Vorlesung über den Koreakrieg. Wie hatte sie nur annehmen können, dass *Neuere Geschichte: Amerikanische Politik im zwanzigsten Jahrhundert* ein interessantes Fach war? Zum Glück ging das Semester seinem Ende zu. Professor Williams wäre bald Geschichte - in wörtlichem Sinne.

Sie schlenderte zum Kühlschrank und spähte hinein. Der Inhalt war erbärmlich: vertrocknete Pizza in der Schachtel, die Pepperonistücke bereits heruntergepickt, ein Beutel mit braun werdendem Sellerie, halbausgetrunkene Flaschen Cola light. Ekelhaft.

Laney knallte die Tür zu und beschloss, besser gar nichts zu essen. Nicht, wenn sie heute Abend ohne Mühe in ihr knappes, enganliegendes Silberkleid passen wollte. Und das wollte sie. Sie wollte heiß aussehen, heiß, heiß, heiß. Zum Teufel mit der alten Pizza.

Es war ihr großer Abend. Nun, das stimmte nicht ganz: Genau genommen war es ihr Abend und der ihrer Zwillingsschwester Lucy. Um Mitternacht würden sie einundzwanzig werden. Endlich *erwachsen!*

Noch waren es noch über sechs Stunden, bis die Uhr Mitternacht schlug. Geisterstunde. Heute Nacht würde sie ihren gefälschten Ausweis verbrennen.

Das Gute war, dass sie nicht vierzehn Minuten würde warten müssen, nachdem ihre Zwillingsschwester schon den ersten Schluck genommen hatte. Lucy hatte sich immer damit wichtiggemacht, dass sie um null Uhr siebenundvierzig auf die Welt gekommen war und Laney erst um ein Uhr eins. Doch heute Abend spielte das keine Rolle. Es ging um das Datum, nicht um die Zeit.

Eine große Party würde stattfinden, all ihre Freunde wollten kommen, sogar Cody Wyatt, der coole Typ aus ihrem Seminar für englische Literatur. Gut. Schließlich musste sie Lucy mit ihrem widerlichen Freund übertreffen. Kurt Jones, was für ein Loser! Ein dreißigjähriger Highschool-Abbrecher, der nie die Mutter seines Kindes geheiratet hatte und laut Lucy auch nichts mit seinem dreijährigen Sohn zu tun haben wollte. Jetzt war Kurt mit Lucy zusammen, und sie erfand alle möglichen Entschuldigungen für ihn. Ohne Zweifel war er ihr Dealer. Lucy kam langsam richtig auf Gras und wer weiß auf was sonst noch. Laney machte sich deswegen Sorgen.

Ein bisschen Marihuana war eine Sache, das andere Zeug dagegen konnte zum Riesenproblem werden. Doch heute Abend, dachte Laney, würde sie den Scheißkerl ignorieren, wenn er sich auf der Party blicken ließ. Wen kümmerte es schon, was er für Geschäfte machte? Und er verkauft alles: Gras, Meth, Koks, Pillen.

Sie hoffte, Lucy würde ihn abservieren. Endgültig. Überdreht entschied sie sich, ein bisschen Workout zu machen, die Muskeln zu dehnen, die vom Sitzen an den unbequemen Pulten verspannt waren. Anschließend würde sie eine lange Dusche nehmen, sich die Haare waschen und sich viel Zeit für ihr Make-up nehmen. Bald war es so weit. Ihr Geburtstag. Falsch: Lucys und ihr Geburtstag.

Ihr iPocl steckte in ihrer Büchertasche. Sie schloss ihn an die Anlage einer ihrer Mitbewohnerinnen an. Trisha teilte sich ein Zimmer mit ihr. Die Musik war laut, doch alle Mieter in dem zweistöckigen Haus waren College-Studenten, so dass sich niemand über Musik, Partys oder Haustiere beschwerte - die streng verboten waren.

Auf dem Weg in ihr Zimmer nahm Laney die Gemeinschaftshanteln vom Bücherregal, dann räumte sie mit dem Fuß eine Stelle auf dem Teppich

zwischen dem Fußende ihres ungemachten Bettes und Trishas Kommode frei und fing zu einem Song von Fergie mit dem Armtraining an. Sie würde keine Wabbelarme bekommen, niemals, und wenn sie mit achtzig tausend Wiederholungen für ihren Trizeps machen musste! Achtzig. Wow. In sechzig Jahren. Um Mitternacht nur noch in neunundfünfzig! Sie begann mit einfachen Übungen und schloss die Augen. Song und Stimmung wechselten. Laney überließ sich dem Rhythmus eines Justin-Timberlake-Songs, dann Maroon 5 ...

Noch eine Einheit, jetzt ging es richtig zur Sache. *Komm schon, komm schon,* feuerte sie sich selbst an. Der Beat wummerte in ihrem Kopf. *Du schaffst es, gib nicht auf.*

Sie atmete schwer und schwitzte heftig. Als Bizeps und Trizeps vor Schmerz brannten, streckte sie sich auf dem Fußboden aus und begann mit den Bein-Lifts.

Sie meinte, jemanden hereinkommen gehört zu haben, und rief: »Ich bin hier drinnen!«, begleitet von dröhnenden Bässen und einem langen Keyboard-Riff. Dann setzte sie ihr Workout fort.

Als sie mit sämtlichen Übungen fertig war, sprang sie auf.

Braves Mädchen! Gut gemacht! Sie nahm ihr Handtuch und ging ins Wohnzimmer, die Musik ließ sie laufen. Zeit, die Muskeln zu dehnen. Außerdem wollte sie Trisha oder Kim die Möglichkeit geben, ihr zum Geburtstag zu gratulieren.

Doch auf der Secondhand-Couch, die Kim beigesteuert hatte, lag keine ihrer Mitbewohnerinnen. Sie machten auch kein Mikrowellen-Popcorn oder kochten japanische Nudelsuppe in der Küche.

Seltsam. Sie hatte doch gehört, dass eine von ihnen zurückgekommen war!

Laney wischte sich den Schweiß vom Gesicht und ging mit großen Schritten zu Kims Zimmer. Leer. *Schnapp!* Ein merkwürdiges Geräusch. Gedämpft. Hatte ihr iPod einen Sprung gemacht?

Sie verließ Kims Zimmer wieder, zog die Tür hinter sich zu und kehrte ins Wohnzimmer zurück. Auf dem Weg zu ihrem iPod bemerkte sie einen Hauch von Zigarettenrauch in der Luft. Nichts Besonderes. Sie alle rauchten. *Schnapp!* Woher kam das Geräusch? Aus dem Flur? Sie bekam Angst.

»Kim?« Sie drehte sich um. Im Bruchteil einer Sekunde sah sie, dass die Tür zu Kims Zimmer, die sie soeben geschlossen hatte, wieder offen stand. Jemand näherte sich ihr durch den dunklen Flur.

Jemand, der gerade eben noch nicht da gewesen war.

»He! Wer zum Teufel -« Die Worte blieben ihr in der Kehle stecken, als sie den Riemen in seinen Händen sah. »O mein Gott!«

Sie schrie, doch der Angreifer hatte sie im Nu überwältigt. Er schlang ihr die dünne Lederschnur um den Hals und schnürte ihr die Luft ab. Ihr Schrei erstickte.

O Gott! Der Scheißkerl wollte ihr etwas antun! Sie vergewaltigen! Sie töten! Die Furcht ließ ihr das Blut in den Adern gerinnen. Sie trat um sich, traf ihn mit der Ferse, so dass er ein schmerzvolles Zischen ausstieß. *Gut!* Sie holte erneut aus, doch er schleuderte sie grob zur Seite. Sie konnte nicht mehr atmen und verspürte einen scharfen, stechenden Schmerz in den Lungen. *Das kann nicht sein,* dachte sie panisch. Sie hustete und schnappte nach Luft, griff nach dem Riemen, kämpfte und schlug wild um sich, warf sich hin und her. Alles, nur um diese immer enger werdende Schlinge zu lockern. *Nein! Nein! Nein!*

Sie konnte nicht atmen, nicht denken.

Hilfe, so hilf mir doch jemand! Sie war kein Schwächling, doch ihre Kraft ließ nach, der Schmerz wurde unerträglich.

Es wäre besser, das Bewusstsein zu verlieren.

Nein! Gib nicht auf! Kämpf!

O Gott, der Schmerz … ich kriege keine Luft mehr! Hilfe! So helft mir doch!

Sie hörte auf, um sich zu schlagen, und versuchte, sich mit beiden Händen von der sich zusammenziehenden Schlinge zu befreien. Ihre Finger fuhren zu ihrem Hals, versuchten, unter den Riemen zu gelangen.

Doch es war zu spät. Ihre Lungen barsten. Schmerz zerriss ihren Körper. Ihr Herz wummerte. Ihr wurde schwarz vor Augen.

In diesem grauenvollen Augenblick wusste sie es. Laney Springer wusste, dass sie ihren einundzwanzigsten Geburtstag nicht erleben würde.

10

Hayes hatte recht gehabt.

Das Roy's war definitiv den Bach runtergegangen, dachte Bentz, als er an dem Restaurant vorbeifuhr. Noch immer ein wenig erschüttert von der letzten »Jennifer-Erscheinung«, entdeckte er eine kleine Parklücke ein paar Blocks vom Lokal entfernt, quetschte den Ford Escape hinein und fütterte die

Parkuhr. Ohne auf den Schmerz in seinem Bein zu achten, hinkte er Richtung Eingang, wobei er zwei vorbeirasenden Skateboard-Fahrern auswich.

Benannt nach dem ursprünglichen Besitzer und nicht nach Roy Rogers, wie viele Leute annahmen, hatte das Restaurant noch immer eine Westernfassade mit schwingenden Halbtüren, die aussahen, als gehörten sie in einen Stall. Auf dem Vordach hatte einst ein sich aufbäumender Plastikschimmel gestanden, bis irgendein Schlaumeier mitten in der Nacht hinaufgeklettert war und die intimen Teile des Hengstes feuerrot angemalt hatte. Das war das Ende des weißen Plastikhengstes gewesen.

Jetzt war ein Schild auf dem Vordach befestigt, auf dem schlicht »Roy's« stand.

Reicht doch, dachte Bentz, als er die Türen aufstieß und rasch hindurchging.

Innen wirkte das Restaurant düster und schäbig. Vor zwölf Jahren waren all die Erinnerungsstücke von den alten Western-Schauplätzen und -Sendungen retroschick gewesen. Jetzt wirkten die abgewetzten Sättel, die Zaunpfosten, Cowboyhüte und Leder-Chaps, mit denen das Roy's dekoriert war, verstaubt und abgenutzt.

Die Gäste hatten sich verändert oder waren

zumindest älter geworden, genau wie der alte Dielenboden. Eine lange Bar mit einer Messingfußleiste zog sich über eine Seite des Lokals, und es gab Tische und Sitzgruppen. Bentz fand eine freie Nische, setzte sich und bestellte bei einer Kellnerin, deren Cowgirl-Kostüm aus allen Nähten platzte, ein alkoholfreies Bier.

Noch bevor sie ihm sein Getränk brachte, entdeckte Bentz Jonas Hayes, der durch die Schwingtüren eintrat. Auch Hayes war älter geworden. Der eins fünfundneunzig große Afroamerikaner machte immer noch eine beeindruckende Figur, wenngleich er ein wenig voller um die Taille war als damals, als er noch neu im Beruf und Runningback beim Football-Verein der UNLV, der University of Nevada, Las Vegas, gewesen war. In seinem kurzgeschnittenen schwarzen Haar zeigten sich ein paar silberne Strähnen, und als er die Sonnenbrille abnahm, waren Krähenfüße in seinen Augenwinkeln zu erkennen.

Trotzdem war er immer noch gekleidet, als wäre er ein Model. Teurer Anzug, blank polierte Schuhe, perfekt geknotete Seidenkrawatte.

Bentz winkte ihn zu sich, stand auf und streckte ihm die Hand entgegen. »Ist verdammt lange her.«

Hayes nickte und drückte Bentz' Hand kräftig. »Wie

lange jetzt? Elf Jahre? Zwölf?«

»Ungefähr.«

Sie setzten sich einander gegenüber. »Und dann tauchst du aus heiterem Himmel wieder hier auf und bittest mich um einen Gefallen.«

»Du hast's erfasst!«

Die Cowgirl-Kellnerin kam zurück und nahm missmutig Hayes' Bestellung auf, einen Scotch auf Eis.

»Sehr freundlich«, stellte Hayes fest, als sie davongeschlurft war.

»Scheint so, als würde sie ihr Outfit nicht mögen.«

»Kann man ihr nicht verübeln. Bist du noch trocken?« Hayes nickte in Richtung Bentz' Flasche. »Ja. Hab nach Jennifers Tod aufgehört.«

»Ist vermutlich besser so.«

Bentz zog eine Augenbraue hoch. »Ja, meistens. Ist Trinidad noch beim Department?«

»Lebenslänglich.« Hayes sah zu der Kellnerin hoch, die mit seinem Drink und in Plastik eingeschweißten Speisekarten zurückkam und verschiedene Tagesgerichte herunterratterte. Gerade, als sie sich wieder entfernen wollte, fragte Bentz: »Haben Sie noch das T-Bone-Steak mit Kartoffelspalten?«

Ohne einen Funken Begeisterung antwortete sie:

»Steht schon seit Ewigkeiten auf der Karte.«

»Dachte ich mir. Das nehme ich. Medium. Den Salat mit Blaukäse-Dressing, bitte.«

Sie machte sich nicht die Mühe, die Bestellung zu notieren, und blickte Hayes an, der die Speisekarte überflog, zuklappte und eins der Tagesgerichte bestellte - Schweinekotelett vom Grill.

Als die Bedienung gegangen war, richtete er seine dunklen Augen auf Bentz. »Also, was gibt's? Was für einen >Gefallen< soll ich dir tun?«

»Ich möchte, dass du dich noch einmal mit Jennifers Tod befasst.«

»Jennifer? Du meinst deine Frau?«

»Ex-Frau, ja.« Bentz lehnte sich in die Polster zurück und nahm einen Schluck Bier.

»Das ist zwölf Jahre her, Mann. Sie ist bei einem Autounfall gestorben. Vermutlich Selbstmord.« Wieder glitten Hayes' dunkle Augen prüfend über Bentz' Gesicht. Polizistenaugen.

»Davon sind wir die ganze Zeit ausgegangen, aber es ist eine höllische Art und Weise, sich umzubringen. Schmutzig. Manchmal gelingt es einem nicht richtig, und man endet als Kleingemüse, oder man reißt jemand anderen mit in den Tod, oder man überlebt und verbringt den Rest seines Lebens

im Rollstuhl. Nicht gerade eine gängige Form von Selbstmord. Warum nicht einfach Auspuffgase oder Tabletten? Sich in der Badewanne die Pulsadern aufschneiden oder sich in der Abstellkammer erhängen?«

»Sie war deine Frau. Sag du es mir.«

Bentz schüttelte den Kopf. »Sie hätte sich niemals so zugerichtet. Zu eitel.«

»Sie hat sich umgebracht, Bentz! War auf Alkohol und Tabletten. Hat nicht mehr klar denken können und einen Scheiß drauf gegeben, wie sie aussah. Den Wagen hat sie genommen, weil sie nicht wollte, dass eure Tochter sie beim Nachhausekommen sieht. Es ist nicht gerade gut für ein Kind, die eigene Mutter tot aufzufinden.«

»Sie hätte es ja nicht zu Hause machen müssen. Es gibt andere Möglichkeiten, Motels zum Beispiel.« Er dachte an das schäbige So-Cal Inn - ein idealer Ort, um Selbstmord zu begehen. Billig. Abgeschieden. Auf Wunsch mit Poolblick.

Hayes drehte das Glas zwischen den Handflächen. »Okay, Schluss mit dem Gequatsche. Was ist los?« Bentz nahm einen weiteren Schluck, dann griff er in seine Jackentasche, zog eine Kopie von der mit einem roten Fragezeichen versehenen Sterbeurkunde

hervor und setzte Hayes ins Bild.

»Na und?«, fragte sein ehemaliger Kollege. »Jemand spielt dir einen üblen Streich.«

Bentz nickte. »Da ist noch mehr.« Er legte die Fotos von Jennifer auf den Tisch. »Ich glaube, jemand versucht mir weiszumachen, ich wäre übergeschnappt.«

»Oh, zum Teufel, das ist Jennifer, stimmt's? Vermutlich erst in letzter Zeit aufgenommen?«

»Das möchte mich zumindest der, der mir die Fotos geschickt hat, glauben machen.« Hayes blickte ihn an. »Eine Doppelgängerin?«

»Ganz genau.«

»Aber ... eine Doppelgängerin von vor zwölf Jahren? Kein Extrakilo, keine Fältchen.«

»Du sagst es.«

»Verdammte Scheiße.« Hayes starrte auf die Fotos, dann nahm er sich mit zusammengekniffenen Augen die Sterbeurkunde vor. Zumindest hörte er Bentz jetzt zu. »Jemand gibt vor, Jennifer zu sein.«

»Aber warum?«, fragte Hayes.

»Keine Ahnung, aber sie zieht das nicht allein durch, schließlich muss jemand die Fotos machen.«

»Dann handelt es sich also um eine Verschwörung? Um dich in den Wahnsinn zu treiben?«, fragte Hayes

skeptisch. Bentz nickte.

»Das ist doch an den Haaren herbeigezogen.« Hayes' Blick glitt allerdings erneut über die Fotos. »Mannomann. Du und JFK? Okay, du hast mich geködert. Erzähl von Anfang an.«

Bentz erzählte Hayes, wie er im Krankenhaus aufgewacht war und Jennifer in seinem Zimmer gesehen, gerochen und gespürt hatte und wie sie ihm später in seinem Garten erschienen war. Die Frau an der Bushaltestelle ließ er aus, besorgt, dass das zu vage war, dass sie gut und gern jemand anders hätte sein können.

Als er zum Ende kam, sagte Hayes: »Und du glaubst, diese Person ist bei dir in New Orleans gewesen. Sie hat gewusst, wann du aus dem Koma erwachst ... und ist dann zurück nach L.A. gedüst, um in der Stadt Fotos schießen zu lassen?«

»Nein. Wenn die Datumsangaben auf den Fotos stimmen, ist sie zwischen L.A. und New Orleans gependelt.«

»Dann muss es Flugtickets geben.«

»Ich habe jemanden, der das überprüft. Doch bis jetzt hat er nichts gefunden.«

»Sie könnte ein Pseudonym benutzt haben.«

»Jennifer Bentz ist das Pseudonym«, sagte Rick in

dem Bemühen, sich selbst zu überzeugen. »Ich muss herausfinden, wer sie wirklich ist und was sie will.«

»Und dabei brauchst du meine Hilfe.« Hayes war auf der Hut.

»Ja.«

»Inwiefern?«

Bentz erwähnte den Anruf von der öffentlichen Telefonzelle. »Ich würde gern die Aufnahmen von den Verkehrsüberwachungskameras in dieser Gegend sehen, möglicherweise auch Überwachungsvideos von den dortigen Geschäften oder - noch besser - Satellitenbilder von der Straße.«

»Du verlangst nicht gerade viel, oder? Soweit ich das beurteilen kann, ist doch kein Verbrechen geschehen.«

»Es sei denn, die Frau in Jennifers Grab ist nicht Jennifer.«

»Das ist eine gewagte Vermutung.«

Dem konnte Bentz nicht widersprechen. Die Kellnerin kam zurück und stellte große Teller auf den Tisch. Sie warnte sie, dass die Teller »sehr heiß« seien, und fragte, ob sie Getränke nachbestellen wollten oder noch etwas wünschten. »Ich nicht«, sagte Bentz, und auch Hayes schüttelte den Kopf.

»Gut, lassen Sie mich wissen, wenn Sie mich

brauchen.« Damit drehte sie sich um und ging zu einem anderen Tisch hinüber, an dem gerade vier Frauen Platz nahmen. Als sie außer Hörweite war, sagte Hayes: »Dann willst du also, dass ich die Quellen im Department anzapfe, damit du herausfinden kannst, wer dich reinlegen will.«

»Du könntest mit Montoya in New Orleans zusammenarbeiten. Er hat, wie gesagt, schon angefangen.«

»Richtig. Wir stellen gemeinsam eine Sondereinheit zusammen, die sich mit... ups, es gibt ja gar kein Verbrechen, mit dem sie sich befassen könnte.« Hayes starrte auf seinen Teller: Schweinekotelett, Maisbrot, Apfelmus. »Du bist also im Grunde wegen eines Poststempels und ein paar Fotos nach L.A. gekommen.«

»Erschien mir nur folgerichtig, hier zu beginnen.«

»Wie ich schon sagte: Da will dich jemand verarschen.«

»Keine Frage. Aber warum?«

»Sag du's mir.«

»Das ist genau das, was ich herauszufinden versuche.« Ganz der alte Hayes - der Kerl brauchte einen kräftigen Schubs. »Kurz gesagt: Ich muss wissen, ob Jennifer in diesem Sarg liegt.«

»Was?« Hayes ließ beinahe die Gabel fallen.

»Sie ist beerdigt worden, bevor wir einen DNS-Abgleich machen konnten, wie es heute üblich ist«, sagte Bentz mit dem Mund voll Steak. »Die ganzen Testmethoden steckten damals noch in den Kinderschuhen.«

»Und du willst einen DNS-Test machen, weil du annimmst, dass nicht Jennifer im Sarg liegt?«, fragte Jonas Hayes und stieß mit der Gabel in Bentz' Richtung. »Dass sie womöglich am Leben ist?«

»Das wäre immerhin ein Anfang.«

»Verflucht.«

»Dann besorgst du mir also die Akte über ihren Selbstmord?«

»Und warum sollte ich das für dich tun?«

»Weil ich in der Vergangenheit mehr als einmal deinen jämmerlichen schwarzen Hintern gerettet habe.« Das entsprach der Wahrheit. Als sich Hayes von Alonda, seiner durchgeknallten ersten Frau hatte scheiden lassen, war Bentz für ihn eingesprungen. Die Tatsache, dass seine Frau ihn wegen einer anderen Frau verließ, hatte Hayes völlig aus der Bahn geworfen. Für Bentz war Ehebruch Ehebruch, egal, mit wem man schlief, aber Hayes war am Boden zerstört gewesen. Er hatte es monatelang bis

Sonnenaufgang krachen lassen und jede Menge Frauen aufgerissen, um sich seine Männlichkeit zu beweisen.

Zum Glück hatte er sich irgendwann zusammengerissen, obwohl es eine Zeitlang auf Messers Schneide gestanden hatte. »Okay«, sagte Hayes widerwillig. »Ich werd mal sehen, was ich tun kann.«

»Vermutlich brauche ich auch ein wenig Unterstützung, um die Exhumierungsgenehmigung zu bekommen.« Hayes erhob keine weiteren Einwände, kippte seinen Drink, bestellte einen neuen und schnitt in sein kaltes Schweinekotelett.

Schnapp!

Lucy Springer fuhr herum und blickte zum Parkrand, während sie über den Gehsteig zu ihrem Apartmenthaus eilte. Sie konnte in der Dunkelheit nichts Beunruhigendes erkennen, nur einen alten Mann, der seinen Hund einen Block weiter Gassi führte. Der Hund, anscheinend ein magerer Greyhound, erleichterte sich an einem Baum. Doch Nebel zog auf, so dass im bläulichen Schein der Straßenlaternen alles verzerrt und gespenstisch wirkte. Ihre Kopfhaut kribbelte. Ihr Puls ging

schneller. Die Straße war einfach zu ... still.

»Mein Gott.« Sie schalt sich innerlich einen Feigling - oder eine Pflaume, wie ihr Freund Kurt sagen würde. Sie durfte nicht solch ein Nervenbündel sein. An der Ecke blieb sie stehen, das Handy in der Hand.

Sie drückte einen Knopf, stieß auf die Handynummer ihrer Schwester und begann, eine SMS zu tippen.

Schnapp!

Ihr Kopf fuhr hoch. Sie blickte über die Schulter. Was war das für ein Geräusch? Es klang nicht so, als würde jemand auf einen Zweig treten. Eher wie ein scharfes Schnalzen.

Doch sie sah niemanden. Nur den alten Mann und seinen Hund, die in die entgegengesetzte Richtung davonschlenderten.

Lucy wandte sich wieder ihrer SMS zu. *Wo steckst du ? Fast 21. Volljährig.*

Wir treffen uns um elf bei Silvio. Um Mitternacht gehen die Getränke auf mich!

Es war seltsam, dass Laney nicht zurückschrieb oder anrief.

Sie hatten das Fest seit Ewigkeiten geplant. Nun, seit einundzwanzig Jahren. Endlich waren sie und

ihre Zwillingsschwester erwachsen! Warum zum Teufel meldete sie sich nicht? Das passte gar nicht zu Laney.

Lucy öffnete gerade das Tor zum asphaltierten Hof ihres Apartmentgebäudes, als ihr Handy piepste. Sie blickte auf das Display und bekam kaum mit, wie das Tor hinter ihr mit einem Klacken ins Schloss fiel. Eine SMS von Laney! Endlich.

Es war eine MMS. Sie öffnete sie und erblickte einen verschwommenen Schnappschuss von ihrer Schwester. Laneys Augen waren weit aufgerissen vor Angst, ein roter Knebel war fest in ihren Mund gepresst. Sie sah aus, als würde sie Todesängste ausstehen.

»O Gott«, wisperte Lucy. Ihr Herz hämmerte wie verrückt, nacktes Grauen kroch ihr das Rückgrat hinauf. Was war das? Und dann begriff sie.

Offenbar wollte Laney mit diesem kranken Foto einen Scherz machen. »Miststück«, murmelte Lucy. Obwohl sie ihrer jüngeren Schwester zugestehen musste, dass der Ausdruck auf ihrem Gesicht tatsächlich nacktes Entsetzen zeigte. Natürlich. Schließlich ging Laney auf die University of Southern California und studierte im Hauptfach Theater, wofür sie sogar ein Stipendium bekommen

hatte. Außerdem hatte sie schon in mehreren Werbefilmen mitgespielt. Laney wusste, wie sie Gefühle rüberbringen konnte, außerdem hatte sie Studienfreunde, die Experten für Make-up und Film waren.

Trotzdem hatte das Foto Lucy einen Heidenschreck eingejagt. »Nicht sehr komisch«, sagte sie laut, und dann erstarrte sie. Sie hörte leise Geräusche ... Atmen? Nein. Das Tor war hinter ihr zugefallen ... oder nicht?

Sie kam zur Treppe und stieg die Stufen zur Eingangstür hinauf, wobei sie wie verrückt simste. *Jetzt hast du mich eine Sekunde echt drangekriegt! Sehe dich später!*

Sie griff in ihre Handtasche, um die Schlüssel herauszuholen, und sah die Nachbarkatze auf dem Geländer von Chucks kleiner Veranda hocken, die an den überdachten Eingangsbereich angrenzte. Die Katze starrte Lucy an, ihre runden Augen reflektierten das Verandalicht. »He, Kätzchen.« Die silbergraue Katze erstarrte für einen kurzen Moment, dann sprang sie hinunter und huschte über den Asphalt zu einem im Schatten liegenden Gebüsch. Dort zögerte sie, wandte Lucy dann ihren seidigen Kopf zu und gab ein langes, leises Brummen von

sich. Verrückte Katze! »He, Platin, ich bin's, Lucy.« Platin riss die Augen auf und machte einen Buckel, dann fauchte sie, zeigte Lucy ihre nadelspitzen Zähne und quetschte sich in wilder Hast unter dem Zaun hindurch, der das Grundstück umgab.

»Mein Gott, was ist denn mit dir los, Platin?«, fragte Lucy. Ein Geruch stieg ihr in die Nase. Irgendwas hing in der Luft. Zigarettenrauch? Oder ... *Schnapp*.

Das Geräusch war jetzt so dicht an ihrem Ohr, dass sie tatsächlich hochsprang. Fast hätte sie geschrien. Aus dem Augenwinkel sah sie, wie sich im Dunkeln etwas bewegte. Eine Gestalt, ein im Mondlicht schimmernder Schemen, machte einen Satz auf sie zu, einen dünnen Lederriemen in den großen Händen. O *Gott, nein!*

Sie versuchte, um Hilfe zu rufen, wusste, dass sie davonlaufen sollte, aber es war zu spät. Die Gestalt packte sie am Arm und riss sie heftig an sich. »Uff«, japste sie und entrang ihren luftleeren Lungen einen schwachen Schrei. Der Lederriemen glitt um ihren Hals und zog sich zusammen. *Was sollte das?* Schmerz durchfuhr sie. Sie konnte keine Luft holen, konnte nicht schreien, konnte nicht husten. *Oh, dieser Schmerz!*

Sie griff nach der Schlinge, versuchte, ihre Finger

unter das glatte Leder zu schieben. Der tödliche Riemen gab nicht nach. Sie hörte ihren Angreifer schnell und heftig atmen, als würde er sich an ihrem Schmerz aufgeilen. Er ruckte fest an der Schlinge.

Wer? Wer will mich umbringen ? Warum?

Ihre Lungen brannten und flehten um Sauerstoff. Sie trat wild um sich, wie besessen, und hoffte, mit der Ferse sein Schienbein zu treffen. Sie keuchte heiser, rang nach Luft. *Hilfe! Bitte, so hilf mir doch jemand!*

Sie zerrte an der verdammten Schlinge und zerkratzte sich dabei den Hals. Ein Fingernagel riss ein. Blut quoll darunter hervor. Ihr Kopf steckte wie in einem Schraubstock. Und ihre Lungen, o Gott, ihre Lungen ... Ihre Lungen drohten zu bersten! Mit einem brutalen Ruck zog der Angreifer die Schlinge noch enger zusammen, das Leder schnitt in das weiche Fleisch unter ihrem Kinn. Ihre Augen traten hervor. Unbändiger Schmerz schoss durch ihren Körper.

Sie würde sterben! Genau hier, vor ihrer eigenen Haustür! Noch einmal trat sie verzweifelt um sich in der Hoffnung, ihren Angreifer gegen die Tür zu stoßen und damit Lärm zu machen, der die Nachbarn aufweckte. Ihre Gedanken wirbelten, in rascher Folge zogen Bilder durch ihren Kopf, von ihren Eltern

daheim, die nicht wussten, dass sie sie nie wiedersehen würden, von ihrer Großmutter in Santa Barbara und von ihrem On-and-off-Freund Kurt ...

Lucy verdrehte die Augen, das Brennen in ihren Lungen ließ nach, ihre Arme wurden schwer, die Beine bleiern, als der Wille zu kämpfen aus ihrem Körper wich. Es war vorbei. Sie konnte nicht mehr kämpfen, verlor langsam das Bewusstsein. Ihre Hände fielen an den Seiten hinab, und sie spürte vage, dass der Angreifer sie auf die Betontreppe sinken ließ.

Gnädige Schwärze überkam sie. Lucys letzter Gedanke galt Laney ... liebe, süße, vertrauensselige, dumme Laney.

11

»Bentz ist wieder in der Stadt?« Russ Trinidad blickte finster in sein Glas, ließ den Scotch kreisen und betrachtete ihn so eindringlich, als wäre er der Schlüssel zum Universum.

Hayes hatte Trinidad gebeten, nach der Arbeit mit ihm auf einen Drink auszugehen, was an und für sich schon ungewöhnlich war. Trinidad, der ohnehin zu Argwohn neigte, war in Alarmbereitschaft. »Was

zum Teufel hat er hier zu suchen?«

»Es geht um seine Ex-Frau.«

»Jennifer?« Trinidad schnaubte. Wasser plätscherte durch Bambushalme und bildete einen kleinen Wasserfall in der Nähe des Eingangs. Im Hintergrund lief leise japanische Musik. »Muss ein ganz schönes Biest gewesen sein, obwohl ich sie nie wirklich kennengelernt habe.«

»Da kannst du dich glücklich schätzen«, sagte Hayes. Mit seinen eins zweiundachtzig war Trinidad kleiner als Hayes, doch von der Statur eines Soldaten. In Trinidads Welt war schwarz schön und eine Glatze sexy. Sie saßen an einer Ecknische in einer Bar in Little Tokyo. Die Bar lag nicht weit vom Parker Center entfernt, in dem die Abteilung für Mord und Raubüberfälle des LAPD untergebracht war, doch weit genug, um nicht zum Polizistentreff zu werden. Trinidad saß vor seinem zweiten Glas Scotch, Hayes vor seinem ersten Sake.

Jonas Hayes hatte beschlossen, Trinidad, Bentz' damaligen Partner, einzuweihen, da der kurz vor dem Ruhestand stehende Detective zu den wenigen Verbündeten von Rick Bentz gezählt hatte. Doch jetzt, da Bentz so lange fort gewesen war, schien selbst Trinidad Zweifel zu hegen.

»Okay, ich beiße an.« Trinidad nahm einen Schluck von seinem Drink, entdeckte irgendein Teilchen, das nicht dorthinein gehörte, und schnipste es mit geübtem Finger hinaus. Er setzte das Glas erneut an und verzichtete darauf, sich bei der Kellnerin zu beschweren. »Dann setz mich mal über unseren alten Freund Bentz ins Bild.« Hayes erzählte ihm von seinem gestrigen Treffen mit dem ehemaligen LAPD-Detective, von den Fotos, die dessen tote Frau in Los Angeles zeigten.

»Dann denkt er also, seine Ex könnte noch am Leben sein?«, fragte Trinidad mit gerunzelter Stirn und leerte sein Glas. »Er hat sie doch selbst identifiziert!«

»Ja, aber sie war ziemlich übel zugerichtet.«

»Und das glaubst du?« Trinidad zog die Augenbrauen hoch. »Klingt für mich nach völligem Blödsinn.«

»Ich glaube gar nichts, doch ich habe Erkundigungen angestellt. Die einzige Person, die eine Sterbeurkunde angefordert hat, war Bentz selbst. Sonst hat sich keiner die Mühe gemacht.« Hayes drehte unbehaglich seinen Sake-Becher in den Händen. »Ich meine, es ist durchaus möglich, dass er durchgeknallt ist. Schließlich ist er um ein Haar bei

diesem sonderbaren Unfall ums Leben gekommen. Hat eine Zeitlang im Koma gelegen.«

»Und wacht daraus auf, nur um Besuch von seiner lange verstorbenen Ex-Frau zu bekommen«, spottete Trinidad. »Wie nett.«

»Oder verrückt.« Hayes nahm einen Schluck Sake und sah ein junges asiatisches Paar das Restaurant betreten und an der Bar Platz nehmen. »Er hat mir eine Kopie von dem Briefumschlag und der Sterbeurkunde gegeben. Er will einen DNS-Test machen lassen und hat bereits alles vom Department in New Orleans auf Fingerabdrücke und Speichelreste unter der Briefumschlaglasche untersuchen lassen.«

»Du hältst aber nicht den Hals für ihn hin, oder? Du kannst doch ohnehin nichts tun, solange du nicht die Originale hast, und selbst wenn er sie dir gegeben hat, sage ich dir, dass du einen großen Fehler machst, wenn du dich in die Sache hineinziehen lässt.«

»Kein Problem, er hat sie mir nämlich nicht gegeben. Mensch, Trinidad, ich dachte, du wärst sein Freund.« Trinidad zuckte mit der Schulter. »Freunde helfen Freunden nicht dabei, paranoid zu werden.« Er beugte sich über den Tisch und senkte die Stimme. »Rick Bentz ist eine tickende Zeitbombe. Wäre fast

zugrunde gegangen, als er den Valdez-Jungen erschossen hat, und das ist wirklich verständlich. Er hat sich danach nie mehr ganz gefangen. Ich dachte, er hätte die Sache vielleicht wieder in den Griff bekommen, als er nach New Orleans verzog, schließlich geht das Gerücht, er wäre dort eine Art Held, der schwierige Mordfälle aufgeklärt hat. Doch eins sage ich dir: Es hat eine Zeit gegeben, da stand er so knapp davor« - er hielt Daumen und Zeigefinger so, dass sie einander fast berührten -, »überzuschnappen. Sieht aus, als wäre er das letzten Endes auch. Selbst wenn du das nicht hören möchtest: Es ist klüger, wenn du dich aus der Sache raushältst, ganz egal, womit er hausieren geht.«

»Bis jetzt hab ich noch nichts unternommen.«

»Ja, aber gerade das >noch nicht< ist das Problem, stimmt's?«

Trinidad verzog die Mundwinkel.

An der Bar bestellte die junge Asiatin lachend einen Drink, während ihr Freund sanft, aber bestimmt ihren Nacken massierte. Hayes wettete, dass er bereits einen Steifen bekam. Junge Liebe. Er hatte das auch ein paarmal erlebt. Trinidad klopfte auf seine Hemdtaschen und fand die Zigaretten. Er nahm eine aus der Schachtel, drehte sie in den Fingern und gab

der Kellnerin dann das Zeichen zum Bezahlen, ohne lange mit Hayes um die Rechnung zu feilschen. Zusammen gingen sie in die frühe Abenddämmerung hinaus. Die am diesigen Himmel untergehende Sonne spiegelte sich in den Glaswänden eines neuen Wohngebäudes. Weiter die Straße hinunter war der glockenförmige Kirchturm der Kathedrale St. Vibiana zu erkennen, dessen kunstvoller spanischer Architekturstil in starkem Kontrast zu der geometrischen Skyline von downtown Los Angeles stand.

Trinidad zündete sich seine Zigarette an und zog den Rauch tief in die Lungen. Als sie den überfüllten Gehsteig entlanggingen, sagte er: »Bentz war ein guter Cop. Die Sache mit dem Valdez-Jungen hat ihn echt fertiggemacht.« Er schüttelte den Kopf und fügte hinzu: »Und dann noch seine Frau, die es mit seinem Bruder treibt. Teufel noch mal! Wer würde da nicht ausflippen?« Sie bogen um eine Ecke und gelangten in die Straße, in der Trinidad seinen Chevy Blazer in eine Parklücke gezwängt hatte. »Ich stehe schon mit einem Fuß im Ruhestand.« Er stieß eine Rauchwolke aus. »Und da soll ich alte Akten wälzen? Eine Exhumierung anordnen, wo doch jeder weiß, wer in dem Sarg liegt? Ich brauche diesen Mist nicht.«

»Was, wenn Jennifer Bentz nicht tot ist?«

»Sie *ist* tot. Um das zu beweisen, brauchen wir keine DNS-Analyse. *Ihr* Wagen. *Ihr* Leichnam, identifiziert von *ihrem* Ehemann. Keine vermisste Person, auf die ihre Beschreibung zutreffen würde.«

»Das wissen wir doch gar nicht.«

»Ich sage nur, dass Bentz schon immer dazu geneigt hat, die Regeln so weit zu verbiegen, bis sie brechen, und ich bin nicht mehr so wie früher. Ich hab noch weniger als ein Jahr bis zur Pensionierung, da will ich nichts aufs Spiel setzen.« Doch seine Worte passten nicht so recht zu dem Gesicht, das er machte, als er seine Zigarette auf die Straße warf und den glühenden Stummel etwas energischer austrat, als nötig gewesen wäre. »Scheiße.« Er blickte zum Himmel auf und schüttelte den Kopf. »Verfluchter Bentz. Warum zur Hölle kommt er jetzt zurück, sieht Gespenster und wirbelt Staub auf? Dieser Mistkerl ist einfach abgehauen und hat mich und andere Officer auf den ungelösten Fällen sitzenlassen, von denen ein paar äußerst unschöne nie aufgeklärt wurden.«

Hayes erinnerte sich an einen berühmten Fall, den Doppelmord, bei dem die Ermittlungen vollständig auf Eis gelegen hatten, nachdem Rick Bentz durch den Unfall seiner ExFrau aus der Bahn geschleudert

worden war. Die Caldwell-Zwillinge ... Der Killer hatte sich ohne jede Spur aus dem Staub machen können - abgesehen von den verstümmelten Leichen gab es keinerlei Anhaltspunkte. Damals, als der Doppelmord passierte, war Bentz ein Wrack gewesen, ein starker Trinker.

»Bentz würde einen nie um etwas Illegales bitten«, betonte Hayes, als Trinidad die Tür seines Chevy Blazer öffnete. »Ja, richtig.« Trinidad steckte den Schlüssel ins Zündschloss, blickte zu Hayes auf und sagte grinsend: »Du kennst doch das alte Sprichwort: >Wer glaubt, wird selig.<« Dann fügte er, ernster jetzt, hinzu: »Du hast immer an ihn geglaubt. Aber sei vorsichtig.«

»Dann wirst du ihm also nicht helfen?«

»Ihm helfen, seine tote Ex-Frau zu finden, die ihren Selbstmord nur vorgetäuscht und eine andere Frau in ihrem Wagen umgebracht hat?«

»Ja.«

Trinidad schüttelte den Kopf. »Auf gar keinen Fall.« Der Motor heulte auf, und er war verschwunden. Hayes kletterte in seinen 4Runner und drehte den Zündschlüssel. Er reihte sich gerade in den dichten Verkehr ein, ak sein Handy piepste. Hayes blickte auf das Display. Riva Martinez' Name

blinkte auf. Seine Partnerin.

»Hayes«, meldete er sich. »Was gibt's?«

»Doppelmord. Zwei weibliche Leichen in einem Lager unter der I-110.« Sie nannte ihm die Querstraße und die Adresse unter der Auffahrtsrampe zum Harbor Freeway - der Interstate 110-, dann fügte sie hinzu: »Sieht aus, als wären die Opfer Zwillinge.«

»Wie bitte? Wart mal 'ne Sekunde.« Seine Gedanken überschlugen sich, und er befahl sich, ruhig zu bleiben. Er stellte Verbindungen her, die gar nicht existierten. Bentz wiederzusehen hatte ihn an den Caldwell-Fall erinnert, den ungeklärten Doppelmord von vor zwölf Jahren. »Gibt's ein Problem?«, fragte Martinez. »Zwillinge?«, fragte Hayes gedehnt. Adrenalin schoss ihm ins Blut. »Eineiig?«

»Ich denke schon. Bald wissen wir's mit Sicherheit. Du fährst besser selbst hin.«

Sie legte auf und ließ Hayes mit einem mulmigen Gefühl zurück. Er trat aufs Gas.

Bentz hatte den Doppelmord an den Caldwell-Zwillingen nie aufgeklärt. Der Mörder war nie geschnappt worden. Er schien einfach von der Erdoberfläche verschwunden zu sein, zumindest aber aus Südkalifornien. Natürlich waren Vermutungen

angestellt worden: Manche dachten, der Kerl wäre wegen eines anderen Verbrechens ins Gefängnis gesteckt worden, andere meinten, er sei gestorben oder weitergezogen. Es wurde spekuliert, dass sich der Mörder nur die Zwillinge vorgeknöpft und sich dann anderen Dingen zugewendet hatte, doch die Polizei war nicht überzeugt. Niemand im Department glaubte daran, dass ein sadistischer Killer zum Fliegenfischen oder Golfen übergewechselt war. »Verdammt.« Hayes ignorierte die Geschwindigkeitsbegrenzung, stellte sein Blinklicht aufs Armaturenbrett und rief Trinidad an. Ihm schwirrte der Kopf. Voller finsterer Gedanken raste er über eine Kreuzung. Die Ampel sprang soeben von Gelb auf Rot.

Rick Bentz war gerade mal achtundvierzig Stunden in L.A., und schon kopierte ein Killer den Doppelmord, der damals zum Ende von Bentz' Karriere geführt hatte? Zufall? Oder teuflische Absicht?

Die letzten vierundzwanzig Stunden hatten sich für Bentz als fruchtlos erwiesen. Eine Sackgasse nach der anderen. Er war wieder nach Santa Monica gefahren, hatte den Wagen abgestellt und war die Strandpromenade entlanggegangen. Am Ende des

Piers blickte er aufs Meer hinaus und stellte sich Jennifer dort vor. Mit ihm. Mit James. Allein. Er hatte sogar ein paar Orte abgefahren, an denen Jennifer und er damals oft gewesen waren. Eine Burger-Bude, nicht weit vom West Los Angeles College entfernt, an der sie sich gern eine Schale Pommes geteilt hatten. Eine Bar am Sepulveda Boulevard, wo sie ihn in die Welt der Martinis eingeführt hatte. Ein romantischer Italiener, wo sie dicht nebeneinander in einer dunklen Nische gesessen hatten, Jennifers Hand auf seinem Oberschenkel. Das Ernesto's gab es nicht mehr. Das Gebäude war mehrfach umgebaut worden und beherbergte jetzt einen Thailänder, der sich auf Gerichte zum Mitnehmen spezialisiert hatte. Aus einem verqueren Sinn für Ironie heraus kaufte er eine Schale Gai Yang, das vor Knoblauch nur so strotzte.

Er war abermals an dem öffentlichen Fernsprecher auf dem Wilshire Boulevard vorbeigefahren, wohlwissend, dass nichts dabei herauskommen würde, außerdem an der Bushaltestelle, an der er die Frau gesehen hatte, die Jennifer so sehr ähnelte. Zwei ganze Stunden hatte er an der Haltestelle verbracht: eine Stunde, bevor der Bus nach Figueroa eintraf, und eine Stunde danach. Vergeblich. Keine Frau in

einem zitronengelben Kleid. Keine Jennifer. Und obwohl ihm klar war, dass diese spezielle Buslinie kein Licht in seine Ermittlung bringen würde, hatte er die Fahrerin ausfindig gemacht - eine Frau Ende vierzig mit einem grauen Igelschnitt und einem gelangweilten Gesichtsausdruck, die den Bus an besagtem Nachmittag gefahren hatte. Sie erinnerte sich nicht an eine Frau in einem gelben Kleid, auf die Jennifers Beschreibung zutraf. Natürlich war sie sich nicht ganz sicher, doch sie konnte mit Bestimmtheit sagen, dass die Frau auf den Fotos, die Bentz ihr zeigte, die Strecke nicht regelmäßig fuhr. Eine weitere Sackgasse.

Er hatte sich eine Pizza zum Mitnehmen bestellt und war in sein Motelzimmer zurückgekehrt. Beim Essen war er seine Notizen durchgegangen und hatte sich auf das konzentriert, was er von Shana Mclntyre erfahren hatte. Sie hatte ihm mehr Informationen gegeben als erwartet, doch er hatte nach wie vor nicht den Eindruck, dass Jennifer nach dem Unfall mit ihr in Kontakt getreten war. Bentz hatte versucht, die anderen Personen auf seiner Liste anzurufen, erreichte jedoch niemanden und hinterließ auch keine Nachrichten. Er fragte sich, wie die übrigen Freundinnen von Jennifer reagieren würden. Würden sie

ihm eher weiterhelfen können?

Und was war mit Alan Gray? Was war aus dem reichen Scheißkerl geworden? Im Internet fand er nicht viel, doch aus verschiedenen Zeitschriften und Zeitungsartikeln konnte er sich zusammenreimen, dass Gray in Palm Desert steckte und sein Leben mit Golfen verbrachte. Er musste ein guter Golfspieler sein, den Ergebnissen der jüngsten Amateurturniere nach zu urteilen.

Rick hatte Hayes angerufen und ihm eine Nachricht hinterlassen, aber Jonas hatte sich noch nicht gemeldet - vermutlich hatte er noch nichts herausgefunden. Nichts ergab irgendeinen Sinn, dachte Bentz und beobachtete durchs Fenster eine kurvenreiche Frau Mitte dreißig, die eine Sonnenblende über das Armaturenbrett ihres alten Cadillac klemmte. Zufrieden, dass der faltbare Sonnenschutz perfekt saß, nahm sie eine riesige Handtasche vom Beifahrersitz, warf sich den Riemen über die Schulter und schloss den Wagen ab. Sie drehte sich kurz um, dann eilte sie durch den überdachten Durchgang in Richtung der Zimmer, die auf den Pool blickten.

Rick machte sich Gedanken über die anderen Gäste in diesem heruntergekommenen Motel. Jeder hier

hatte sein eigenes Geheimnis, das er in den identischen Zimmern mit den abgetretenen Teppichen, den reparaturbedürftigen Toiletten und Minikühlschränken, in die kaum ein Sixpack Bier hineinpasste, bewahrte.

Bentz schloss die Blendläden und versuchte, sich zu konzentrieren.

Alles in allem war der Tag eine düstere Reise in die eigene Vergangenheit gewesen und hatte ihm nicht geholfen, die Frage zu klären, ob Jennifer noch am Leben war oder tot. Er biss in das dritte Stück Pizza mit Pepperoni und Oliven und fragte sich, warum zur Hölle er nach L.A. gekommen war. Vielleicht hatten die anderen recht. Vielleicht jagte er wirklich einem Geist nach. Vielleicht erlaubte sich derjenige, der ihm die Fotos und die Sterbeurkunde geschickt hatte, nur einen Spaß, weil er wusste, dass Jennifer ihm im Kopf herumspukte, seit er aus dem Koma erwacht war. Vielleicht benutzte dieser Perversling sein Wissen nur, um ihn, Rick, um den Verstand zu bringen. Um sicherzugehen, dass er wirklich durchdrehte.

Doch wer könnte gewusst haben, dass ihm beim Aufwachen seine Ex-Frau erschienen war? Niemand außer Kristi. »Zum Teufel.« Er klappte die

Pizzaschachtel zu, wischte sich die Finger ab und drückte die Kurzwahltaste, um seine Frau anzurufen, die Frau, die er liebte. Die in ihrem Zuhause außerhalb von New Orleans auf ihn wartete. Die ihr Bestes gab, um ihm zu vertrauen.

Olivia meldete sich nicht, und er hielt sich nicht damit auf, ihr eine Nachricht zu hinterlassen. Was sollte er auch sagen? Dass er sie liebte? Das wusste sie bereits. Dass er sie vermisste? Warum saß er dann nicht im nächsten Flieger nach Louisiana? Dass er nicht wusste, was er eigentlich in Los Angeles machte? Warum war er dann immer noch hier?

Er dachte an sein Gespräch mit Shana. Morgen würde er sich Tally White vornehmen, die als Lehrerin an einer Mittelschule arbeitete. Auch mit Lorraine, Jennifers Stiefschwester, hatte er noch keinen Kontakt aufgenommen. Es gab zwar noch andere Freunde und Verwandte, aber Shana, Tally und Lorraine standen als enge Vertraute seiner Ex-Frau ganz oben auf seiner Liste. Frauen, die möglicherweise wussten, was mit ihr passiert war, nicht zu vergessen Fortuna Esperanzo, Jennifers ehemalige Kollegin und Freundin aus der Kunstgalerie.

Natürlich hätte er liebend gern mit Vater James

gesprochen - James, sein eigener, verdammter Bruder -, doch das war unmöglich. Für James gab es keine Wiederauferstehung von den Toten, Vater James würde nicht wie Lazarus auf erweckt werden. Bentz war sich sicher, dass der Priester tot war, einem Serienmörder zum Opfer gefallen, und er war sich beinahe genauso sicher, dass er in der Hölle schmorte. Mit Jennifer?

Diese Frage konnte er nicht beantworten. Sein Sodbrennen flammte wieder auf. Er zog ein halbleeres Röhrchen Magentabletten aus der Tasche, schob sich ein paar davon in den Mund und griff nach den Schlüsseln seines Mietwagens.

Er warf einen finsteren Blick auf den Gehstock, der an der Wand lehnte, dann schnappte er Stock und Jacke und trat hinaus in die nachklingende Hitze des Tages. Er schloss hinter sich ab und ging über den Parkplatz zu seinem Ford Escape, vorbei an dem alten Mann, der seinen Hund Gassi führte. Spike blickte an Bentz hoch, dann wandte er sich wieder den Schlaglöchern im Asphalt zu, entweder auf der Suche nach etwas Fressbarem oder nach einem Plätzchen, wo er sich erleichtern konnte. Bentz nickte dem Mann zu und stieg in seinen Mietwagen. Er hatte genug Zeit in seinen schäbigen vier Wänden im

So-Cal Inn verbracht. Er ließ den Motor an, schaltete die Klimaanlage ein und trat aufs Gas. Er war Zeit, nach San Juan Capistrano zu fahren. Wenn er Glück hatte, blieben ihm bis zum Einbruch der Nacht noch ein paar Stunden.

Hayes kam quietschend auf der Unterquerung der Auffahrt zum Harbor Freeway, der Interstate 110, zum Stehen. Blinklichter zuckten über die Straße und über die rußigen Zementpfeiler, die die gewölbte Konstruktion aus Beton und Stahl trugen.

Schaulustige, manche mit Fotohandys, hatten sich um die Lagereinheiten versammelt, die sich unter der Auffahrtsrampe befanden.

Zwei Beamte leiteten den Verkehr um, winkten Fahrzeuge auf die freie Spur, während die Gaffer abbremsten und einen gewaltigen Stau zu verursachen drohten. Weitere Beamte in Uniform bewachten den Zugang zu den Lagern, die mit gelbem Polizeiband abgesperrt waren. Orangefarbene Verkehrspylone und Straßensperren hielten die Neugierigen fern.

Immer mehr Leute kamen zusammen. Auf der Auffahrtsrampe über ihnen toste der Verkehr, Reifen sangen, Motoren dröhnten, es herrschte ein

ohrenbetäubender Lärm. Ein mit einem blauen Logo und mehreren Satellitenschüsseln versehener Übertragungswagen des Nachrichtensenders KMOL parkte ein Stück entfernt, zwei Räder auf dem Bordstein, damit die anderen Autos vorbeifahren konnten. Die schlanke blonde Reporterin Joanna Quince und ein stämmiger Mann mit Schulterkamera kamen zielstrebig herbeigeeilt. Der Hubschrauber eines anderen lokalen TV-Senders schwebte über ihnen. Das Schwirren der Rotorblätter wurde durch den Verkehrslärm auf dem Freeway gedämpft.

Hayes parkte in zweiter Reihe neben dem Van der Spurensicherung und schlängelte sich durch die Polizeifahrzeuge und an dem Wagen der Scientific Investigative Division vorbei. Die Ermittler des SID, Kriminaltechniker und Forensiker, waren bereits bei der Arbeit. Sie suchten nach Fußspuren, Fingerabdrücken, Haaren und jedweder Art von Material, das einen Hinweis auf die Identität des Killers geben konnte. Fotos und Videoaufnahmen wurden gemacht, der Tatort vermessen. Hayes blickte nach oben und hielt Ausschau nach einer Überwachungskamera, doch die Kamera, die über den Lagereinheiten angebracht war, baumelte in ungünstiger Position an einer verrosteten Strebe und

war offenbar kaputt. So viel zu Überwachungsbildern.

Martinez, eine zierliche Frau mit feuerrotem Haar und einer messerscharfen Zunge, stand an der Tür zur Lagereinheit 8 und winkte Hayes hinein.

»Sieh dich um«, sagte sie mit leicht spanischem Akzent. »Aber ich muss dich warnen: Es ist kein schöner Anblick.« Hayes wappnete sich. Zunächst hielt er den Blick von den Opfern abgewandt und konzentrierte sich stattdessen auf den staubigen Zementboden, die Behälter mit Nägeln und einen kaputten Gartenstuhl in der Ecke. Nach all den Jahren fühlte er sich in der Nähe von Leichen immer noch unbehaglich. Der Geruch, der Anblick des Todes machte ihm zu schaffen, ging ihm unter die Haut, brannte sich in sein Gehirn und blieb tagelang dort. Für gewöhnlich gelang es ihm, sein Unbehagen zu verbergen. An diesem Abend jedoch nicht.

Als er die geschändeten Körper der Zwillinge betrachtete, die kaum dem Teenager-Alter entwachsen zu sein schienen, konnte er den Schmerz, der ihm bis ins Mark drang, nicht verstecken.

Sie waren gezielt so hingelegt worden, gefesselt und geknebelt, nackt, in eine fetale Position gebracht. Im Halsbereich waren Blutergüsse und

Strangulationsmale zu erkennen. Die Gesichter einander zugewandt, die Augen im Schein der einzelnen Glühbirne weit aufgerissen, blickten sich die Zwillingsschwestern aus leblosen Augen an. Ihre Haut war so blass, dass sie bläulich wirkte. Ihr blondes Haar war mit einem langen roten Band aus dem Gesicht gebunden. Dasselbe Band, mit dem sie gefesselt waren. Eineiige Zwillinge, die aussahen wie makabere Gespenster, die in einen Spiegel blickten.

So ausgerichtet, als wären sie noch im Mutterleih. Genau wie die Caldwell-Zwillinge.

Hayes' Kiefer verspannte sich. »Habt ihr sie schon identifiziert?«

»Ja... ihre Klamotten und Handtaschen, sogar ihr Schmuck und ihre Handys, alles lag da drüben, zusammen mit ihren Geburtsurkunden.« Martinez wies mit dem Kinn in eine Ecke. Auf dem Fußboden waren die Kleidung und persönliche Habe der beiden Mädchen ordentlich aufgestapelt.

Ein penibel aufgeräumter Tatort, dachte Hayes, während er sich über die zusammengefalteten Kleidungsstücke beugte. Das alles kam ihm nur zu bekannt vor. Oben auf dem jeweiligen Stapel lag eine Kopie der Geburtsurkunde, Datum und Geburtszeit mit pinkfarbenem Textmarker hervorgehoben.

Vermutlich dieselbe Farbe, die man auf den Leichen der Mädchen finden würde, vorausgesetzt, es handelte sich tatsächlich um denselben Killer, der L.A. **Vor Jahren** heimgesucht hatte.

»Lucille und Elaine Springer«, sagte Martinez. »Ich habe bereits die Abteilung für vermisste Personen angerufen. Die überprüfen das gerade.«

Jonas dachte an seine eigene Tochter. Zwölf Jahre alt und dreißig *über Nacht,* wie man so schön sagte, aber immer noch unschuldig. Es würde ihn umbringen, Maren zu verlieren, doch wenn jemand sie absichtlich töten würde ... Ihm stieg die Galle hoch, und er versuchte, seine Gedanken von seiner privaten Situation auf die am Tatort umzulenken. Die Spurensicherung war mit den Fotos fertig. Die Körpertemperatur war bereits gemessen worden, so dass die Opfer umgedreht werden konnten. Mit eiskalter Gewissheit wusste Jonas, was sie vorfinden würden, wenn sie die Mädchen auf den Rücken rollten.

»Erinnert dich das an etwas?«, fragte eine rauhe Stimme. Hayes warf einen Blick über die Schulter und sah Detective Andrew Bledsoe an der Tür stehen.

Jonas streckte den Rücken durch und nickte. »Der Caldwell-Fall.«

»Ist es nicht ein Zufall, dass unser alter Freund Bentz gerade jetzt wieder in der Stadt ist?« Bledsoe brachte ein blasiertes Lächeln zustande, als wären die Zwillinge nie mehr gewesen als Leichen, irgendein Fall, den es zu lösen galt. Martinez presste die Lippen zusammen und blickte Bledsoe aus ihren dunklen Augen zornig an. »Gibt es einen besonderen Grund dafür, dass du hier bist?« Obwohl Bledsoe bereits die fünfzig überschritten hatte, wirkte er gut zehn Jahre jünger. Bei seinen eins siebenundsiebzig hielt er ein Gewicht unter neunzig Kilo, legte Wert auf eine beständige Bräune und trug sein schwarzes Haar nach hinten gegelt. Seine Anzüge waren für gewöhnlich maßgeschneidert, und seinen stahlblauen Augen entging kaum etwas. Er war ein guter Polizist. Und eine Nervensäge. »Ich war gerade auf dem Rückweg von einem Tatort in Watts, hab's im Polizeifunk gehört.«

»Nun, wir haben hier zu tun.« Martinez machte kein Hehl aus ihrer Abneigung. Bledsoe hatte sie schon immer auf die Palme gebracht, das wusste Hayes genau wie jeder andere im Department. Martinez zählte nicht zu denen, die mit ihren Gefühlen hinterm Berg hielten.

Sie wandte Bledsoe den Rücken zu und kniete sich

neben eine der Leichen, während sich Hayes die andere vornahm. »Würgemale rund um den Halsbereich«, bemerkte Martinez wie zu sich selbst, »Zahlen und Buchstaben auf beiden Torsi, direkt unterhalb der Brüste.«

Die Nachricht, in Neonpink auf den Rumpf der Zwillingsschwestern geschrieben, war eindeutig: Auf jedem der beiden Opfer stand die Geburtszeit vor einundzwanzig Jahren und der Todeszeitpunkt heute kurz nach Mitternacht - genau einundzwanzig Jahre später. Auf die Minute genau. Als hätte es dem Killer besonderes Vergnügen bereitet, das Leben der Mädchen genau in dem Moment auszulöschen, in dem sie volljährig wurden.

»Verflucht.« Hayes war eiskalt trotz der stickigen Hitze in dem kleinen Lagerraum. Lucille und Elaine Springer waren im Abstand von vierzehn Minuten auf die Welt gekommen, und in exakt diesem Abstand waren sie auch gestorben. Zweifelsohne hatte die jüngere der beiden - Elaine, geboren um ein Uhr eins - Lucys grauenhaften Tod um null Uhr siebenundvierzig mit angesehen. Vermutlich waren sie mit demselben Band stranguliert worden, das jetzt um Haar, Handgelenke und Fußknöchel gebunden war und als Knebei in ihrem Mund steckte. Hayes

nahm an, dass sich auf dem Haarband ebenfalls Hautpartikel nachweisen lassen würden, dort, wo sich das Gewebe tief ins weiche Fleisch am Hals der Mädchen eingegraben hatte. Er wusste, dass man an dieser Stelle auf weitere Würgemale stoßen würde: Die Opfer waren mit einer Art Lederriemen überwältigt und schließlich mit dem dicken roten Band, in das ein dünner, scharfer Draht eingewebt war, getötet worden. Jedes Mädchen hatte exakt einundzwanzig Jahre gelebt. Genau wie die Caldwell-Zwillinge, der letzte Mordfall, den Bentz hier in L.A. bearbeitet hatte. Der Fall, der auf Eis gelegt worden war, als er um seine Entlassung ersuchte. Hayes hasste es, das zugeben zu müssen, doch diesmal hatte Bledsoe nicht ganz unrecht.

Warum waren die Springer-Zwillinge gerade jetzt umgebracht worden, nur ein paar Tage, nachdem Rick Bentz nach L.A. zurückgekehrt war?

12

»Das ist doch albern!« Olivia starrte auf das Handy in ihrer Hand. Es machte sie nervös, Bentz anzurufen. Wie lächerlich! Sie hatte nie zu den Frauen gezählt, die schüchtern oder befangen waren, und an

Selbstbewusstsein hatte es ihr auch nie gemangelt. Trotzdem saß sie jetzt im Schneidersitz im Wohnzimmer, eine kalte Tasse Tee vor sich auf dem Couchtisch, und war sich unsicher, was sie tun sollte. Harry S. hatte es sich am anderen Ende des bequemen Sofas gemütlich gemacht, eine von Bentz' alten Springsteen-CDs lief im Hintergrund, und doch war die heimelige Atmosphäre wenig ermutigend. Sie war wie gelähmt. Wusste nicht, ob sie Rick anrufen sollte oder nicht.

Obwohl sie gesehen hatte, dass er zu einem früheren Zeitpunkt versucht hatte, sie zu erreichen, ohne eine Nachricht zu hinterlassen.

»Ach, zum Teufel«, sagte sie und drückte die Kurzwahltaste.

Er nahm vor dem zweiten Klingeln ab. »Hey«, sagte er, glücklich - oder eher erleichtert? -, von ihr zu hören. »Selber hey.«

»Was gibt's?«

»Ich wollte mich nur mal melden.« *Sag's ihm. Sag es ihm jetzt. Du musst nicht warten, bis er zurückkommt. Lass ihn wissen, dass du ein Baby erwartest. Ganz egal, wie er reagiert: Du freust dich wahnsinnig über die Schwangerschaft und hast sogar schon damit*

begonnen, dir Babysachen anzuschauen und zu überlegen, wohin du die Wiege stellen willst.
»Was machst du gerade?«

»Ich fahre nach San Juan Capistrano.«

»Zu der Mission? Warum? Suchst du nach Schwalben?«, neckte sie ihn und erinnerte ihn an das Phänomen, dass alljährlich die Schwalben zu der alten spanischen Mission von San Juan Capistrano zurückkehrten. »Wusste gar nicht, dass du ein Vogelbeobachter bist.«

»Zu spät für die Schwalben, nehme ich an. Sie kommen im Frühling.«

»Warum dann?«, hakte sie nach.

»Ich muss diese Absteige von Motel finden.«

»Wegen Jennifer?«

Zögern, dann: »Vielleicht.«

»Hast du sie wieder gesehen?« Sie konnte den Sarkasmus in ihrer Stimme nicht verbergen. Wem machte er etwas vor? »Ich weiß es nicht.«

Am liebsten hätte sie ihm gesagt, wie albern er sich benahm, doch sie verkniff sich die scharfe Bemerkung und begab sich auf weniger unsicheres Terrain. »Wie geht es dir? Und deinem Bein?«

»Es ist noch dran.«

»Machst du deine Übungen?«

»Jeden Tag.«

»Schwindler.« Sie lachte und hörte ihn glucksen. »Was gibt's Neues bei dir?«

Sie nahm all ihren Mut zusammen, beschloss, dass sie einfach damit herausplatzen und die Dinge laufen lassen würde, als Harry S. draußen ein Geräusch hörte und wie verrückt zu bellen anfing. »He, sei still!«, befahl sie ihm und hörte ihren Mann erneut lachen.

»Na großartig. Dann hast du mich also nur angerufen, um mir zu sagen, dass ich den Mund halten soll.«

»Du weißt doch, was für eine wunderbare Ehefrau ich bin.«

»Ich ... weiß ... Liwie ...« Seine Stimme klang schwach und abgehackt, sie konnte nicht alle Wörter verstehen. »Ich kann dich nicht hören! Ein Funkloch.« Es war zu spät. Jetzt konnte sie es ihm nicht mehr erzählen. Die Verbindung war bereits abgerissen, und sie sagte in die tote Leitung: »Ach übrigens, Teufelskerl, du wirst wieder Vater.« In letzter Zeit schien sie mit Telefonverbindungen nicht viel Glück zu haben. Sie brachte ihre Teetasse in die Küche und stellte sie in die Spüle. Am Rand des Gartens ging hinter den Sumpfzypressen und Kiefern

ein zunehmender Mond auf. Ein paar Sterne funkelten, und als Olivia das Fenster öffnete, hörte sie einen Chor von Ochsenfröschen, die sich einen unerbittlichen Wettstreit lieferten. Sie fütterte Chia und plauderte mit ihr, dann beschloss sie, aufs Laufband zu gehen, weil sie sich immer noch ganz kribbelig fühlte. Sie würde warten, bis Rick nach Louisiana zurückkehrte, und wenn ihr seine Verfolgungsjagd zu lange dauerte, würde sie ihm hinterherfliegen und ihm die gute Nachricht persönlich überbringen.

»Fünf Tage, Bentz«, sagte sie und tippte sich mit dem Finger ans Kinn. »Fünf Tage, mehr hast du nicht. Dann heißt es: Kalifornien, ich komme!«

»Wer hat die Leichen gefunden?«, fragte Hayes, glücklich, aus dem klaustrophobisch kleinen Lagerabteil heraus zu sein. Er atmete tief ein. Was machte es schon, dass sich die Benzin- und Dieselabgase unter der Auffahrtsrampe sammelten? Wenigstens füllte nicht mehr der Geruch des Todes seine Lungen.

»Eine College-Studentin.« Riva Martinez deutete auf einen Streifenwagen, auf dessen Rücksitz ein junges Mädchen saß und aus dem Fenster starrte. Ihre

Augen waren vor Angst geweitet, das Gesicht blass hinter der Scheibe. »Felicia Katz. Geht auf die USC und hat ein paar von ihren Sachen hier eingelagert. Sie ist heute Nachmittag hergekommen, weil sie etwas aus ihrem Abteil holen wollte - einen alten Stuhl, glaub ich. Sie hat die Nummer 7 gemietet.« Martinez deutete auf die Tür nebenan. »Ihr ist aufgefallen, dass die Tür von Abteil 8 nicht zugesperrt und das Schloss geknackt war. Sie dachte, jemand wäre eingebrochen und hätte etwas gestohlen, also hat sie nachgesehen.«

»Und etwas Hübsches entdeckt«, fiel Bledsoe ihr ins Wort.

Bei dem Gedanken an die Opfer, die gerade einer vorläufigen Untersuchung unterzogen wurden, bevor sie, in Leichensäcke verpackt, zur Autopsie in die Pathologie gebracht wurden, drehte sich Hayes der Magen um. Noch vor vierundzwanzig Stunden waren sie unschuldige junge Frauen gewesen, die sich vermutlich auf ihre Geburtstagsfeier freuten.

»Katz hat die Opfer entdeckt«, fuhr Martinez fort, »dann eine SMS an ihren Freund geschickt und anschließend die 911 angerufen.«

Hayes blickte zum Streifenwagen mit der Zeugin hinüber. »Warum hat sie sich zuerst an den Freund

gewendet?«

»Sie behauptet, sie hätte vor Schreck den Kopf verloren.«

»Darauf wette ich«, schaltete sich Bledsoe ein.

»Wie heißt der Freund?«

»Robert Finley, genannt Robbie. Arbeitet tagsüber in einem Coffeeshop, nachts ist er Schlagzeuger bei einer Grunge-Band. Er ist unmittelbar nach Rohrs eingetroffen, der als erster Officer am Tatort war. Finley sitzt in einem anderen Streifenwagen. Wir haben Katz und ihn getrennt, weil wir ihre Aussagen getrennt aufnehmen und miteinander vergleichen wollen.«

»Glaubst du, die beiden haben etwas mit der Sache zu tun?«

»Nein. Du?«

»Vermutlich nicht.« Hayes schüttelte den Kopf.

»Es ist der Einundzwanziger-Killer«, unterbrach Bledsoe sie.

»Wer?«, fragte Riva. Sie war noch relativ neu im Department und kannte nicht alle alten Geschichten. »So haben wir ihn genannt. Er hat schon einmal ein Zwillingspärchen an seinem einundzwanzigsten Geburtstag umgebracht, Delta und Diana Caldwell. Sie waren zwei Tage zuvor als vermisst gemeldet

worden, so dass wir davon ausgehen, dass er sie gekidnappt und festgehalten hat, um sie genau in der Minute, in der sie einundzwanzig wurden, zu töten.«

»Dann hat er sie also gekannt?«, fragte Riva mit zusammengekniffenen Augen.

»Oder Erkundigungen über sie eingeholt. Er ist nie gefasst worden.« Bledsoes Gesicht nahm einen harten Ausdruck an. »Die Eltern der Caldwell-Zwillinge haben uns sechs Jahre lang jede Woche angerufen, dann haben sie sich angeblich scheiden lassen.«

»Und es hat bislang keine ähnlichen Fälle gegeben?«, erkundigte sich Riva und blickte zurück zum Lagerabteil. »Könnte es sich um einen Nachahmungstäter handeln?«

Bledsoe schüttelte den Kopf. »Ein paar der Details sind nie an die Medien und damit nie an die Öffentlichkeit gelangt. Das rote Band, der pinkfarbene Textmarker. Dass ihre Kleidung so ordentlich zusammengefaltet war, als hätte Mommy oder das Hausmädchen es für sie erledigt.« Bledsoe spähte über Hayes' Schulter. »Wenn man von den Medien spricht ...«

Hayes drehte sich um und sah Joanna Quince, die zielstrebige Nachrichtenreporterin von vorhin, mit einem der Uniformierten an der Absperrung

sprechen. Er verzog das Gesicht und wandte sich ab, doch Quince hatte die Detectives bereits entdeckt und erkannte Bledsoe. »Detective!«, rief sie. »Darf ich Ihnen ein paar Fragen stellen? Stimmt es, dass es sich um einen Doppelmord handelt? Zwei Mädchen in einem der Abteile?«

»Ich übernehme das«, sagte Bledsoe. Bledsoe mochte die Medien, das stand fest, doch er würde nicht zu viel preisgeben. Er würde Joanna Quince an den für die Information der Öffentlichkeit zuständigen Beamten verweisen, der eine Erklärung abgeben und Fragen beantworten würde, sobald die nächsten Angehörigen der Opfer informiert wären.

Diese Aufgabe - es der Familie mitzuteilen - wurde Hayes zuteil, und dem fiel es beinahe ebenso schwer, mit den fassungslosen Hinterbliebenen zu sprechen wie die Leichen zu sichten.

Bentz raste mit gerade noch zulässiger Höchstgeschwindigkeit über die 1-5, die Interstate, die von Kanada bis nach Mexiko führte, obwohl man hier ohnehin schneller fuhr, als er es von Louisiana gewohnt war. Die Sonne stand tief am Horizont, und es herrschte dichter Verkehr. Bentz hatte erwartet, nach Los Angeles zurückzukehren und sich wie zu

Hause zu fühlen - wenn schon nicht bei der Polizei, dann doch in der Gegend an sich. Schließlich hatte er hier viele Jahre seines Lebens verbracht. Doch nein, er fühlte sich wie ein Fisch auf dem Trockenen.

Der Anruf von Olivia beschäftigte ihn, und er fragte sich nicht zum ersten Mal, ob es nicht ein großer Fehler gewesen war, nach L.A. zu fliegen. Er hatte damit nicht nur seine Frau aufgebracht, sondern lief auch Gefahr, dass Melinda Jaskiel, seine Vorgesetzte in New Orleans, ihn ruckzuck nicht nur zurück in die Physio-, sondern auch in Psychotherapie schicken würde, wenn sie herausfand, dass er an der Westküste einer toten Frau hinterherjagte. Vielleicht würde sie ihn auch endgültig vom Dienst suspendieren, weil sie davon ausging, dass er übergeschnappt war, womit seine Karriere als Cop beendet wäre. Na und? Es ist schließlich nicht so, dass das NOPD ohne dich nicht funktioniert. Wer weiß, wann beziehungsweise ob du überhaupt deinen Dienst wieder antreten darfst. Bentz' Finger schlossen sich ums Lenkrad, und er wechselte mehrfach die Spur. Ein Plakatmobil brauste an seinem Ford Escape vorbei, als würde er auf der Stelle stehen. Er blickte auf seinen Tachometer. Er fuhr siebzig Meilen die Stunde.

Das Handy klingelte. Rick stellte das Radio aus und

blickte aufs Display. Montoyas Nummer. Gut. Er brauchte eine Ablenkung von Olivia.

»Wird auch Zeit, dass du anrufst«, meldete er sich. »Hast du was für mich?«

»Nicht viel. Keine fremden Fingerabdrücke auf Briefumschlag oder Sterbeurkunde, nur deine und meine.« Bentz fluchte unterdrückt.

»Du hast doch nicht wirklich damit gerechnet, dass wir etwas finden, oder?«

»Nein, trotzdem dachte ich, wir hätten vielleicht Glück, weil der Kerl möglicherweise nachlässig war.«

»Unwahrscheinlich. Die DNS-Analyse ist noch nicht zurück, aber ich wette um ein Jahresgehalt, dass der Kerl die Briefumschlaglasche nicht angeleckt hat. Heutzutage kennt sich doch jeder mit diesem Mist aus, wenn er *CSI* guckt oder *Law & Order* oder wie diese Fernsehserien auch immer heißen.«

»War reine Vermutung«, gab Bentz zu. Sein Blick fiel auf die Ausfahrt.

»Ich lasse gerade die Tinte analysieren, mit der das rote Fragezeichen auf die Sterbeurkunde gekritzelt wurde, aber vermutlich kommt nichts von Belang dabei heraus.«

»Der Versuch schadet ja nichts.« Bentz ging vom

Gas, setzte den Blinker und ordnete sich auf der Abbiegespur ein. »Weißt du, vielleicht solltest du einfach aufgeben.«

»Oh, tatsächlich?«

»Ich weiß, dass du durchdrehst, weil du nicht arbeitest, aber zum Teufel, kannst du dir nicht eine andere Beschäftigung suchen?«

»Du meinst etwas weniger Durchgeknalltes?«

»Ja. Golf zum Beispiel. Oder Angeln.«

»Ich werde darüber nachdenken. Ich könnte mir eine schicke neue Golfausrüstung kaufen und zwischen meinen Kalligraphie- und Yogastunden ein bisschen putten.«

»Keine schlechte Idee.«

»Dann machst du aber auch mit. Du kannst uns beide anmelden. Und beim Turniertanz bitte auch. Du würdest fantastisch aussehen in einem dieser Glitzerkleider.« Montoya gluckste nicht mal. »Findest du das komisch?«

»Sehr.«

Kein Lachen. Stattdessen fragte Montoya: »Hast du deine Ex-Frau noch mal gesehen?«

Bentz fuhr von der Interstate ab und zögerte einen Augenblick. »Vielleicht«, gab er zu und bremste vor einer roten Ampel ab. »Ich bin mir nicht sicher.«

»Tatsächlich?«

»Tatsächlich. Sie hat mich auch angerufen. Hat mich bei dem Kosenamen genannt, den sie mir damals gegeben hat.«

»Aha.«

»Ich sag ja bloß.«

»Und was machst du jetzt?«

Sollte er das diesem Skeptiker wirklich verraten? Zum Teufel, warum nicht? »Ich habe mit einer von Jennifers Freundinnen gesprochen. Sie sagte, James und Jennifer hätten sich in San Juan Capistrano getroffen, also dachte ich, ich fahre mal runter.«

»Willst du mich verarschen? Was hat denn das damit zu tun? Glaubst du, dein toter Bruder ist in die Sache verwickelt?« Montoya murmelte auf Spanisch einen Fluch, dann fügte er hinzu: »Das klingt ja immer verrückter. Ich bin in San Juan Capistrano gewesen. Ein paarmal schon. Die Stadt hat Geschichte, Mann, da gibt es jede Menge Geister.«

»Ähnlich wie in New Orleans.«

»Ich meine es ernst. Diese sogenannte Freundin von Jennifer nimmt dich auf den Arm. San Juan Capistrano? Komm schon. Du erzählst ihr, dass du Geister siehst, und sie schickt dich nach Capistrano. Hör mir auf damit!«

»Jennifer ist *kein* Geist«, betonte Bentz, obwohl er in Wahrheit das Gefühl hatte, von einem ebensolchen heimgesucht zu werden - genau wie es derjenige, der hinter dem Ganzen steckte, beabsichtigte.

»Ich muss auflegen.« Mehr Spott konnte Bentz nicht ertragen.

»Großartig. Wandle auf heiligem Boden, sprich mit der Weißen Frau oder dem Mönch ohne Gesicht oder dem Toten in seinem Schaukelstuhl. Oder mit Jennifer, da du ja offenbar davon ausgehst, dass sie sich bei ihnen rumtreibt. Ach, und solltest du nahe genug an sie herankommen, um mit ihr sprechen zu können, richte ihr herzliche Grüße von mir aus.«

»Leck mich, Montoya«, sagte er. Die Ampel sprang auf Grün, und er fuhr geradeaus Richtung Mission. »Du mich auch.« Sein Partner legte auf, und Bentz spürte, wie sich seine Mundwinkel nach oben verzogen. Er vermisste diesen eingebildeten Mistkerl, genau wie er seinen Job vermisste. Am meisten aber vermisste er Olivia.

»Überprüft die Ein- und Ausgänge der Anrufe inklusive SMS und MMS«, sagte Hayes, bevor er und Martinez den Tatort verließen und zu ihren Autos gingen. »Sie sollten uns Auskunft darüber

geben können, in welchem Zeitrahmen die Mädchen entführt wurden. Wenn es dieselbe Vorgehensweise ist wie beim Caldwell-Fall, können wir davon ausgehen, dass die Opfer woanders umgebracht und hierhergeschafft wurden, damit der Täter seine makabere Inszenierung vornehmen konnte. Wir müssen herausfinden, wem die Lagereinheit gehört und wer hier Abteile mietet, nicht nur das Abteil 8, sondern alle. Herausfinden, ob irgendeine Verbindung zu den Springer-Zwillingen besteht. Oder ob jemand etwas Verdächtiges bemerkt hat.«

»Ich werde sämtliche Verkehrsüberwachungskameras checken lassen, außerdem die Überwachungskameras von den nahe gelegenen Geschäften.«

Uniformierte Polizisten und Detectives würden die Gegend abklappern und herauszufinden versuchen, ob jemand etwas bemerkt hatte. Ein Mini-Markt und eine Tankstelle blickten direkt auf die Freeway-Unterquerung und die Lagereinheiten. Vielleicht konnte ihnen ein Angestellter oder ein Kunde einen Hinweis geben. Irgendetwas, das sie weiterbrachte. Wenn die auf den Leichnamen angegebenen Todeszeiten stimmten, waren die Opfer bereits über zwölf Stunden tot, und jede verstreichende Minute

war entscheidend für die Ermittlungen.

»Außerdem sollten wir uns an Zwillingstreffs in der Gegend wenden. Schließlich muss der Mörder ja irgendwie herausgefunden haben, wann sie auf die Welt gekommen sind - das erfordert Aufwand und Planung.«

»Wir müssen uns auch die Gruppen im Internet vornehmen«, ergänzte Martinez, was den Umfang der Ermittlungen um einiges erweiterte. »Richtig.«

»Unser Täter geht planvoll vor«, bemerkte sie. »Er ist äußerst akribisch. Möglicherweise ein Ordnungsfanatiker.«

»Der nur alle zwölf Jahre zuschlägt«, rief Hayes ihr in Erinnerung.

»Glauben wir. Ich werde mich diesbezüglich mit anderen Behörden in Verbindung setzen, auch in anderen Bundesstaaten, und das FBI einschalten. Vielleicht zieht seine Leidenschaft weitere Kreise. Mal sehen, ob in den umliegenden Bundesstaaten Zwillingsmorde passiert sind, ach was, in den gesamten Vereinigten Staaten.«

»Überprüf auch, wer in jüngster Zeit aus dem Gefängnis entlassen wurde. Vielleicht hat er die letzten zwölf Jahre gesessen. Wir sollten die Täterprofile von allen im letzten Jahr

freigekommenen Gewaltverbrechern durchgehen.«

»Könnte eine lange Liste sein.«

»Amen.« Hayes wollte sich gar nicht vorstellen, wie viel Zeit das in Anspruch nehmen würde.

Sie blieben vor Martinez' Wagen stehen. Sie öffnete die Tür, dann sagte sie: »Jetzt erklär mir mal, was Bledsoe gemeint hat. Was zum Teufel hat Rick Bentz mit dieser Sache zu tun?«

»Nichts. Vermutlich reiner Zufall.« Hayes griff in seine Jackentasche und setzte die Sonnenbrille auf. »Bledsoe hat mit Bentz und Trinidad am Caldwell-Fall gearbeitet.« Sie nickte und verstand.

»Bledsoe braucht jemanden, dem er die Schuld in die Schuhe schieben kann.«

»Das ist alles? Bledsoe ist nicht von Bentz' Frau ins Bett gezerrt worden?«, fragte sie. »Detective Rankin hat so etwas angedeutet, als heute früh sein Name gefallen ist.«

»Rankin hat ihr eigenes Hühnchen mit Bentz zu rupfen«, erwiderte Hayes. Er wollte sich nicht in den Polizeitratsch hineinziehen lassen, und schon gar nicht, wenn es um zwölf beziehungsweise fünfzehn Jahre alte Gerüchte ging. »Ja, sie sagte, sie wäre ebenfalls mit Bentz zusammen gewesen.«

»Genau wie einige andere.«

»Inklusive Corrine O'Donnell«, platzte Martinez heraus. »Das stimmt.« Er nickte und lehnte sich mit der Hüfte gegen den Wagen. Das Blech war heiß. »Da gab es tatsächlich mehrere. Zum Beispiel Bonita Unsel. Hat bei der Sitte gearbeitet, bevor sie zur Mordkommission gekommen ist. An die anderen kann ich mich nicht mehr recht erinnern. Alte Geschichten.«

»Geschichten, die sich abgespielt haben, bevor Bentz L.A. verlassen hat.« Zwischen ihren Augen bildeten sich kleine Fältchen. Ein Neunachser rumpelte die Auffahrt zum Freeway hinauf. »Vielleicht geht es unserem Mann gar nicht so sehr darum, Zwillinge zu ermorden, sondern darum, Bentz eins auszuwischen. Vielleicht weiß er, dass Bentz wieder in der Stadt ist.«

»Das ist möglich«, stimmte Hayes zu. »Wie war das damals mit dem Mord an den Caldwell-Zwillingen?«, fragte Martinez. »Hat Bentz den Fall verbockt?« Hayes schüttelte den Kopf. »Nein. Der Kerl war zwar ein echtes Wrack, aber es war nicht seine Schuld, zumindest nicht ganz, dass die Ermittlungen zum Erliegen kamen.« Obwohl er es nie zugegeben hatte, war Hayes der Meinung, dass Bentz den Fall schon früher hätte abgeben und Bledsoe oder Trinidad

überlassen sollen. Rick Bentz war zu jener Zeit ein Schatten seiner selbst gewesen und hatte sich nicht mehr viel um seine Arbeit gekümmert. Doch das Department hatte den Standpunkt vertreten, dass Bentz als leitender Ermittler dafür verantwortlich war, den Mörder der beiden schönen einundzwanzigjährigen College-Studentinnen dingfest zu machen. Der Fall war von öffentlichem Interesse, und als die Ermittlungserfolge ausblieben, wurde Bentz zum Sündenbock erklärt. »Bledsoe scheint ihm noch immer einen Vorwurf daraus zu machen.«

Hayes zuckte mit den Schultern. »Bledsoe und Bentz sind nie miteinander klargekommen. Sie haben den Fall zusammen bearbeitet, aber wie ich schon sagte: Bentz war der leitende Ermittler. Als er ging, hat Bledsoe übernommen, doch er hat seinen ehemaligen Partner immer dafür verantwortlich gemacht, dass der Doppelmord nie aufgeklärt wurde.«

»Autsch.«

»Ja, das war nicht gerade die große Liebe zwischen den beiden.«

Martinez' Handy klingelte. »Ich rufe dich an, wenn ich etwas rausgefunden habe«, sagte sie und nahm das Gespräch an. »Martinez.«

Hayes überquerte eine kleine Straße und trabte zu seinem Wagen, die lange Liste der zu erledigenden Anrufe und zu überprüfenden Akten im Kopf, die wie immer zu Beginn der Jagd nach einem Killer abzuarbeiten war. Wenn er an den Berg von Arbeit dachte, die vor ihm lag, konnte er froh sein, wenn er seine Tochter vor ihrem dreißigsten Geburtstag wiedersah.

13

Es war drückend, und der Geruch des Mississippi wehte durch die nächtlichen Straßen von New Orleans. Montoya fuhr durch das French Quarter und fühlte sich dabei wie das träge dahinfließende Wasser, düster und rastlos. Sein Gespräch mit Bentz ging ihm durch den Kopf. Bentz war ein verdammter Narr, dass er dem Geist seiner toten Ex-Frau nachjagte, wo er jetzt hier sein könnte, mit seiner richtigen, lebendigen, leibhaftigen Ehefrau. Es machte einfach keinen Sinn. Bentz, für gewöhnlich Pragmatiker, war definitiv nicht ganz bei Sinnen. Ohne Zweifel war seine Nahtoderfahrung seinem Verstand nicht gut bekommen. Zu dieser nächtlichen Stunde herrschte nicht viel Verkehr, doch die Lichter

der Stadt, nach dem Hurrikan wieder instand gesetzt, leuchteten hell. Montoya bog in seine Einfahrt ein.

Er steckte die Autoschlüssel in die Tasche und ging über den Gehsteig zu seinem doppelten Shotgun-Reihenhaus, zwei zweigeschossige, schmale alte Häuser, die seine Frau Abby und er zu einem großen zusammengelegt und gerade renoviert hatten, als Katrina mit höllischer Wucht über die Stadt hereingebrochen war. Das Haus war völlig verwüstet gewesen, wenngleich es nicht wie viele andere dem Erdboden gleichgemacht wurde. Er hatte sein Haus wieder aufgebaut und bei der Renovierung versucht, trotz Modernisierung so viel wie möglich von dem alten Charme zu erhalten.

Montoya sperrte die Haustür auf und trat ein. Zu seiner Familie zählten nicht nur seine Frau Abby, sondern auch ein scheuer grauer Stubentiger namens Ansei, der sich mit Vorliebe unter den Möbeln versteckte, sowie Hershey, ein unbeschwerter schokoladenbrauner Labrador. Ebendieser tänzelte jetzt um seine Füße herum und wedelte so heftig mit dem Schwanz, dass er um ein Haar den Couchtisch leer gefegt hätte.

»He, mein Junge«, sagte Montoya und kraulte den Labrador hinter den Ohren. »Willst du raus?« Mit

einem tiefen Bellen raste Hershey den langen Flur hinunter, der zu dem umzäunten Garten führte.

Montoya folgte dem Hund und rief Abby an. Sie war Fotografin und hatte heute ein spätes Fotoshooting in ihrem Studio außerhalb der Stadt.

Hershey, ein echtes Energiebündel, rannte hin und her. »Ich hab's ja kapiert«, sagte Montoya zu ihm und schleuderte einen gelben Tennisball in den Garten, während er darauf wartete, dass Abbys Anrufbeantworter ansprang. Hershey sprintete los und spürte den Ball in der Dunkelheit auf. Montoya hinterließ seiner Frau eine Nachricht. Der große Labrador galoppierte zu ihm zurück und ließ den Ball schwanzwedelnd vor Montoyas Füße fallen, der ihn aufhob und erneut fortschleuderte. Noch ein Wurf, noch einer und noch einer, ungefähr eine halbe Stunde lang. Montoya dachte über seinen Ex-Partner und dessen emotionales Himmelfahrtskommando nach.

Was hatte der Kerl bloß in L.A. zu suchen? Bentz' erste Frau war wahrhaftig kein Engel gewesen. Außerdem war sie tot und begraben. Zum Glück. Montoya hatte gehört, dass sie ein echtes Luder gewesen sei und Bentz sich von ihr hatte scheiden lassen. Montoya hatte Jennifer nie persönlich

kennengelernt, doch Bentz hatte ihm selbst erzählt, dass sie ihn wieder und wieder betrogen hatte, sogar mit seinem eigenen Halbbruder, der noch dazu ein Priester war. »Schlampe«, murmelte er, warf den Ball in die Luft und beobachtete, wie der Hund durch die Luft segelte. Ironischerweise hatte sich Olivia einst von demselben Mann angezogen gefühlt, Vater James McLaren, bevor sie Rick Bentz heiratete. Doch sie hatte sich besonnen, und sie waren glücklich miteinander. Bis jetzt.

Seit Bentz aus diesem verdammten Koma erwacht war, war er ein anderer Mann. Abwesend. Rastlos. Montoya hatte es seiner Untätigkeit zugeschrieben, dass er nicht arbeiten konnte und nicht einmal die Kraft hatte, ohne Stock zu gehen. Nun war er sich da nicht mehr so sicher. Wenn ein Mann so unmittelbar mit dem Tod in Berührung kommt, tritt er anschließend dem Leben womöglich mit einer neuen, düsteren inneren Einstellung gegenüber. Genau so war es. Rick Bentz war keineswegs mit einer neugefundenen Wertschätzung, einem wiederbelebten *joie de vivre* ins Bewusstsein zurückgekehrt. Ganz im Gegenteil. Nichts von diesem »Zum Licht gelangen«-Mist. Bentz war kein wiedergeborener Christ. Stattdessen war er mit dem

dringenden Verlangen aus dem Koma erwacht, seine tote Ex-Frau, das Miststück, ausfindig zu machen. Bentz war ein guter Mann, aber definitiv übergeschnappt. Es war alles ein einziges Durcheinander. Wenn es nach Montoya ging, sollte Jennifer Bentz verdammt noch mal tot bleiben.

Vor der Fahrt nach San Juan Capistrano hatte Bentz seine Hausaufgaben gemacht und sowohl das Internet als auch die Gewerbeauskunft des Orange County und der Stadt San Juan Capistrano nach einem Inn oder Hotel durchforstet, das sich dem heiligen Michael - Saint Miguel oder San Miguel - verschrieben hatte. Er hatte die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass Shana Mclntyre gelogen, ihn an der Nase herumgeführt hatte - aber nein. Er war tatsächlich auf eine kleine Kirche gestoßen, mit Fotos sogar, die nicht mehr zur eigentlichen Mission gehörte.

Die Diözese hatte Kirche und Grund in den frühen Sechzigern verkauft, und die Saint Miguel's Church war zu einem Inn umgebaut worden, welches in den vergangenen vierzig Jahren immer wieder den Besitzer gewechselt hatte. Vor achtzehn Monaten war es an einen japanischen Konzern gegangen und hatte

den Betrieb bislang nicht wieder aufgenommen.

Bentz ließ sich von seinem GPS-Gerät durch die idyllischen Straßen des berühmten Städtchens leiten. Überall waren blühende Gärten und zementverputzte Häuser mit roten Ziegeldächern zu sehen. Als er durch die Altstadt fuhr, senkte sich die Dämmerung herab. Die Leute betrachteten die Auslagen der Geschäfte oder aßen draußen unter den mit Sonnenschirmen geschützten Tischen zu Abend. Bentz überquerte eine Eisenbahnstrecke und entfernte sich vom Herzen der Stadt. Nach ein paar Meilen gelangte er in eine Gegend, die es nicht zu geschäftlicher Blüte gebracht hatte. Auf dem alten San Miguel Boulevard kam er an Lagerhäusern vorbei und fuhr durch ein trockenes Flussbett in eine schäbige Sackgasse.

Obwohl der Rest der Stadt reizend war und vor Geschäftigkeit summte, wirkte dieser Teil abgewirtschaftet und verkommen. Verblichene ZU VERMIETEN-Schilder standen in den leeren Fenstern der Ladenfronten. Rick bremste ab, als zu seiner Rechten das alte Inn auftauchte: der Rasen eine wuchernde, taillenhohe Grasfläche, Putz und Stein abgebröckelt und rußverfärbt. Über diesen Teil der Stadt waren offensichtlich schwere Zeiten

hereingebrochen. Bentz wendete in einer kleinen Seitenstraße und parkte den Mietwagen auf dem pockennarbigen Parkplatz eines Einkaufszentrums, in dem ein Antiquariat, eine Art Wohltätigkeitsbekleidungsladen und ein kleiner, gammelig wirkender Tante-Emma-Laden untergebracht waren. Einer der Läden, laut Schild vordem ein Pizza-Imbiss, stand leer. Auch hier war ein ZU VERMIETEN-Schild samt örtlicher Telefonnummer mit Tesafilm an die Scheibe geklebt. Das einzige Geschäft, das zu laufen schien, war eine angrenzende Gaststätte, die dienstagabends »Zwei zum Preis von einem« anbot. Ein paar ausgediente Pick-ups, ein schmutziger Van mit den Worten WASCH MICH auf der schmutzverkrusteten Heckseite, ein verbeulter roter Saturn und ein silberner Chevy mit einem verschossenen Parklizenzaufkleber standen auf dem staubigen, rissigen Asphalt. Die Atmosphäre in dieser Gegend war grau, durchsetzt mit Trostlosigkeit und Verzweiflung, als hinge dieser kleine Fleck der Stadt den Träumen längst vergangener Zeiten nach. Nur wenige Leute waren auf der Straße: ein paar Kinder, die auf den aufgesprungenen Bürgersteigen Skateboard fuhren, und ein älterer Mann in Shorts

mit einem breitkrempigen Hut, der eine Zigarette rauchte und dabei seinen karamellfarbenen Hund Gassi führte, einen einäugigen Pitbull-Mischling. Der Hund schnüffelte an den trockenen Grasbüscheln und wackelte jedes Mal mit seinem Schwanzstummel, wenn der Alte etwas zu ihm sagte.

Bentz stieg aus dem Wagen, ließ den Gehstock auf dem Rücksitz liegen und nahm eine kleine Taschenlampe sowie ein handliches Dietrich-Set mit, für den Fall, dass er ein Schloss knacken musste. Er schloss den Escape per Fernbedienung ab und ging die Straße zu dem alten Inn zurück, das von einem Maschendrahtzaun umgeben war. Eine leichte Brise kam auf und brachte ein kaum lesbares BETRETEN VERBOTEN-Schild zum Knarren. Staub, eine zerfetzte Plastiktüte sowie ein paar trockene Blätter auf der Straße wirbelten auf. Bentz rüttelte am Tor. Fest verschlossen, natürlich.

Suchend umrundete er den Zaun, langsam, Schritt für Schritt, bis er eine Stelle entdeckte, an der sich ein Loch im Drahtgeflecht befand. Er schlüpfte hindurch, schrammte sich den Arm an den scharfen Metallkanten auf und zerriss sich das Hemd. Er merkte es kaum. Seine Hüfte und sein Knie protestierten, doch auch darüber setzte er sich hin-

weg, konzentrierte sich ganz auf sein Vorhaben und starrte finster auf das baufällige Gebäude. Der Glockenturm zählte zu den wenigen Teilen der Anlage, die noch intakt waren. Die meisten Fenster waren mit Brettern vernagelt, hohes Gras erstickte das, was einst ein üppiger Garten mit sorgfältig bestellten Beeten gewesen war. Dachziegel waren vom Dach gerutscht und lagen zersplittert auf den überwucherten Wegen. In der Mitte der runden Auffahrt stand ein längst abgeschalteter Springbrunnen - ein Engel ohne Kopf mit nur einem Flügel, der früher Wasser aus einem Behältnis in ein großes Becken gegossen hatte. *Hier hatten sie sich heimlich getroffen? Zu romantischen Rendezvous?*

Mit zusammengekniffenen Augen betrachtete er das heruntergekommene Inn. Es fiel ihm schwer, in Gedanken die Uhr zurückzudrehen und sich die alte Mission so vorzustellen, wie sie einst gewesen war, mit ihren sorgfältig gepflegten Rasenflächen und Gärten, den Buntglasfenstern und dem plätschernden Springbrunnen. Er machte einen großen Schritt über einen Schutthaufen und arbeitete sich durch Trümmer und Gestrüpp zu der mit Schnitzereien versehenen Doppeltür vor. Eine verrostete Kette war durch die

Griffe geschlungen, das Schloss unversehrt an Ort und Stelle. Um Neugierige, Obdachlose oder Plünderer fernzuhalten.

Oder einen Polizisten mit zu viel Zeit, der von seiner toten Ex-Frau besessen ist.

Rick ignorierte die Stimme in seinem Kopf, knackte das Schloss und gelangte durch einen Bogengang in einen rechteckigen Innenhof, der zu allen Seiten von dem zweigeschossigen Gebäude umgeben war. Die beiden Längsseiten waren in individuelle Wohneinheiten mit separaten Zugängen im Erdgeschoss sowie mit Baikonen und mit Brettern vernagelten Fenstertüren im ersten Stock unterteilt. Der Innenhof lag bereits im Schatten. Die Sonne ging langsam hinter dem Glockenturm unter, und die Abenddämmerung senkte sich auf die bröckelnde, angeschlagene Statue des heiligen Michael.

Der Ort wirkte einsam. Verlassen.

Bentz ging durch den Säulengang, spähte durch ein paar schmutzige Fensterscheiben, die nicht vernagelt waren, und wäre beinahe auf eine Ratte getreten, die flink durch einen Spalt im Mauerwerk huschte. Nicht gerade Bentz' Vorstellung von einer romantischen Zufluchtsstätte. Zumindest nicht im gegenwärtigen Zustand. Der Ort war ausgesprochen gruselig, der

ideale Schauplatz für einen Horrorfilm. Er probierte, ob sich irgendeine Tür öffnen ließ, und spürte, wie die Anspannung seinen Nacken hinaufkroch.

Alle Räume waren sorgfältig verschlossen, auch Zimmer 7, eine Ecksuite. Die Nummer hing lose am Rahmen und sah aus, als wollte sie jeden Augenblick in den Schutt plumpsen, der sich im Hof sammelte.

Bentz zog sein Dietrich-Set aus der Tasche und machte sich hastig am Schloss zu schaffen. Endlich sprang es auf, die alten Scharniere quietschten schaurig. Jetzt oder nie, sagte er zu sich selbst, doch als er die muffige Suite betrat, hatte er das Gefühl, Tote zu wecken. Im Nu war er zurückgeworfen in eine Zeit, die er unbedingt hatte vergessen wollen.

Ein zerbrochener Tisch. Ein umgestürzter Fernsehständer auf dem schmutzigen, zerschrammten Fußboden. Spinnweben in den Ecken, tote Insekten auf den Fensterbänken. Das ganze Gebäude war abbruchreif. Bentz' Haut kribbelte. Eine Wendeltreppe führte nach oben. Die Stufen knarzten, als er sich mühsam hinauf ins Schlafzimmer schleppte. Von dort gingen zwei Türen ab: Eine führte in ein schmutziges Badezimmer, wo die gesprungenen Waschbecken aus den Wänden gerissen waren. Die Toilette fehlte ganz. Die zweite

Tür war geschlossen, der Riegel zerbrochen, doch als Bentz gegen das alte Holz drückte, öffnete sie sich auf einen inneren Flur. Auf der einen Seite gelangte man zur Feuertreppe, auf der anderen erstreckte sich der Flur über die gesamte Gebäuderückseite. Bentz entschied sich für diese Richtung und stellte fest, dass der Flur in ein Treppenhaus mündete, welches nach unten in eine Art Lobby mit Rezeption führte, offenbar der frühere Haupteingang der Mission.

Wie praktisch, dachte er. Ein versteckter Eingang für einen Priester, der nicht die Eingangstür im Innenhof nehmen will, wenn er zu seiner Geliebten geht. In finstere Gedanken versunken, kehrte Bentz ins dunkle Schlafzimmer zurück. *Ihr* Schlafzimmer. Dem noch immer Erinnerungen, Verzweiflung und Schuld anhafteten. Wenn er Shana McIntyre Glauben schenken konnte, war hier Kristi gezeugt worden. Natürlich war es möglich, dass Shana log, dass sie diesen Ort nur von ihren eigenen romantischen Stelldicheins kannte. Schließlich hatte sie nie einen Hehl aus ihrer Abneigung gegen Bentz gemacht. Sie würde es genießen, ihm einen makaberen Streich zu spielen, nur um ihn leiden zu sehen.

Er konnte den Geruch nach längst vergessenem Sex beinahe riechen und heftete den Blick auf ein

staubiges Regal an einer Wand. Ein paar Bücher lagen darin, die Seiten und Deckel vergilbt. Andere waren auf dem Fußboden verteilt - die Ecken sahen aus, als wären sie Nagetieren zum Opfer gefallen. Er hob eins auf, einen Justiz-Thriller aus den Neunzigern. Ein Buch, das Jennifer gelesen hatte. Er erinnerte sich, mit ihr darüber gesprochen zu haben. Ihr Exemplar?

Seine Kehle wurde trocken, als er es durchblätterte, dann warf er das Buch zur Seite. Die zunehmende Finsternis im Zimmer kroch in seine Seele. Zufall, mehr nicht. Und trotzdem ...

Sein Blick fiel auf einen Schreibtisch vor einem Wandschrank, dem ein paar Schubladen fehlten. Auf der zerkratzten Oberfläche stand ein altes Telefon, der Hörer baumelte an einer Seite herab.

Hatte Jennifer wirklich ihre Stunden hier verbracht? Nächte? Mit James? Rick ging zu den von außen mit Brettern vernagelten Fenstertüren hinüber. Die Scheiben waren gesprungen. Einst hatten die Türen zu einem kleinen, auf den Innenhof blickenden Balkon geführt. Bentz versuchte, sie zu öffnen, aber die Türflügel gaben nicht nach. Es wurde von Sekunde zu Sekunde dunkler, der muffige Geruch im Zimmer raubte ihm fast den Atem. Er ließ den Strahl

seiner Taschenlampe über eine abgewetzte Chaiselongue gleiten. Aus dem zerfetzten Samtbezug, der einst eisblau gewesen sein musste und jetzt von einem schmuddeligen Grau war, quoll der Schaumstoff. Bentz' Muskeln verkrampften sich, als er den schmalen Lichtkegel auf das Bett richtete, das jetzt nicht mehr als eine fleckige Matratze auf einem verrottenden Bettgestell war. Er starrte auf das Durcheinander und versuchte, sich das Zimmer so vorzustellen, wie es vor beinahe dreißig Jahren ausgesehen hatte, als Jennifer und James ihre Affäre begonnen hatten. Sicher hatte ein Teppich auf den nackten Dielen gelegen. Die eisblaue Chaiselongue war neu und prall gepolstert, der Schreibtisch aus altem, glänzendem Palisander. Das Bett hatte einladend gewirkt mit seinen glatten Laken und der kuscheligen Bettdecke.

Hier mochte ein Schreibtischsessel gestanden haben, vielleicht im selben Eisblau wie die Chaiselongue. Ein schwarzer Talar und ein Kollar, nachlässig über die Rückenlehne geworfen.

Bentz ballte eine Faust und stellte sich seinen Halbbruder vor. Vater James McClaren war ein gutaussehender Mann mit einem Ministrantenlächeln gewesen: ausgeprägter Kiefer, leuchtend blaue

Augen, die viele Frauen, nicht nur Jennifer, für verführerisch gehalten hatten. Manchen, darunter seine Ex-Frau, hatte es gerade die Herausforderung angetan, einen Priester in die Knie zu zwingen. Andere, weniger willensstarke, hatten sich hilfesuchend an ihren Geistlichen gewandt, nur um von dem skrupellosen James verführt zu werden.

Selbstgerechter Sünder.

Bentz konnte fast das tiefe Lachen seines Halbbruders hören, seine leisen Schritte auf dem Fußboden. In diesem Zimmer, allein mit Jennifer, hatte sich James die Kleider vom Leib gerissen und der kichernden, zurückweichenden Jennifer nachgestellt, sie geküsst und begonnen, sie auszuziehen.

Oder war es umgekehrt gewesen? Hatte sie ihn in knappen Dessous im Bett erwartet, auf seine Schritte gehorcht, auf die Tür gestarrt, bis er ins Zimmer getreten war?

Es war gleichgültig. So oder so waren sie im Bett gelandet und hatten sich wieder und wieder geliebt.

So viel zum Keuschheitsgelübde.

Merkwürdig, dachte Bentz jetzt, als er sich diese Szene ausmalte. Viel von seinem Zorn und seiner Empörung war im Laufe der Zeit verflogen. Die

lodernde Flamme des Betrugs war zu verlöschender Glut herabgebrannt. Es war so lange her.

Und jetzt gab es Olivia. Seine Frau. Die Frau, die er liebte. Warum war er hier, wenn sie in New Orleans auf ihn wartete? Was hatte er in Kalifornien verloren? Jennifer war tot.

Auch wenn er für den Bruchteil einer Sekunde den Geruch nach Gardenien, einen Hauch ihres Parfüms, schnupperte. Ja, tatsächlich.

Dann hörte er Jennifers Stimme. Nicht mehr als ein Flüstern. »Warum?«, fragte sie. Er wusste, dass das alles nur in seinem Kopf stattfand. Mein Gott, vielleicht drehte er wirklich langsam durch!

Er wandte sich wieder zu den Fenstertüren um und stellte sich das Sonnenlicht vor, das durch die dünnen Gardinen fällt. Eine Flasche Champagner, gekühlt in einem Kübel mit Eis auf dem Nachttisch, James und Jennifer, die sich in den Laken wälzen, die Kirchturmglocken, die freudig läuten ... *Bong! Bong!Bong!*

»Herrgott!« Bentz schnellte hoch, aufgeschreckt aus seinem Tagtraum vom durch und durch echten Geläut der Kirchenglocken einer nahe gelegenen Gemeinde. Er schalt sich einen hundertfachen Narr, ließ erneut den Strahl seiner Taschenlampe über die ramponierte

Einrichtung gleiten und fragte sich, was er sich von seinem Besuch erwartet hatte. Er war auf nichts Konkretes gestoßen, nichts, was ihm Anlass gab, an Jennifers Tod zu zweifeln. Innerlich mit sich hadernd, trat er an die Fenstertüren und spähte durch einen Spalt in der Holzverschalung in den Innenhof hinunter.

Das Blut gefror ihm in den Adern. *Jennifer!*

Oder jemand, der ihr zum Verwechseln ähnlich sah. Oder aber ihr verfluchter Geist, der auf der gegenüberliegenden Seite des Innenhofs im langen Schatten des Glockenturms stand.

Ungläubig stürzte Bentz zur Treppe und hechtete die Stufen hinunter. Er stieß die Eingangstür auf und rannte über die kleine Vorderveranda in den Innenhof. Sein Bein pochte schmerzhaft. Mit hämmerndem Herzen flog er über die unebenen Steinplatten und stieß mit der Schuhspitze gegen eine überstehende Kante. Er konnte sich gerade noch abfangen, doch der stechende Schmerz ließ ihn langsamer werden. Er warf einen raschen Blick auf die Stelle, an der Jennifer gestanden hatte, aber da war niemand.

Keine Jennifer. *Verdammt!*

Keine Frau, irdisch oder was auch immer, stand in

der stillen, dunkler werdenden Einfriedung. Er drehte sich um, blickte in alle Richtungen und verfluchte sich selbst, als ihm klarwurde, dass er ihr Bild nur heraufbeschworen hatte. Vermutlich hatte seine Einbildungskraft bereitwillig die angeschlagene Statue des heiligen Michael in das verwandelt, was er hatte sehen wollen. Was zu sehen er erwartet hatte. War das wirklich alles auf die Macht seiner Fantasie zurückzuführen? *Niemals!*

Sein Herz klopfte wie wild, sein Puls raste, und er hatte Gänsehaut im Nacken - Beweis dafür, dass die Erscheinung äußerst echt gewesen war. Er atmete tief die trockene Luft ein und versuchte, klar zu denken, Ordnung in seine Gedanken zu bringen. Zu Verstand zu kommen. Gütiger Gott, er war immer so rational gewesen ... und jetzt ... jetzt ... Mist, was jetzt? Er fuhr sich mit den Händen durchs Haar und versuchte erneut, sich zu beruhigen. Doch als er aufblickte, stellte er fest, dass einer der Balkone im ersten Stock des alten Inn anders aussah als die übrigen: Seine Fenstertüren waren nicht mit Brettern vernagelt. *Warum nicht?* Drinnen bewegte sich ein Schemen. Rick kniff die Augen zusammen.

War es ein Lichtspiel oder eine dunkle Gestalt, die da in den Schatten lauerte, versteckt hinter den

zerfledderten, durchscheinenden Gardinen?

»Oh, zum Teufel«, flüsterte er. Wieder lief er los, zwang seine Füße zu einem schnellen Spurt. Sein verletztes Bein brannte, sein Atem ging abgehackt, als er die Stufen der Vorderveranda hinauf zur Eingangstür von Suite 21 sprang.

Die Tür war nur angelehnt.

Er griff nach seiner Waffe, doch er hatte sein Schulterholster nicht angelegt. Seine Pistole war im Handschuhfach des Mietwagens eingeschlossen.

Jetzt blieb keine Zeit, sie zu holen. *Immer mit der Ruhe! Nur keine Hektik. Denk nach. Das könnte eine Falle sein.* Vorsichtig drückte er die Tür auf.

Er schwitzte wie verrückt und bewegte den Strahl seiner Taschenlampe über das Gerumpel im Innern. Es sah so aus wie in dem anderen Zimmer, schmutzig und verwahrlost. Der Duft nach Gardenien. *Was zum Teufel Wumm!*

Im Zimmer über ihm war etwas zu Boden gefallen. Der Aufprall hallte im Wohnzimmer wider. Obwohl Bentz keine Waffe bei sich trug, stürmte er die Treppe hinauf, ohne zuvor zu testen, ob das verrottete Holz und das zerbrochene Geländer überhaupt hielten.

Der Duft ihres Parfüms war hier oben noch stärker.

Ihm schnürte sich die Kehle zu. Auf dem Treppenabsatz hielt er inne, fühlte sich wie auf dem Präsentierteller, eine offene Zielscheibe. Mit dem Rücken zur Wand und wild pochendem Herzen leuchtete er durch das leere Schlafzimmer, dann bewegte er sich Stück für Stück auf die geschlossene Kleiderschranktür zu. Aufs äußerste angespannt, riss er die Tür auf. Leer.

Was hatte er erwartet?

Er schwitzte, unterdrückte seine Befürchtungen und stürzte aufs Badezimmer zu. *Eins, zwei,drei!* Er trat die Tür auf. Mit einem gellenden Schrei und wild schlagenden Flügeln flatterte eine Eule von ihrem Schlafplatz auf einer alten Handtuchstange hoch und segelte durch das zerbrochene Fenster.

Fast hätten Bentz' Knie nachgegeben. Auf wackeligen Beinen verließ er das Bad, in dem Federn, Kot und Gewölle, die unverdaulichen Überreste einer Eulenmahlzeit, auf dem Fußboden lagen.

Dann fiel ihm die Feuertreppe ein. Verdammt!

Mit zum Zerreißen gespannten Nerven rannte er den oberen Flur entlang. Von unten waren Keuchen und das Geräusch schneller Schritte zu vernehmen. Er schwang sich übers Geländer, geriet auf den Stufen

ins Stolpern und leuchtete mit seiner kleinen Taschenlampe in einen dunklen Gang. Leer.

Keiner zu sehen. Weder tot noch lebendig.

Sein Bein brannte. Er humpelte zum nächsten Ausgang und stand plötzlich in der ehemaligen Rezeption des alten Inn. Die Luft war abgestanden und verbraucht. Er roch erneut einen Hauch von Jennifers Parfüm. *Lieber Himmel, was war das?*

Noch bevor er probierte, ob sich die Eingangstüren öffnen ließen, wusste er, dass sie verschlossen waren. Er wusste auch, daß er dieses Gebäude durchstreifen und die kleine Kirche, den Weinkeller, die Gästezimmer und die Rezeption absuchen könnte und sie doch nicht finden würde.

Sie war fort.

Er wusste also nicht mehr als am späten Nachmittag, als er in L.A. aufgebrochen war.

Perfekt!, denke ich lächelnd und spähe durch mein Fernrohr. Ich hocke in meinem Versteck im oberen Stockwerk eines alten Lagerhauses, das nach Schimmel und Ol riecht, doch der Geruch macht mir nichts aus. Ich konzentriere mich auf Bentz, der immer noch um das Inn herumhumpelt, Türknäufe probiert und seine Taschenlampe in dunkle Ecken

richtet.

Komm schon, Bentz. Du wirst nichts finden.

Es wird immer dunkler, die Schatten werden länger, doch ich kann noch erkennen, wie er die abbröckelnde Fassade der Mission in Augenschein nimmt. In meinem sicheren Versteck genieße ich, wie er das Rätsel um seine erste Frau zu lösen versucht.

Gut!

»Such nur weiter«, wispere ich. Adrenalin schießt durch meinen Körper. »Aber sei vorsichtig ... wer weiß, was du findest.«

Meine Lippen verziehen sich zu einem zufriedenen Grinsen, weil ich ihn durchschaue. Nun weiß ich, dass ich ihn beliebig manipulieren kann, und das gibt mir ein gutes Gefühl.

Höchste Zeit!

»Guter Junge, RJ«, gurre ich leise, als wäre er ein Collie, dem ein schwieriges Kunststück gelungen ist. »Guter, braver Junge.«

Mein Gott, ich liebe es, wie er sich windet! Jetzt entfernt er sich von dem Inn, also trete ich vom Fenster zurück für den Fall, dass sich das schummrige Licht einer alten Straßenlaterne in meinem Fernglas spiegelt.

Ich kann mir keine Nachlässigkeit erlauben. Rick

Bentz mag ja vieles sein, aber ein Dummkopf ist er nicht. Das weiß ich.

Er ist einfach ein verbissener, zielstrebiger Scheißkerl der übelsten Sorte. Wie wunderbar es sein wird, wenn er das nackte Entsetzen, die betäubende Angst kennenlernen wird, die einen überkommt, wenn man von Geistern heimgesucht wird! Wenn er die Erfahrung macht, dass ihn Panik und Verwirrung um den Verstand bringen. Und es gibt einige Möglichkeiten, seine Qual zu steigern. O ja, die gibt es.

Es ist Zeit, den Druck ein wenig zu verstärken und sich der Heimatfront zuzuwenden. Olivia ... Sie ist meiner Ansicht nach der Schlüssel, der Coup de grace. Es gibt keinen besseren Weg, Bentz zu treffen, als über seine verdammte Frau.

Ich sehe ihn durch das Loch im Maschendraht schlüpfen und die Straße zu seinem Wagen entlanggehen. Er hat immer noch breite Schultern, aber sein einst entschlossener Gang ist jetzt ungleichmäßig. Kälte legt sich auf mein Herz. Spürst du, dass ich da bin, du kranker Scheißkerl? Hast du auch nur die leiseste Ahnung, was du mir angetan hast, was ich deinetwegen durchgemacht habe? Nicht?

Nun, bald wirst du es wissen, Bentz, bald wirst du es verdammt gut wissen. Ich verspreche dir, dass du so sehr leiden, dich so schuldig fühlen und so unerträgliche Qualen durchstehen wirst, dass du dir nichts mehr wünschst, als tot zu sein.

14

Als Bentz bei seinem Wagen ankam, stellte er fest, dass sich auf dem Parkplatz etwas verändert hatte. Einer der beiden Pick-ups war fort, stattdessen stand ein alter Datsun mit abgelaufenem Nummernschild im Leerlauf vor dem Antiquariat. Ein Mädchen im Teenager-Alter saß am Steuer und plapperte in ihr Handy. WASCH MICH parkte immer noch vor der Gaststätte, doch der silberne Chevy mit dem verschossenen Parklizenzaufkleber stand nicht mehr neben dem schmutzigen Van. Er fragte sich, ob eins der Autos »Jennifer« - oder wer auch immer die Frau war - gehörte, denn dann war sie mit Sicherheit kein Geist. Soweit er wusste, ließ der Staat Kalifornien nur Fahrzeuge von lebenden Personen zu, außerdem brauchten Geister keine fahrbaren Untersätze, schenkte man dem Volksmund Glauben.

Aus einer Laune heraus ging er in die Gaststätte und

nahm die Bedienungen und die wenigen Gäste unter die Lupe, die an einer langen Theke zusammenstanden oder auf einen großen Bildschirm in der Ecke starrten. Zufrieden, dass die Person, die er verfolgt hatte, nicht im Lokal Zuflucht gesucht hatte, bestellte Bentz ein alkoholfreies Bier, plauderte mit der Kellnerin und erkundigte sich, ob sie wisse, wem der Chevy gehörte. Sie starrte ihn ausdruckslos an, genau wie der Bartender, dem Bentz dieselbe Frage stellte. Wenn sie etwas wussten, würden sie nicht damit herausrücken, doch sein Instinkt sagte ihm, dass sie wirklich keine Ahnung hatten und dass es sie auch nicht interessierte. Er ließ das Bier stehen und legte ein paar Geldscheine auf den Tisch, dann ging er hinaus und hinüber zum Antiquariat, wo der Ladeninhaber, ein Mann um die achtzig, darauf wartete, schließen zu können. Das Mädchen, das in dem Datsun gesessen hatte, war mittlerweile hineingegangen und sprach immer noch in ihr Handy, während sie durch die Regale schlenderte und sich auf eine Wand zum Thema »Geister und Vampire« konzentrierte. Ohne ihr Geplapper zu unterbrechen, zog sie verschiedene Bücher heraus, blätterte sie durch und stellte sie zurück ins Regal. Der Laden war fast leer. Ein zur Glatze neigender Typ Ende zwanzig

grübelte über Computertexten, eine Frau und ein kleines Mädchen mit Zöpfchen sahen sich bei den Kinderbüchern um.

Keiner der hier Anwesenden konnte Jennifer gespielt haben.

Auch im Lebensmittelgeschäft befanden sich fast keine Kunden. Bentz nahm sich eine große Pepsi und überprüfte die Gänge. Zwei Teenager mit langen Haaren und in ausgebeulten Shorts standen bei den Süßigkeiten und warfen dem Mädchen an der Kasse verstohlene Blicke zu. Eine gestresste junge Mutter mit einem Kleinkind auf der Hüfte und mit besorgt zusammengekniffenen Augenbrauen suchte nach Windeln und runzelte die Stirn, als sie den Preis sah. Andere Kunden waren nicht da. Keine Jennifer. Natürlich nicht. Bentz bezahlte und ging.

Draußen hinter dem kleinen Einkaufszentrum standen zwei Männer Anfang zwanzig neben einem Müllcontainer und rauchten.

Nichts Außergewöhnliches zu sehen. Bentz trank seine Pepsi und fragte sich, warum zum Teufel er hierhergekommen war. Was - wenn überhaupt etwas - hatte er herausgefunden?

Nichts, außer dass du ein gutgläubiger Trottel bist, der gern Phantomen hinterherjagt.

Er stieg in seinen Mietwagen und hätte sich selbst in den Hintern treten können, dass er nicht so geistesgegenwärtig gewesen war, Fotos von der Frau im Inn zu machen. Selbst ein schlecht belichtetes Bild auf dem Handy wäre hilfreich gewesen.

Er drehte den Zündschlüssel, dann blickte er auf die leere Parklücke, wo der silberne Chevy gestanden hatte. Irgendetwas an dem Wagen war ihm merkwürdig vorgekommen. Seine Cop-Instinkte liefen auf Hochtouren, wie immer, wenn er etwas Außergewöhnliches bemerkte - etwas, das nicht ins Bild zu passen schien.

Er versuchte, sich jedes Detail ins Gedächtnis zu rufen. Es handelte sich um einen Impala, vermutlich Baujahr 2000. Das Nummernschild bekam er nicht mehr zusammen, er erinnerte sich nur daran, dass es ein kalifornisches war. Doch es hatte eine Besonderheit gegeben ... zwei oder drei Sechsen in der Nummer. Er war sich nicht sicher. An der Windschutzscheibe hatte eine abgelaufene Parklizenz geklebt, von einem Krankenhaus vielleicht, doch der Aufkleber war so verschossen gewesen, dass er ihn nicht richtig hatte lesen können. Trotzdem war ihm etwas daran aufgefallen ... Was bloß, zum Teufel?

Er versuchte, sich zu erinnern, wie das verdammte

Ding ausgesehen hatte, dann gab er auf. Was immer seine Aufmerksamkeit erregt hatte - er hatte es vergessen. Doch es würde ihm schon wieder einfallen. Wahrscheinlich mitten in der Nacht.

Auch davon hätte er Fotos machen sollen. Er stellte den Motor wieder ab und stieg aus, um mit dem Handy die Gegend zu fotografieren. Er knipste die Nummernschilder und die anderen Wagen auf dem Parkplatz und auf der Straße, die zu dem alten Inn führte. Es waren nur acht, und einer davon war stillgelegt und zählte daher nicht. Wieder schoss ihm die abgelaufene Parklizenz durch den Kopf.

Er würde die Krankenhäuser in der Umgebung überprüfen. Es war gut möglich, dass der Besitzer des Chevy mit einem Krankenhaus oder einer anderen medizinischen Einrichtung in Verbindung stand. Es sei denn, der Parkaufkleber gehörte einem der Vorbesitzer.

Auf der Rückfahrt durch das idyllische Städtchen klingelte Bentz' Handy. Er ging dran, ohne groß auf das Display zu achten, auf dem UNBEKANNTER ANRUFER aufblinkte. »Bentz.«

»Hi, Rick«, sagte eine Frau, deren eisige Stimme ihm vage bekannt vorkam. »Hier spricht Lorraine. Du hast angerufen.«

Lorraine Newell. Jennifers Stiefschwester. »Das ist richtig. Ich bin in L.A. und habe mich gefragt, ob wir uns treffen können.«

»Ich wüsste nicht, warum.«

»Ich habe ein paar Fragen zu Jennifers Tod.«

»Ach du lieber Himmel. Du hast vielleicht Nerven.« Sie stieß einen langen Seufzer aus. »Ich wusste, dass es ein großer Fehler wäre, dich zurückzurufen. Was willst du?«

»Das sag ich dir, wenn wir uns treffen.«

»Nun komm schon, hab dich nicht so. Das passt nicht zu dir. Ich habe dich immer für geradeheraus gehalten, für einen elenden Mistkerl, das ja, aber für geradeheraus.«

»Können wir uns morgen treffen?«

»Ich hab tagsüber viel zu tun. Arbeit und Termine.«

»Dann eben morgen Abend.«

Sie zögerte. »Wieso weiß ich jetzt schon, dass ich das bereuen werde?« Sie zögerte, als würde sie noch einmal nachdenken, dann sagte sie: »Na gut. Kannst du, sagen wir um ... halb fünf, bei mir sein? Ich bin zum Abendessen verabredet, aber vorher werde ich ein paar Minuten für dich erübrigen. Für Jennifer.« *Wie großzügig.*

»Ich wohne jetzt in Torrance.«

»Ich habe die Adresse«, gab er zu. »Natürlich«, erwiderte sie spöttisch. »Bis dann«, sagte er, aber sie hatte bereits aufgelegt. Als er sich in den Verkehr auf dem Highway einfädelte, sortierte er in Gedanken die neuen Informationen. Viele waren es nicht gerade. Ein Chevy Impala mit irgendeiner Parklizenz - ein Wagen, der eventuell mit diesem Jennifer-Schwindel zu tun haben könnte oder auch nicht. Einige weitere Fahrzeuge.

Und dann war da noch Shana. Sie war die Einzige in L.A., die von Saint Miguel gewusst hatte. Hatte sie ihn belogen, um ihn dorthin zu lotsen? Damit ihm »Jennifer« erscheinen konnte? Welche Rolle spielte Shana wirklich? Tatsache war, dass er nicht viel mehr in Händen hatte als vor zwei Stunden, aber immerhin war es ein Anfang.

»Was sagst du da? Dieser neue Doppelmord ist wie der an den Caldwell-Zwillingen damals?«, fragte Corrine, als Hayes sein Jackett an einen Haken bei der Eingangstür ihres Apartments hängte. Mit ihren drei Zimmerchen und einer unglaublichen Aussicht auf die Berge war die Wohnung zwar klein, aber atemberaubend, sauber und adrett. Genau wie die Eigentümerin.

»Exakt. Bis hin zu den zusammengefalteten Klamotten, den Bändern im Haar und der Art und Weise, wie die Leichen ausgerichtet waren. Verflucht noch mal.« Hayes war müde, hungrig und schlecht gelaunt.

Sie schüttelte den Kopf. »Kennst du die Namen?«, erkundigte sie sich mit düsterem Blick.

»Ja. Er hat ihre Ausweise dagelassen. Elaine und Lucille Springer.«

»Verdammt!« Sie stieß die Luft aus. »Ich erinnere mich, die Vermisstenmeldungen gesehen zu haben. Sie sind aus Glendale.«

»Korrekt.«

»Scheißkerl.« Corrine strich sich das Haar aus den Augen und blickte aus dem Fenster. »Hast du die nächsten Angehörigen schon benachrichtigt?«

»Ja. Ich habe mit den Eltern gesprochen«, antwortete Hayes und dachte an deren Weigerung, ihre schlimmsten Befürchtungen bestätigt zu sehen, dann an das Entsetzen und die Trauer. »Nette Leute. Er ist irgendwas bei einer Versicherung, sie Lehrerin.«

Corrine nickte leicht. Ihr Kiefer war angespannt, ihre Augen dunkel, als spürte sie den Schmerz dieser Leute, denen sie nie begegnet war. »Ich erinnere

mich«, sagte sie leise. »Sie sind ins Leichenschauhaus gekommen und haben die Mädchen identifiziert, und man konnte sehen, dass es sie fast umgebracht hat.« Er schüttelte den Kopf und wischte sich mit der Hand übers Gesicht. Der Vater, Greg Springer, hatte Khakis und ein Izod-Golfhemd getragen, sein Gesicht war blass gewesen unter der Bräune. Die Mutter, Cathy Springer, war wortlos eingetreten wie ein Zombie, einen ungläubigen Ausdruck auf dem Gesicht. O Gott. Hayes ließ sich in den Sessel vor dem Fernseher fallen, der in der Nähe der Esstheke mit den hohen Hockern stand und die kleine Küche vom Wohnbereich trennte. Corrine stellte sich hinter ihn und massierte ihm die Schultern. »Es ist nie leicht«, sagte sie.

»Beide Kinder tot.« In einer Minute waren sie glückliche Eltern gewesen, hatten mit beiden Beinen im Leben gestanden, in der nächsten war ihnen alles genommen worden. Hayes hatte vergeblich versucht, das Bild von Cathy Springers Gesicht aus dem Kopf zu bekommen, ihre blauen Augen, in denen sich nacktes Entsetzen malte, und wie sie in den zitternden Armen ihres Mannes zusammengebrochen war.

»Nein! Nein!«, hatte sie immer wieder gejammert,

und ihre schmerzerfüllten Schreie hallten in dem langen Gang wider. Dann hatte sie die Hände zu Fäusten geballt und wie verrückt gegen die Brust ihres Mannes getrommelt, als der sie zu beruhigen versuchte.

Der Vater. Ein gebrochener, gramgebeugter Mann, dessen Blick sich anklagend auf den Detective gerichtet hatte. Hayes hatte gewusst, was er dachte: *Warum meine Mädchen? Warum meine? Warum nicht deine? Oder die von jemand anderem? Warum meine süßen, unschuldigen Töchter?* Es war genau das, was Hayes denken würde, würde seiner Maren jemals etwas zustoßen.

»Du schnappst den Bastard, der das getan hat«, versicherte Corrine ihm.

»Hoffentlich.«

»Hab Vertrauen, wenn schon nicht in göttliches Eingreifen, dann doch in die Fähigkeiten des Departments. Die Forensik und die Kriminaltechnik sind doch heute hoch entwickelt. Vor zwölf Jahren hatten wir nicht mal die Hälfte der forensischen Möglichkeiten, über die wir jetzt verfügen. Der Täter ist erledigt. Und wenn sich herausstellt, dass er der Einundzwanziger-Killer ist, dann habt ihr gleich zwei Fälle auf einen Schlag aufgeklärt. Grund zum

Feiern.« Hayes hätte das gern geglaubt.

Corrine massierte weiter seine Schultern, versuchte, die verspannten Muskeln zu lockern. »Wie wär's mit einem Drink und etwas zu essen?«, schlug sie vor. »Ich habe Pasta, diese Schmetterlingsnudeln -«

»Farfalle.«

»Ja. Mit Pesto und Schweinswürstchen.«

»Und das von dem irischen Mädchen?«

Sie lachte. »Corned Beef und Kohl sind mir gerade ausgegangen.« Ihre Finger waren stark und tröstlich, doch er war in Gedanken immer noch bei dem Fall. Warum hatte der Mörder gerade jetzt zugeschlagen? Warum die Springer-Zwillinge? Wer zum Teufel war er? Würde er bald wieder morden oder weitere zwölf Jahre warten? »Sprich mit mir«, sagte sie, ohne mit dem Massieren aufzuhören. Es war ein Ritual, das sie praktizierten, wenn einer von ihnen mit einem besonders heftigen Fall befasst war. »Du glaubst also tatsächlich, dass die Morde in Zusammenhang stehen.«

»Das muss so sein.«

»Nein. Verrenn dich da nicht.«

»Woher sollte ein Nachahmungstäter Details von einem zwölf Jahre zurückliegenden ungeklärten Kriminalfall kennen, die nie durch die Presse

gegangen sind?«

»Polizisten reden schon mal.«

Hayes blickte sie an. »Mit Mördern?«

»Vielleicht ohne es zu wissen. Oder derjenige, der geredet hat, hatte ein Bier zu viel intus und wurde belauscht.«

»Klingt ziemlich weit hergeholt.«

»Okay, dann vielleicht ein Gespräch im Knast. Der Einundzwanziger-Killer ist wegen eines anderen Vergehens hinter Gittern und brüstet sich vor seinem Zellengenossen mit dem Mord an den Caldwell-Zwillingen. Der ist mittlerweile auf Bewährung und hat die Idee, da weiterzumachen, wo der Einundzwanziger-Killer aufgehört hat.«

»Nein.«

»Ich sage nur, dass du dich nicht in etwas verrennen sollst. Es könnte ein Trittbrettfahrer sein.« Corrine beugte sich vor und küsste Hayes auf die Stirn. »Vielleicht hast du ja recht. Vielleicht ist der Einundzwanziger-Killer von wer weiß wo zurückgekehrt und bereit, die Karten neu zu mischen. Vielleicht solltest du dir mal die jüngsten Entlassungen vornehmen.«

»Das tue ich bereits.«

»Natürlich.«

Er blickte auf und sah, dass sie grinste. »Bentz ist wieder in der Stadt«, sagte er.

Corrine nickte. »Ich hab's gehört. Gesprächsthema Nummer eins im Department.« Als Hayes eine Augenbraue hochzog, zuckte sie die Achseln. »Trinidad hat's ausposaunt, glaube ich.«

»Manche Leute sind gar nicht begeistert.« Er blickte sie demonstrativ an. Sie lächelte. »Du meinst Bledsoe?«, neckte sie ihn. »Ich meinte dich.«

»Nun, ich bin nicht gerade die Präsidentin des Rick-Bentz-Fanclubs, aber ich denke, das, was vorgefallen ist, ist Geschichte.« Sie zwinkerte. »Außerdem habe ich mir einen neuen Kerl geschnappt, und der ist viel süßer.«

»Du hast Bentz nicht gesehen.«

»Schon gut, schon gut, du hast recht. Die Jury hat noch nicht entschieden.«

»Er erholt sich von einem Unfall. Benutzt manchmal einen Gehstock.«

»Willst du, dass ich Mitleid mit ihm habe, weil wir beide Krüppel sind?«

»Das war nicht meine Absicht. Außerdem bist du kein Krüppel.«

Corrine seufzte und schüttelte den Kopf. »Es ist sonderbar. Wer hätte gedacht, dass er für solchen

Wirbel sorgt? Er ist jetzt - wie lange weg, zehn Jahre?«

»Zwölf.«

»Wirklich? O ja, er ist etwa zeitgleich mit dem Mord an den Caldwell-Zwillingen fortgegangen ... Das nenne ich Zufall. Es ist doch ein Zufall, oder?« Sie blickte Hayes an, und er konnte fast sehen, wie sich die Rädchen in ihrem Gehirn drehten. »Bestimmt.«

»Die Gerüchteküche brodelt wie wild. Ist das nicht merkwürdig?«

»Wen interessiert das schon?«, fragte Hayes. »Allen voran Bledsoe. Er ist höllisch genervt, obwohl ich nicht weiß, warum. Es ist schließlich nicht so, dass Bentz zurückkommt, um sich hier nach einem Job umzusehen.«

»Bledsoe ist immer genervt.«

»Das stimmt. Und ich habe den Eindruck, dass Trinidad nervös ist... warum, weiß ich nicht. Vielleicht weil er Bentz'

Partner und Freund war. Will nicht, dass der alte Skandal auf ihn abfärbt.«

»Was ist mit Rankin?«, dachte Hayes laut nach. »Wer weiß? Das ist lange her.«

»Sie war schlecht auf Bentz zu sprechen.«

»Waren wir das nicht alle?«, frotzelte sie und fragte dann: »Und, hast du dich schon entschieden, ob du zum Essen bleibst? Wie du weißt, mache ich ein klasse Pesto.«

»Das weiß ich, aber ich habe keinen Hunger. Tut mir leid.« Sie nickte seufzend. »Hab schon verstanden.« Und das stimmte. Corrine O'Donnell war als Detective ein Ass gewesen, hatte verschiedene Fälle von großem öffentlichem Interesse geleitet, bis sie sich bei einer Verfolgungsjagd das Bein brach und einen Kreuzbandriss zuzog, als sie von einem Auto erfasst wurde. Sie konnte von Glück sagen, dass sie noch lebte, obwohl sie nun dazu verdammt war, im Department Papiere hin und her zu schieben. Aktiver Dienst war für sie nicht mehr möglich. Trotz der Tatsache, dass sie ansonsten kräftig und gesund war, war das mit dem Knie so eine Sache. Sie bemühte sich zwar, es zu verbergen, aber manchmal, wenn auch äußerst selten, hinkte sie leicht. Was sie am meisten ärgerte, wusste Hayes, war die Tatsache, dass sie keine High Heels mehr tragen konnte.

»Ich hole dir einen Drink.«

»Ich sollte zurück zur Polizeistation fahren.«

»Morgen ist früh genug«, sagte sie und

durchforstete den Gefrierschrank nach Eiswürfeln. »Du erweckst diese bedauernswerten Mädchen nicht mehr zum Leben.« Das stimmte, doch sie wussten beide, dass die ersten Stunden nach einem Mord die entscheidenden waren. Je mehr Zeit zwischen Beweisaufnahme und Ermittlungsbeginn verstrich, desto geringer wurden die Chancen, den Mörder zu schnappen.

»Es ist seltsam, dass der Einundzwanziger-Killer nach all den Jahren wieder auftaucht.« Corrine kam zurück und hielt ihm einen Tumbler mit drei Fingerbreit Whiskey hin, dann reichte sie ihm eine gekühlte Dose Ginger-Ale. »Zum Selbermixen.«

Sie zwinkerte ihm zu, und zum ersten Mal, seit er die Leichen gesehen hatte, lächelte er. Mit ihr zusammen zu sein war einfach. Sie stellte keine großen Ansprüche und verstand ihn besser, als seine beiden Ex-Frauen es je getan hatten. Außerdem sah sie gut aus. Fit und geschmeidig, mit dem Körper der Langstreckenläuferin, die sie einst gewesen war, war Corrine O'Donnell ein absoluter Hingucker. Sie hatte große, tiefliegende Augen in der Farbe von grauem Feuerstein, die dunkel glühten, wenn sie erregt war. Wäre er nicht so beziehungsscheu gewesen, hätte er sich in sie verlieben können, obwohl sie ihn nicht zu

einer festen Bindung drängte. Noch nicht.

»Sieh mal, Hayes, du bist außer Dienst. Trink was ... vielleicht etwas, das nicht ganz so stark ist wie das hier, denn wie wir beide wissen, wirst du doch noch einmal ins Department fahren.« Sie nahm ihm das Glas aus den Händen, trug es zurück in die Küche und kehrte mit einem alkoholreduzierten Bier zurück. »So, und nun entspann dich, und dann fahr los und stürz dich wieder auf den Fall.«

»Ist das okay für dich?«, fragte er skeptisch. Delilah hätte einen Anfall bekommen, aber Delilah war schließlich nie Polizistin gewesen.

»Ob das okay ist? Nun, ich bin nicht gerade begeistert, aber es ist schon in Ordnung. Und wenn du den Scheißkerl schnappst, dann wirfst du ihn ins Gefängnis und kommst so schnell du kannst zurück.«

»Es könnte aber länger dauern als ein paar Stunden«, gab er zu bedenken und nahm einen Schluck aus der Bierflasche. »Bei einem Super-Detective wie dir?«, frotzelte sie, ging um seinen Sessel herum und setzte sich auf seinen Schoß. »Niemals.« Dann küsste sie ihn mit warmen, weichen Lippen. Sein Körper reagierte sofort. Er erwiderte ihren Kuss, spürte ihre Zunge in seinem Mund. Sein Schwanz erwachte zum Leben. Sie öffnete bereits

seine Krawatte und Hemdknöpfe, während er mit den Händen ihren Hintern umfasste und ihr die Jeans abstreifte.

In den folgenden zwanzig Minuten verschwendete Jonas Hayes keinen Gedanken mehr an den Doppelmord.

Bentz hielt an einem Take-away-Deli in Culver City, der nur ein paar Blocks von seinem Motel entfernt war. Bei einem Jungen, der aussah, als wäre er nicht mal sechzehn, bestellte er ein Pastrami-Roggen-Sandwich mit Krautsalat und eine Pepsi. ROBBIE, wie der Junge laut Namensschildchen hieß, litt an schwerer Akne und zog ein Gesicht, das deutlich erkennen ließ, dass er überall lieber gewesen wäre als hinter dem Verkaufstresen eines Eck-Delis. Der Laden war fast leer - wegen der späten Stunde und nicht wegen der schlechten Qualität, wie Bentz hoffte. Ein anderer Teenager wischte den Boden, während Robbie seine Bestellung fertigmachte.

Fünfzehn Minuten später war Bentz im Motel, saß an dem Formica-Tisch und aß. Zwischen zwei Happen stellte er auf seinem Laptop eine Liste mit den Wagenbeschreibungen und Nummernschildern zusammen, die er am Einkaufszentrum und in der

Straße zum Inn fotografiert hatte. Er hätte sich in den Hintern treten können, dass er dem Impala nicht mehr Aufmerksamkeit geschenkt hatte.

Weil er keinen Drucker hatte, schickte er eine E-Mail an sich selbst, die er später ausdrucken konnte. Anschließend wollte er Hayes bitten, die Besitzer der Autos für ihn zu ermitteln.

Er aß sein Sandwich auf und wischte sich die Finger an einer Serviette ab, bevor er mit seiner Recherche zu den medizinischen Einrichtungen in der Gegend begann, nur für den Fall, dass der silberne Impala mit seinen »Jennifer-Erscheinungen« in Zusammenhang stand. Seine Suche, die er auf ganz L.A. ausgedehnt hatte, ergab Hunderte von Treffern. Das musste er irgendwie eingrenzen.

Rick trank die Pepsi aus, ließ die Eiswürfel im Becher klirren und dachte erneut über die Autos auf dem Parkplatz nach.

Er bezweifelte, dass der Fahrer des Impala aus San Juan Capistrano stammte, also schränkte er seine Suche auf L.A. Culver City ein, ein naheliegender Schluss, aber zu offensichtlich. Wieder war die Trefferliste lang. Mit gerunzelter Stirn lehnte er sich an die Stuhllehne und starrte auf den Bildschirm. Was störte ihn bloß an der Parklizenz des Chevy?

Irgendetwas war daran ungewöhnlich gewesen. Der Aufkleber war von der Sonne verblichen, die Nummern fast unleserlich, als hätte derjenige, der die Lizenz beantragt hatte, schon seit langem keine neue mehr bekommen. Vielleicht ein Krankenhausmitarbeiter, der in Ruhestand gegangen war oder die Stelle gewechselt hatte? Womöglich hatte er den Wagen verkauft.

Rick klopfte mit einem Stift auf den Tisch, schloss die Augen und beschwor das Bild herauf. Zahlen und ein Datum, der Name eines Krankenhauses und noch etwas anderes ... ein Logo oder Bild von ... was? Ein bekanntes Symbol, das in den dunkelsten Winkeln seines Gedächtnisses herumschwirrte, doch er bekam es nicht zu fassen. Er konzentrierte sich - vergeblich. Das Symbol entzog sich ihm, und er gab auf. Früher oder später würde ihm schon etwas dazu einfallen. Hoffte er.

Er knüllte die Verpackungen seiner Mahlzeit zusammen und warf sie in den Papierkorb, dann stellte er die Klimaanlage ein paar Grad kühler und absolvierte seine Übungen auf einem Handtuch, das er auf den fadenscheinigen Teppich gelegt hatte. Sein Bein tat bereits weh, aber er machte weiter, bis die Muskeln schmerzten und er schweißgebadet unter die

Dusche trat.

Er wusch sich mit dem winzigen Stück Hotelseife, schäumte sich die Haare mit dem Fingerhut voll Shampoo ein und spülte den Schmutz, Staub und Schweiß des Tages ab. Der Strahl war schwach, aber warm, und Bentz ließ das Wasser über seine Hüfte und sein Knie rinnen, die zu pochen begonnen hatten und ihn wieder einmal daran erinnerten, dass er älter wurde und sich noch nicht richtig von seinem Unfall erholt hatte. Er konnte nicht Geister die Treppen hinauf, durch Innenhöfe und schmutzige, düstere Gänge jagen und erwarten, dass er nicht dafür bezahlen musste. Bentz trat aus der Dusche, trocknete sich mit einem weiteren äußerst fadenscheinigen Handtuch ab, ließ sich aufs Bett fallen und richtete die Fernbedienung auf den Fernseher.

Ein Sender brachte eine Eilmeldung. Tatortaufnahmen. Die Kamera schwenkte über die Unterquerung eines Freeway, Polizeibeamte bearbeiteten ein abgesperrtes Gebiet, eine Lagereinheit, davor eine Reporterin in blauer Jacke, die mit nüchterner Miene in die Kamera blickte und in ihr Mikrophon sprach. »Heute haben Polizeibeamte in einem Lagerabteil unter dem Harbour Freeway eine entsetzliche Entdeckung

gemacht: die Leichen zweier Mädchen, unseren Quellen nach Schwestern - Zwillinge -, Opfer eines grausamen Doppelmords.«

»Was?« Bentz erstarrte, die Fernbedienung in der Hand, den Blick auf den kleinen Bildschirm geheftet. »Die Namen der Opfer wurden mit Rücksicht auf die zu informierenden Angehörigen zurückgehalten. Wie aus Polizeikreisen verlautet, wurden die Mädchen heute früh als vermisst gemeldet, am Tag ihres einundzwanzigsten Geburtstags.« Die Reporterin machte eine bedeutungsvolle Pause, dann fügte sie hinzu: »Sie haben diesen Tag nicht mehr feiern können, das große Ereignis, zu dem sie ihre Familie und enge Freunde eingeladen hatten.«

»Himmel!« Mit einem Ruck setzte sich Bentz auf. Das De-já-vu schnürte ihm die Kehle zu. *Zwillinge? An ihrem einundzwanzigsten Geburtstag?* Die Einstellung wechselte, und Bentz entdeckte Detective Andrew Bledsoe, ein paar Pfund schwerer, als er ihn in Erinnerung hatte, das schwarze Haar grau meliert. Er sprach mit der Reporterin, wirkte ernst und beunruhigt, gab ihr keine konkrete Auskunft, doch Bentz kannte die Wahrheit.

Er ließ sich auf das billige Kissen zurücksinken und fühlte sich elend.

Polizisten gaben nicht viel preis, aber Bentz konnte zwischen den Zeilen lesen. Das Los Angeles Police Department befürchtete, dass der Einundzwanziger-Killer, ein Irrer, der in der Vergangenheit schon einmal gemordet hatte und ungeschoren davongekommen war, wieder zugeschlagen hatte. Und zwar mit voller Wucht.

15

»Es tut mir leid«, hallte Bentz' Stimme von der anderen Seite des Tunnels zu ihr. »Ich muss das tun!«

»Nein! Geh nicht! Rick, verlass mich nicht! Verlass *uns* nicht!« Mit hölzernen Beinen und hämmerndem Herzen stürzte Olivia durch die Dunkelheit hinter ihm her und stolperte über Gleise und Kies. Er war nicht weit von ihr entfernt, drehte sich zwar um und blickte sie an, rannte jedoch weiter.

»Rick!«, schrie sie. »Bleib stehen!«

»Ich kann nicht.«

»Aber das Baby. Rick, wir bekommen ein Baby!« Ein Geräusch, laut und durchdringend. Das Donnern einer schweren Lokomotive, das Klackern von Rädern auf Schienen.

Bentz wandte sich ab, als hätte er sie nicht gehört,

und lief weiter durch den endlosen Tunnel. Olivia blieb zurück. Keuchend versuchte sie, der riesigen Lok mit ihrem Verderben bringenden Licht zu entkommen. *Nein!*

Ein Pfeifen ertönte, so laut, dass sie dachte, ihre Trommelfelle würden platzen. *Nein! O Gott, nein!*

»Rick! Hilf mir!«, kreischte sie, während das Ende des Tun nels immer kleiner wurde, sich immer weiter zu entfernen schien. Ihr Herz wummerte, und ihre Beine waren schwer, so schwer ...

»Bentz!« Sie versuchte zu schreien, doch ihre Kehle war wie zugeschnürt, ihre Stimme ein Flüstern. Er drehte sich kurz noch einmal um, und sie sah seine Dienstmarke, in der sich das helle Sonnenlicht spiegelte. »Ich kann nicht«, sagte er. Dann war es Nacht, und plötzlich war er nicht mehr allein. Eine Frau war bei ihm, eine schöne Frau mit langem dunklem Haar und blutroten Lippen. Sie nahm seine Hand, verschränkte ihre Finger mit seinen und lächelte bösartig und voller Schadenfreude, als sie ihn mit sich fortzog. »Nein! Warte! Rick-«

Der Zug kam donnernd näher, die Schienen zitterten. Olivia stolperte.

Ein entsetzliches Pfeifen ertönte, Bremsen kreischten. Das Geräusch von Metall auf Metall war

ohrenbetäubend, der Geruch von verbranntem Diesel beißend. Überall um sie herum war Dampf. *Hilf mir! Hilf meinem Baby!*

»Nein!«, schrie sie wieder - und schreckte aus dem Schlaf hoch.

Ihr Herz klopfte. Sie war schweißgebadet, die Bettdecke verknäuelt. *Allmächtiger. Es war ein Traum. Nur ein schrecklicher Traum.* Olivia holte tief Luft und blickte auf die Uhr. Viertel nach drei. Noch ein paar Stunden, dann musste sie aufstehen und sich für den Tag im Laden fertig machen. Sie setzte sich auf, strich sich die Haare aus den Augen und stellte fest, dass ihre Finger zitterten - eine Nachwirkung des Alptraums.

In seinem Körbchen auf dem Fußboden hob Harry S. seinen flauschigen Kopf. Er stellte die Ohren auf und wedelte hoffnungsvoll mit dem Schwanz. »Na komm schon«, sagte sie. »Spring rein!«

Er ließ sich nicht länger auffordern, nahm Anlauf und landete neben Olivias Kissen. Nachdem er ihr begeistert das Gesicht geleckt hatte, kroch er unter die Decke und rollte sich zusammen. Olivia streckte sich wieder aus und kraulte Harry S. mit einer Hand hinter den Ohren. Sie spürte die Wärme seines Körpers, weit weniger tröstlich als die Umarmung

ihres Mannes, aber das musste für den Augenblick genügen.

Ihr Mann. Was zum Teufel machte er in L.A.? Einem Geist oder einem Traum nachjagen? Sie redete sich ein, dass er längst nichts mehr für seine tote Ex-Frau empfand, doch in Wahrheit wusste sie es besser. Seine Schuldgefühle fraßen ihn auf, und das machte sich jemand zunutze. *Wer?*

Das war die quälende Frage, die sie sich unablässig stellte, seit er ihr die beschmierte Sterbeurkunde gezeigt hatte. Es war nicht so, dass sie nicht an Geister glaubte - sie war sich nur nicht sicher. Sie hatte ihre eigene Begegnung mit dem Unerklärlichen, wenn nicht Paranormalen gehabt. Was für eine tolle Erkenntnis.

Olivia blickte auf die Uhr. In L.A. war es erst zwanzig nach eins. Ob Bentz noch wach war? Ob er an sie dachte? Sie berührte ihren noch flachen Bauch und fragte sich, ob sie und Bentz und das Baby jemals ein normales Leben führen würden.

Wie bitte? Du wusstest doch, worauf du dich eingelassen hast, als du einen Workaholic geheiratet hast. Seufzend schloss sie die Augen, bereit, sich zu entspannen und wieder einzuschlafen. Gerade als sie eindämmerte, klingelte das Telefon.

»Schätze, er kann auch nicht schlafen«, sagte sie lächelnd zu Harry S. Sie nahm den Hörer ab und sagte erfreut: »Hallo.«

»Weißt du, was dein Mann in Kalifornien treibt?«, flüsterte eine rauhe Frauenstimme.

»Wie bitte?« Olivia war plötzlich hellwach. Ihre Nackenhärchen sträubten sich. »Wer ist da?«

»Er sucht *sie*. Und weißt du auch, warum? Weil sie seine wahre Liebe ist, nicht du. Er hat sie nie vergessen.«

»Wer ist da?«, fragte Olivia wieder. Die Leitung wurde unterbrochen.

»Miststück!«, zischte Olivia in den Hörer. Natürlich war Bentz in L.A. Das wusste sie. Sie wusste auch, dass er nach Jennifer oder einer Frau suchte, die vorgab, seine Ex-Frau zu sein. Sie blickte auf die Rufnummernerkennung, doch auf dem Display blinkte UNBEKANNTER ANRUFER. »Großartig.« Kein Name. Keine Nummer. Keine Ortsvorwahl. Keine Möglichkeit, herauszufinden, wer sie angerufen hatte. Das war bloß ein Telefonstreich von jemandem, der weiß, dass Bentz nach L.A. geflogen ist, um herauszufinden, was mit seiner Ex-Frau passiert ist. Doch es gab nicht viele Leute, die davon wussten. Zumindest nicht hier in New Orleans. Nur

Montoya und sie selbst. Also musste der Anruf von woanders eingegangen sein, und sie hätte ihre gesamten Ersparnisse darauf verwettet, dass er aus Südkalifornien gekommen war. Es sah so aus, als würde Bentz ein, zwei Leuten ganz schön auf die Füße treten - genau das, was er beabsichtigt hatte. Sie legte das Telefon auf den Nachttisch und überlegte, ihren Mann anzurufen und ihm von dem Anruf zu erzählen, doch dann entschied sie sich dagegen. Stattdessen schlug sie die Decke zurück und tappte in die Küche, wo sie sich ein Glas Wasser einschenkte und es in einem Zug leerte. Sie blickte aus dem Fenster über dem Spülbecken in den Garten, ins Mondlicht, das durch die Zypressen fiel, dann stellte sie das Glas in die Spüle und vergewisserte sich, dass sämtliche Türen abgesperrt und die Fenster geschlossen waren. Erst danach kehrte sie ins Bett zurück. Sie blickte ein letztes Mal auf die Digitalanzeige der Uhr und beschloss, in fünf Stunden ihren Mann anzurufen und herauszufinden, was zum Teufel da vor sich ging.

Bentz blieb wach, um die Nachrichten zu hören, und rief alles auf, was er im Internet zu dem neuen Doppelmord finden konnte. Warum zur Hölle hatte

der Einundzwanziger-Killer oder irgendein verdammter Trittbrettfahrer beschlossen, nach all den Jahren wieder zuzuschlagen? Es war zu spät, Olivia anzurufen, also verbrachte er ein paar schlaflose Stunden damit, über den Fall Delta und Diana Caldwell nachzudenken. Es war ein Hohn gewesen, der reinste Horror für die verstörten, trauernden Eltern und den älteren Bruder, noch ein Name mit D ... Donny oder Danny. Nein, Donovan! Das war's. Der acht Jahre ältere Bruder der Zwillinge hatte Donovan geheißen. Nach der Tragödie hatte er seine erschütterte Familie zusammenhalten müssen, was ihm offenbar nicht gelungen war, denn Jahre später war ihm, Rick, zu Ohren gekommen, dass sich die Caldwells hatten scheiden lassen.

Wenn er die Augen schloss, sah er noch vor sich, wie die Opfer positioniert worden waren: nackt, einander ins Gesicht blickend, mit einem roten Band gefesselt, das ihn an Blut erinnerte. Bei dem Anblick hatte er sich beinahe übergeben müssen.

Wann immer er an den Caldwell-Mord zurückdachte, überkam ihn die Befürchtung, er habe damals bei den Ermittlungen nicht zu hundert Prozent funktioniert. Er hatte den Fall so gut bearbeitet, wie er konnte, wenn man seinen eigenen seelischen

Zustand bedachte, aber das war nicht gut genug gewesen. Bledsoe hatte recht. Bentz hatte Trinidad hängenlassen. Und jetzt, so schien es, hatte der Psychopath erneut zugeschlagen.

Wäre er bei dem Caldwell-Fall besser in Form gewesen, wäre der neue Doppelmord vielleicht nie passiert und zwei unschuldige Mädchen würden heute noch leben.

Nach einer schlaflosen Nacht beschloss Bentz, seine Hilfe bei den Ermittlungen anzubieten. Er wusste, dass er nicht wieder zum LAPD gehören würde, aber mit Sicherheit konnte er seine ehemaligen Kollegen unterstützen, sie beraten. Schließlich war er es gewesen, der damals die Ermittlungen geleitet hatte.

Also rief er seinen alten Partner an und bat um Informationen.

»Ach Mist, Bentz, du weißt doch, dass ich nicht darüber reden darf«, sagte Trinidad. »Und was den Grund angeht, warum du nach L.A. zurückgekehrt bist - ich hab's von Hayes erfahren -, da kann ich dir nicht helfen. Ich muss an meinen Ruhestand denken. Das darf ich mir jetzt nicht vermasseln, und deshalb rede ich auch nicht über den neuen Mordfall. Nicht mit dir. Nicht mit meiner Frau. Nicht mit der Presse.

Mit keiner Menschenseele.«

»Ich habe den ersten Fall bearbeitet.«

»Dann gehst du also davon aus, dass eine Verbindung besteht.«

»Natürlich.«

»Das entnimmst du den Nachrichten, einer Zweiunddreißig-Sekunden-Mitteilung um elf? Mach mal halblang, Bentz. Lass mich ehrlich zu dir sein: Keiner hier will deine Hilfe.« Bentz ließ nicht locker. Die Erinnerung an die damalige Tragödie war Grund genug, einen weiteren Anruf zu tätigen. Diesmal bei Hayes.

»Ich hab mir gedacht, dass du dich melden würdest«, sagte der Detective. »Aber das ist eine Polizeiangelegenheit, Bentz. Geht dich nichts an. Ich riskiere bereits meinen Kopf für dich, also halt dich zurück. Das ist besser für alle.« Bentz legte auf, war aber nicht bereit, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Deshalb wählte er Andrew Bledsoes Nummer.

Der war über seinen Anruf gar nicht erfreut. »Mein Gott, Bentz, du hast vielleicht Nerven, mich anzurufen, nachdem du mich und alle anderen im Department im Stich gelassen hast! Und jetzt willst du Informationen? Bist du verrückt geworden? Du weißt, dass ich dir nichts sagen darf. Ach Scheiße, du

hast damals genug Schaden angerichtet, hast du das etwa vergessen? Damals, als ich noch offiziell mit dir reden durfte? Das hat mir da schon nicht gefallen, und jetzt gefällt es mir noch weniger. Was soll das? Warum rufst du *mich* an? Will kein anderer mit dir reden?« Bledsoe schäumte. »Das schlägt dem Fass wahrhaftig den Boden aus. Vergiss nicht, du Dickschädel, dass du fast gefeuert worden wärst, also lies gefälligst die Zeitung, wenn du etwas über den Fall wissen willst, so wie jeder andere auch!«

Damit legte Bledsoe auf.

Bentz hatte nicht erwartet, dass sich jemand seinetwegen ein Bein ausreißen würde, trotzdem war er zutiefst enttäuscht über die Reaktion der ehemaligen Kollegen. Er kochte noch, als Olivia anrief. Sie war auf dem Weg zum Laden - an der Westküste war es jetzt neun. Zunächst wich sie ihm aus, was den Grund für ihren frühmorgendlichen Anruf betraf, aber Bentz vermutete, dass etwas nicht stimmte, und genau das tat er kund.

»Kann ich nicht einfach anrufen und dir sagen, dass ich dich vermisse?«, fragte sie.

»Doch, jederzeit.« Aber das war einfach nicht ihre Art. »Ich hoffe bloß, dass du die Sache schnell zum Abschluss bringst. Wie läuft's?«

»Nicht so, wie ich gehofft habe«, gab er zu. Er erzählte ihr nicht, dass er Jennifer in dem alten Inn gesehen hatte - er wollte mit niemandem darüber reden, bis er wusste, womit er es zu tun hatte, bis er einen konkreten Beweis dafür hatte, dass Jennifer da gewesen war. Stattdessen erzählte er Olivia von den ermordeten Zwillingen und dass dieser Doppelmord den letzten Fall widerzuspiegeln schien, den er in L. A. vor zwölf Jahren bearbeitet hatte. »Und du denkst, weil du nach Kalifornien zurückgekehrt bist, ist dieser Irre wieder auf der Jagd?«, fragte sie skeptisch.

»Ich weiß nicht, was ich denken soll«, gestand er. »Möchte das LAPD, dass du bei den Ermittlungen hilfst?« Er lachte. »Was glaubst du denn?«

»So schlimm?«

»Schlimmer. Sie wollen, dass ich wieder verdufte, glaube ich.«

»Und, wirst du verduften?«

»Nun, ich denke darüber nach, wo du mich doch so schrecklich vermisst.«

»He, wälz das nicht auf mich ab. Du hast dort etwas zu erledigen, also bleib, bis du damit fertig bist. Mir geht es hier gut. Ich werde es nicht auf meine Kappe nehmen, wenn du unverrichteter Dinge zurückkommst. Auf keinen Fall.«

»Ich mache, so schnell ich kann«, versprach er, dann legten sie auf. Er blieb mit dem Gefühl zurück, dass Olivia ihm etwas vorenthielt. Er spürte, dass mehr hinter ihrem Anruf gesteckt hatte, und in Anbetracht dessen, was sich in L.A. abspielte, machte er sich Sorgen. New Orleans war fast zweitausend Meilen entfernt, trotzdem hatte er »Jennifer« mehr als einmal in Louisiana gesehen, und die Sterbeurkunde war an das Police Department von New Orleans geschickt worden, was nahelegte, dass derjenige, der dafür verantwortlich war, ihn ganz genau kannte und vermutlich wusste, dass er verheiratet war.

Bentz war das eigentliche Ziel dieses Verwirrspiels, doch ihm war auch klar, dass er am einfachsten über die, die er liebte, zu treffen war - was seine nagende Sorge nur verstärkte.

Ob es ihm gefiel oder nicht: Er fürchtete, dass Olivia oder Kristi in Gefahr sein könnten.

Bis zum Mittag hatte er mehrere Tassen Motelkaffee getrunken und sämtliche Zeitungen gekauft, die er in den Zeitungskästen am Straßenrand hatte auftreiben können. Gründlich hatte er die Berichte über den Doppelmord gelesen und so die Namen der Opfer und weitere Details erfahren.

Natürlich war das nicht alles, das LAPD hielt Informationen unter Verschluss, denn so krank es auch war: Manchmal übernahmen Leute die Verantwortung für irgendwelche grauenhaften Taten, nur um Aufmerksamkeit, um fünfzehn Minuten Ruhm zu bekommen. Von dieser Aufmerksamkeit, von dem Medienrummel zehrten sie dann. Manche waren sogar so abgedreht zu glauben, sie hätten das Verbrechen tatsächlich begangen. Ein Doppelmord wie dieser würde viel Presse bekommen und daher eine Menge falscher Behauptungen provozieren. Es war alles ein Kreuz.

Montoya hatte den Morgen damit verbracht, den Papierkram zu einem Mordfall zu erledigen. In der Nacht zuvor war es zu einer Messerstecherei in unmittelbarer Nähe des Riverwalk gekommen, nicht weit entfernt vom New Orleans Convention Center. Das Opfer war gestorben, doch mit Hilfe von Zeugen hatte der Mörder schnell verhaftet werden können. Montoya machte den Bericht gerade fertig, als Ralph Lee aus dem Labor anrief. Obwohl er knöcheltief in kriminaltechnischen Untersuchungen zu echten Fällen steckte, hatte sich Lee die Zeit genommen, die an Bentz geschickten Fotos, die Todesurkunde und

den Briefumschlag zu untersuchen.

»Ist nicht viel dabei herausgekommen«, sagte er. Montoya lehnte sich auf seinem Schreibtischstuhl zurück und dehnte Nacken- und Schultermuskulatur. »Sieht so aus, als wären die Fotos nicht manipuliert worden. Ich habe nichts gefunden, was auf eine Veränderung hinweist.« Montoya wusste nicht, ob das gut oder schlecht war. »Wir haben herausfinden können, dass der Wagen, in den die Person einsteigt, vom General-Motors-Konzern stammt, vermutlich ein Chevy Impala. Du glaubst, die Aufnahmen sind in Kalifornien gemacht worden, was mit der Vegetation, den Nummern- und Straßenschildern übereinstimmt. Das Straßenschild auf dem Bild ist vom Colorado Boulevard. Ich habe die Fotos vergrößert, um die Zeitungsüberschriften lesen zu können: Die *USA Today* und die *L.A. Times* sind vom Donnerstag vor zwei Wochen, die Überschriften stimmen mit dem Datum überein. Wir haben versucht, das Spiegelbild des Fotografen in der Scheibe sichtbar zu machen, doch vergeblich. Ich habe ein paar unvollständige Nummernschilder von Autos aufgelistet, die in der Gegend parkten, außerdem Marke und Modell für den Fall, dass dein Fotonarr versehentlich seinen eigenen Wagen

geknipst hat, vorausgesetzt, es war nicht der Impala.

Was die Sterbeurkunde betrifft: keine DNS auf der Umschlagklappe. Wir haben die Fingerabdrücke durch die nationale Datenbank laufen lassen. Keine Treffer im AFIS, dem Automatisierten Fingerabdruck-Identifizierungssystem. Die rote Tinte stammt aus einem Füller der Marke Write Plus, den man überall in den USA und auch in Kanada kaufen kann, aber in den Weststaaten ist er verbreiteter. Das Dokument - die Sterbeurkunde - ist echt und über zehn Jahre alt, das können wir aufgrund des Papiers sagen. Das ist alles.« Lee klang beinahe entschuldigend. »Ich weiß nicht, ob dir das weiterhilft oder nicht.«

»Ihr habt meine Erwartungen übertroffen«, sagte Montoya. »Das wird auf alle Fälle hilfreich sein.«

»Gut. Ich habe die Untersuchungsergebnisse hier. Ich kann sie dir per E-Mail schicken, oder du nimmst dir einen Ausdruck mit, wenn du vorbeikommst, um die Originale abzuholen. Es handelt sich ja nicht um aktive Ermittlungen.«

»Ich hole sie heute Nachmittag ab«, versprach Montoya und legte auf. Er hatte alles ihm Mögliche für Bentz und seine verdammte Gespensterseherei getan. Jetzt würde er ihn anrufen und ihm die

Untersuchungsergebnisse mitteilen. Vielleicht würde Bentz dann zur Vernunft kommen und zu seiner echten, leibhaftigen Gattin zurückkehren. Es war Zeit, die Suche nach einer Frau zu beenden, die es längst nicht mehr gab.

16

Lorraine Newell wohnte in einem in die Jahre kommenden dreigeschossigen Haus in einer Sackgasse in Torrance, südlich vom Herzen von L.A. Der apricotfarbene Anstrich blätterte in der starken Sonne ab, der Rasen war fleckig, das Gras gelb an den Stellen, die die Rasensprenger nicht erreichten. Das Ganze war ziemlich weit entfernt von dem Palast, auf den Lorraine, die Möchtegernprinzessin, gehofft hatte.

Obwohl Bentz fünfzehn Minuten zu früh war, flog die Tür auf, sobald er den Klingelknopf gedrückt hatte - als hätte Lorraine im Flur gehockt und darauf gewartet, dass die melodische Glocke Bentz' Ankunft verkündete. »Rick Bentz«, sagte sie kopfschüttelnd, und ihr dunkles Haar streifte ihr Kinn. Jennifers Stiefschwester war seit ihrer letzten Begegnung

keinen Tag gealtert. Wie ein Mitglied eines Königshauses gab sie sich herrisch und überlegen, trotz der Tatsache, dass sie in hohen Absätzen kaum eins fünfundsechzig groß war. Lorraine hatte Bentz nie gemocht und nie ein Hehl daraus gemacht. Auch heute hielt sie sich nicht mit einem falschen Lächeln oder gar einer Umarmung auf, was Rick sehr gelegen kam. Kein Grund zur Heuchelei. »Du bist der letzte Mensch, den ich hier erwartet hätte«, sagte sie. Dann gab sie die Eingangstür frei und führte ihn in ein Wohnzimmer aus den späten Achtzigern, als Earl, ihr Mann, der Autohändler gewesen war, noch gelebt hatte. Bentz erinnerte sich an die karierten, um eine lange, tannengrüne Couch gruppierten Sessel und den marmorverkleideten Kamin vor der verspiegelten Wand, die dem Raum eine sonderbare Rummelplatzbuden-Atmosphäre verlieh. Die künstlichen Pflanzen hatten Staub angesammelt, die Bücher über Kalifornien und Weine waren dieselben wie vor fast einem Vierteljahrhundert.

»Setz dich«, sagte Lorraine und zeigte auf einen Sessel, während sie selbst auf der Armlehne des Sofas Platz nahm. Sie trug eine enganliegende Jeans, ein schwarzes Tank-Top und Ballerinas. Nicht unbedingt das, was Bentz unter Geschäftskleidung

verstand, und ganz und gar ungeeignet für eine Verabredung zum Abendessen mit einem Klienten, doch er hatte nie die wohldurchdachte Lässigkeit der Südkalifornier durchschaut.

Lorraine kam direkt auf den Punkt. »Warum fängst du wieder von Jennifers Tod an?« Sie malte mit den Fingern Anführungszeichen in die Luft und sprach weiter: »Wie du weißt, war mir dieser >Unfall< immer schon suspekt. Ich habe nie an diese Selbstmordversion geglaubt. Sie war eine Drama-Queen, das ja, aber ein Autounfall zum Sterben?« Sie schüttelte den Kopf. »Nicht Jens Stil. Tabletten, vielleicht ... aber ich halte selbst das für weit hergeholt. Auch wenn sie ein wenig zur Selbstzerstörung neigte, kann ich mir beim besten Willen nicht vorstellen, dass sie sich das Leben genommen hat.« Sie blickte Bentz an. »Jennifer zählte eher zu den Menschen, die einen Selbstmord vortäuschen, um Aufmerksamkeit zu erheischen. Doch wirklich gegen einen Baum fahren? Schnittverletzungen riskieren? Sich verstümmeln? Niemals. Dazu hätte sie nie den Mut gehabt.

Schließlich wäre es möglich gewesen, dass sie überlebt, voller Narben oder verkrüppelt!« Wieder schüttelte Lorraine nachdrücklich den Kopf und

verschränkte die Arme vor der Brust. »Nein.«

Er zeigte ihr die Abzüge von den Fotos, die Sterbeurkunde hielt er zurück.

»Ach du lieber Gott. Das ... das sieht ja wirklich so aus, als wäre es Jen! Das muss ein Schwindel sein, jemand, der ihr so ähnlich sieht, dass einer deiner Feinde - vielleicht jemand, den du hinter Gitter gebracht hast - beschlossen hat, dir einen Streich zu spielen.« Sie hob den Blick von den Fotos ihrer Stiefschwester und sah Bentz an. »Sieht so aus, als wäre es ihm gelungen.«

Wenn du wüsstest. Er dachte an die Frau in seinem Garten, an die Träume, die er von Jennifer hatte. »Ich versuche nur, dem Ganzen auf den Grund zu gehen.«

»Ein paar Bilder von einer Doppelgängerin ergeben noch keinen Fall. Deswegen hättest du doch nie die weite Strecke zurückgelegt.« Sie runzelte die Stirn. »Es steckt mehr dahinter, hab ich recht? Etwas, das dich dazu gebracht hat, nach Kalifornien zurückzukehren.«

»Ich hatte ein bisschen Freizeit.«

»Noch ein Department, das versucht, Ausschussware loszuwerden?«

»Es geht nicht nur um die Fotos, Lorraine. Ich

glaube, ich habe sie gesehen.«

»O mein Gott.« Sie drückte ihre schmale Hand gegen die Stirn. »Das wird ja wirklich verrückt. Und nun? Willst du wissen, ob ich mit ihr in Kontakt getreten bin? Vielleicht etwas mit ihr getrunken oder sie zum Essen eingeladen habe?«

Er erwiderte nichts. Nicht selten, so hatte er herausgefunden, war es das Beste, die Leute wettern zu lassen. Wenn er schwieg, erfuhr er oft mehr, als wenn er eine Reihe direkter Fragen abfeuerte. »Nun, diesmal hast du offenbar wirklich den Verstand verloren. Das ist einfach nur verrückt.« Lorraine trat an das große Wohnzimmerfenster. Draußen schwirrte ein Kolibri um die tiefvioletten Blüten des Kletterweins, der sich zur Dachtraufe hinaufwand. »Weißt du, Rick«, sagte sie, »du bist wirklich von der Rolle. Wäre Jennifer am Leben, würde ich es wissen. Sie hätte sich bei mir gemeldet. Wo hätte sie sich all die Jahre verstecken sollen? Außerdem: Wenn *sie* nicht die Frau im Auto war, wer dann? Warum hast *du* dann die falsche Frau identifiziert? Erzähl mir nicht, du wärst betrunken gewesen.«

»Natürlich nicht! Ich dachte ... dass sie es war, die hinter dem Steuer saß.«

»Aber jetzt bist du dir nicht mehr sicher? Weil

Fotos von einer Frau aufgetaucht sind, die ihr ähnlich sieht? Weil du *glaubst,* du hast sie gesehen?«

Bentz ignorierte Lorraines Fragen. »Woran erinnerst du dich, wenn du an das letzte Mal denkst, als du sie lebend gesehen hast?«

»O Gott, du willst es wirklich wissen«, sagte sie und zog sich in ihre harte Schale zurück.

»Sicher, Lorraine. Warum sollte ich ein Blatt vor den Mund nehmen?«

Ihre Lippen verzogen sich ablehnend, ihre Nasenflügel bebten. »Okay, sie hat mich ein paar Tage vor dem Unfall angerufen. Sie war außer sich, vielleicht betrunken, ich weiß es nicht. Auf jeden Fall ziemlich daneben. Als ich sie gefragt habe, was los sei, hat sie dich für ihren Zustand verantwortlich gemacht, behauptet, du würdest nicht glauben, dass sie dich liebt, und dass sie das auffrisst. Ich wusste von ihrem Seitensprung, aber aus irgendeinem Grund war sie stinksauer auf dich. Nun ... auf dich *und* auf den Priester. Er war dein Halbbruder, nicht wahr?« Bentz wurde übel, aber sein Gesicht blieb ausdruckslos. »Sonst noch was?«

»Nichts, was dich betrifft. Manchmal denke ich zurück und wünschte, sie wäre bei Alan Gray geblieben, dann wäre sie heute noch am Leben. Am

Leben und reich. Doch stattdessen ...« Sie zuckte die Achseln. »Ich habe ihr gesagt, dass sie einen Fehler macht, wenn sie Alan verlässt, aber sie wollte nicht auf mich hören.«

Rick stand auf und gab sich alle Mühe, nicht zusammenzuzucken, da er nicht wollte, dass Lorraine seine Schmerzen bemerkte.

Als sie ihn zur Tür brachte, sagte sie: »Selbst wenn Jennifer noch lebt - warum zum Teufel tust du das? Lass die Sache doch auf sich beruhen, schlafende Hunde sollte man nicht wecken und tote Ex-Frauen auch nicht. Wenn es dir wirklich keine Ruhe lässt, musst du dich an die Polizei wenden. Soll die sich doch damit befassen. Du bist wieder verheiratet. Fahr nach Hause. Kümmere dich um deine neue Frau.« Lorraine öffnete die Tür und wartete, dass er auf die rissige Betonveranda hinaustrat. Sie entdeckte eine verwelkte rosafarbene Petunienblüte, knipste sie ab und fügte hinzu: »Mach nicht zweimal denselben Fehler. Wenn du deiner neuen Frau ein wenig mehr Aufmerksamkeit schenkst, wird sie vielleicht nicht vom Weg abkommen wie Jennifer.« Bentz überhörte ihren letzten Rat. »Wenn dir noch etwas einfällt, oder wenn du etwas von ihr hörst -«

»Um Himmels willen, Bentz, sie ist tot! *T-O-T.*

Und seit Jesus Christus hat es meines Wissens keine Wiederauferstehung mehr gegeben!« Sie schloss die Tür, doch noch bevor sie einschnappte, rief sie: »Grüß Crystal von mir!« Er machte sich nicht die Mühe, sie zu korrigieren. Kristi hatte nur vage Erinnerungen an die Stiefschwester ihrer Mutter. Seit Jennifers Tod hatte Lorraine kein einziges Mal angerufen oder eine Karte geschickt und auch sonst nicht versucht, mit Kristi in Kontakt zu treten. Bentz sah keinen Grund, dass sich das jetzt ändern sollte. Er fuhr von Torrance weg, ohne viel herausgefunden zu haben. Lorraine war damals schon unausstehlich gewesen, und daran hatte das Alter nichts geändert. Aber die entscheidende Frage war, ob sie ihm gegenüber ehrlich gewesen war.

Er war sich nicht sicher. Doch sie hatte Jennifer mit Sicherheit nicht getroffen. Er heftete die Augen auf die Straße und fuhr nach Norden Richtung Culver City. Auf dem Freeway ging es zügig voran, trotz des gelben Dunstschleiers, der sich über die Gegend gesenkt hatte. Im Westen glühte der rote Ball der Sonne in der schmutzigen Luft. Er öffnete das Fenster einen Spaltbreit und fummelte an der Klimaanlage, während er immer noch über das nachdachte, was Lorraine ihm zu verstehen gegeben

hatte: »Sieh zu, dass du nach Hause kommst.«

Bentz entdeckte die Schilder zu seiner Ausfahrt und stellte fest, dass er gut in der Zeit lag. Nur noch ein paar Meilen. Sein Mobiltelefon klingelte. Er erkannte Montoyas Handynummer und meldete sich. »Bentz.«

Montoya setzte ihn darüber ins Bild, dass die Untersuchungen nicht viel ergeben hatten. Außer, dass es sich bei dem Fahrzeug, in das die vermeintliche Jennifer auf dem Foto stieg, um einen silbernen Chevy handelte. Und zwar um einen Impala. Genau wie der Wagen, der Bentz' Aufmerksamkeit auf dem Parkplatz in San Juan Capistrano geweckt hatte. »Ich suche nach einem sechs oder sieben Jahre alten Chevy Impala mit kalifornischen Nummernschildern«, erklärte er Montoya, »und einer abgelaufenen Parklizenz von einem Krankenhaus.«

»Du weißt nicht zufällig, von welchem?«

»Nein. Aber da war ein Symbol ...« Was zum Teufel war das bloß gewesen? Er konnte sich noch immer nicht erinnern.

»Ich hab in den Nachrichten gesehen, dass ein weiterer Doppelmord passiert ist. Zwillinge«, sagte Montoya. »Derselbe Täter?«

»Sieht so aus.« Bentz umklammerte das Lenkrad so fest, dass seine Knöchel weiß hervortraten. Von

hinten bedrängte ihn ein schwarzer BMW. Montoya kannte die Geschichte mit dem Caldwell-Fall von vor zwölf Jahren, Bentz hatte sie ihm vor langer Zeit anvertraut. »Nachahmungstäter?«

»Glaub ich nicht.« Bentz wechselte auf die Ausfahrtspur, ordnete sich hinter einem alten Pick-up mit Gartengeräten ein und ließ den Blödmann in dem schwarzen BMW überholen. Der Fahrer musste an die neunzig Meilen draufhaben.

Dem BMW folgte ein anderer Wagen, der an Bentz' Escape vorbeizog.

Ein silberner Streifen.

Bentz blickte auf die Rücklichter und stellte fest, dass es sich um einen Chevy Impala handelte, ein älteres Modell. Am Steuer saß eine Frau mit rotbraunen Haaren ... und auf der Windschutzscheibe war ein Aufkleber. Das durfte doch nicht wahr sein! *Jennifer!*

Er ließ das Handy fallen. »Scheiße.« Er blinkte, gerade als der Fahrer eines roten VW-Käfers ebenfalls den Blinker setzte und auf die Ausfahrtspur drängte. Bentz ließ den Motor aufheulen, scherte nur wenige Zentimeter vor dem VW aus auf die Geradeausspur, dann gab er Vollgas. »Komm schon, komm schon!«, trieb er seinen Mietwagen an. Der

silberne Chevy, etwa eine Viertelmeile vor ihm, schoss über die Spuren. War das möglich? Auf keinen Fall.

Mit angespanntem Kiefer raste Bentz, so schnell er es riskieren konnte, zwischen Autos, Lastern und Vans hindurch und behielt dabei den silbernen Wagen im Blick. Als hätte die Fahrerin bemerkt, dass sie verfolgt wurde, setzte sie zu noch riskanteren Spurwechseln an und überholte rechts und links, um Abstand und andere Fahrzeuge zwischen sich und den Escape zu bringen. Doch Bentz rückte näher, holte auf.

Plötzlich schoss sie nach rechts, geriet ins Schleudern und hätte um ein Haar die Ausfahrt zum Sunset Boulevard verpasst. Bremslichter leuchteten auf. Hupen gellten. Der Impala verschwand die Abfahrtsrampe des Freeway hinunter. Bentz biss die Zähne zusammen und versuchte, dem Wagen zu folgen. Er scherte nach rechts aus, doch ein Minivan versperrte ihm den Weg. Eine Frau mit einem Handy-Headset, die überhaupt nicht wahrnahm, was um sie herum passierte, fuhr Stoßstange an Stoßstange hinter einem schwerfälligen Tieflader die Abfahrt hinunter. Es blieb keine Zeit, die beiden Fahrzeuge zu überholen - Bentz saß dahinter fest.

Er schlug mit der Faust gegen das Lenkrad. Was hätte er jetzt für Blaulicht und eine Sirene gegeben!

Er ging vom Gas und ließ sich hinter den Minivan zurückfallen. Als er vom Freeway herunter war, musste er an einer roten Ampel halten. Der Chevy war noch bei Gelb über die Kreuzung gerast. Frustriert umklammerte Bentz das Steuer, Minivan-Mom vor ihm plapperte in das Mikrophon ihres Headsets.

Bentz sah den Impala über eine weitere gelbe Ampel fahren. Er würde ihn nie einholen. *So nah und doch so fern …*

Kalifornisches Nummernschild ... Er blinzelte. Die letzten beiden Zahlen sahen aus wie zwei Sechsen, den Rest konnte er nicht erkennen.

Als die Ampel auf Grün sprang und Bentz endlich den Minivan überholen konnte, war der silberne Wagen außer Sichtweite.

Bentz durchstreifte die Gegend. Adrenalin kreiste durch seine Blutbahn, seine Nerven waren bis zum Zerreißen gespannt. Als er an einer roten Ampel stand, klingelte sein Handy erneut.

»Was zum Teufel ist denn bei dir passiert?«, fragte Montoya. Bentz erklärte es ihm.

»Du glaubst also, du hast dieselbe Frau auf dem

Freeway gesehen? Komm schon, wie hoch stehen denn da die Chancen?«

»Sie wusste, dass ich bei Lorraine Newell war.«

»Woher?«

»Keine Ahnung. Vielleicht ist sie mir gefolgt. Hat vorausgesehen, was ich tun würde.«

»Los Angeles ist eine große Stadt mit vielen dunkelhaarigen Frauen. Es war nicht Jennifer oder ihre Doppelgängerin.«

»Wenn ich es dir doch sage -«

»Was? Wenn du mir was sagst? Dass du in einer Stadt, in der Millionen von Menschen leben, ausgerechnet der Frau auf dem Freeway begegnest, nach der du suchst? Das ist ja wie die berühmte Nadel im Heuhaufen.«

»Es war derselbe Wagen, verdammt noch mal! Eine dunkelhaarige Frau saß am Steuer, und nein, ich habe ihr Gesicht nicht erkannt. Dafür habe ich flüchtig diesen Parklizenzaufkleber gesehen. Ein Kreuz war darauf, als gehörte das Krankenhaus zu einer christlichen Kirche.«

»Wenn du meinst.«

»Das Nummernschild endete mit zwei Sechsen, den Rest konnte ich nicht erkennen.«

»Und du bist dir sicher, dass es nicht 666 war?«

»Mir ist im Augenblick nicht nach Scherzen zumute.«

»Genau das ist das Problem, Bentz. Die ganze Sache, die diese Frau da abzieht, ist doch ein lahmer Witz. Wann wirst du endlich schlau und kommst nach New Orleans zurück? Hör mal, ich hab zu tun. Richtige Arbeit. Ruf mich an, wenn du zur Vernunft gekommen bist.« Montoya legte auf, woraufhin Bentz noch fast eine Stunde durch die Seitenstraßen kurvte.

Er blickte sich auf Parkplätzen um und suchte unter den vorüberfahrenden Autos nach dem silbernen Chevy. Es gab eine Menge silberner und grauer Wagen, in allen spiegelte sich das Licht des sonnigen, dunstigen Tages, doch der Impala war nicht darunter.

Schließlich gab Bentz auf und fuhr über Westwood und Beverly Hills nach Culver City. Er war schon fast an seinem Motel angekommen, als sein Handy erneut klingelte. Diesmal erschien keine Nummer auf dem Display. »Bentz«, meldete er sich.

»Fang mich doch, RJ«, hauchte eine weibliche Stimme. Das Herz rutschte ihm in die Hose. »Wie bitte?«

»Du hast mich schon verstanden.«

»Wer ist da?«, fragte er.

»Oh, ich denke, das weißt du.« Sie lachte, ein tiefes, spöttisches Lachen, das ihm das Blut in den Adern gefrieren ließ. »Es fällt dir bloß schwer, an das zu glauben, was du direkt vor Augen siehst. Ich bin zurück, RJ, und das Gute daran ist, dass du mich noch immer willst.«

Ich blicke in den Rückspiegel und sehe mein eigenes Lächeln. »Gut gemacht«, sage ich zu mir selbst. Rick Bentz dreht sich kopflos im Kreis, spürt sämtliche alten Bekannten seiner Ex-Frau auf und wühlt in der Vergangenheit - perfekt.

Es ist ein gutes Gefühl, zu wissen, dass ich ihn endlich drangekriegt habe. »Du Scheißkerl«, sage ich und denke an sein markantes Gesicht. »Du hast es verdient.« Noch während der Fahrt streife ich meine High Heels ab und fahre barfuß weiter, krümme die Zehen über dem Gaspedal. Am Handy habe ich seinen Frust gespürt - das war vielleicht ein Hochgefühl, ihm zu folgen und zu beobachten, wie er einem Geist hinterherweint!

Ich bin immer noch voller Adrenalin, und das soll auch so bleiben.

Als ich die Auffahrt zum Freeway erreiche,

schleudere ich das Handy auf den Beifahrersitz und kurbele das Fenster hinunter. Ja, es ist ein bisschen dunstig, aber schließlich ist das hier L.A. Natürlich herrscht Smog. Trotzdem weht mir während der Fahrt der Wind durchs Haar. Das Prepaid-Handy ist wunderbar. Keine Möglichkeit, den Anruf zurückzuverfolgen.

Armer Bentz. Er wird mich nicht finden, nicht, bevor ich es möchte. Er ist direkt in die Falle getappt, die ich ihm gestellt habe. Vielleicht dreht er jetzt durch.

Gut.

Er weiß nicht, dass ich ihn beobachtet habe, ihm gefolgt bin. Ich habe von seinem Besuch bei Shana McIntyre gewusst, und heute hat er Lorraine Newell, dieses Luder, aufgesucht. Mein Gott, sie ist wirklich ein elendes Miststück. Und was Bentz anbelangt: Liebe Güte, ist der Mann vorhersehbar!

Immer schon gewesen. Leute wie er ändern sich nie. Ich gebe Vollgas, dann blicke ich auf den Tacho und drossele die Geschwindigkeit ein wenig. Das ist jetzt kein guter Zeitpunkt, einen Strafzettel zu riskieren. Mein Herz pocht wie wild. Zeit, die Dinge ein wenig anzuschieben.

Bei dem Gedanken wird mir warm. Mein

Spiegelbild zwinkert mir zu. »Cleveres Mädchen«, sagte ich und erwäge meinen nächsten Schritt. Bentz wird nicht wissen, wie ihm geschieht.

17

Hayes klappte die Aktendeckel zu und lehnte sich auf seinem Schreibtischstuhl zurück, der protestierend quietschte und die Kakophonie aus klackernden Computertastaturen, klingelnden Telefonen und lebhaften Gesprächen um ein weiteres Geräusch ergänzte. Das Ganze wurde noch übertönt vom ewigen Dröhnen der alten Klimaanlage. Jemand lachte, ein paar Schreibtische weiter spuckte der Drucker Seiten aus. Trinidad nahm eine Aussage von einer langbeinigen Schwarzen auf, vermutlich eine Zeugin bei einem der offenen Fälle. Sie hatten mehr als genug Morde aufzuklären, trotzdem drehte sich im Department alles um den Doppelmord an den Springer-Zwillingen. Das war ein Verbrechen, das sowohl die Aufmerksamkeit der Medien als auch der entsetzten Öffentlichkeit erregte. Reporter riefen an und hielten den für die Öffentlichkeitsarbeit zuständigen Beamten genauso auf Trab wie die Detectives,

die mit dem Fall befasst waren.

Die Zeit verstrich, und sie hatten noch keine ernstzunehmenden Hinweise.

Hayes ergriff seinen Pappbecher mit Eistee, den er seit dem Mittag hatte stehen lassen. Die Eiswürfel waren bereits geschmolzen. Er trank einen großen Schluck und merkte, dass die Pappe schon aufweichte.

Er hatte den Tag damit verbracht, noch einmal die Akte Caldwell durchzugehen, und versucht, einen Hinweis zu finden, der vor zwölf Jahren möglicherweise übersehen worden war.

Er war auf keinen gestoßen.

Nachdem Bentz abgehauen war, hatte Trinidad einen neuen Partner zugeteilt bekommen, einen weiblichen Detective namens Bonita Unsel, die inzwischen nicht mehr beim Department war. Mit Bledsoes Hilfe hatten sie und Trinidad den Fall vorschriftsgemäß bearbeitet, aber der Einundzwanziger-Killer war ungestraft davongekommen. In Gedanken bei dem Fall, trank Hayes seinen Eistee aus und scrollte am Computer durch die Tatortfotos. Er hatte sich einen Karton mit Beweismitteln bringen lassen, und als er sie durchgekämmt hatte, stellte er fest, dass das Band, das der Mörder bei seinem ersten

Doppelmord verwendet hatte, identisch war mit den Bändern, mit denen die Springer-Zwillinge gefesselt und geknebelt gewesen waren. Der Scheißkerl hatte genau dieselben Mordwerkzeuge wieder verwendet, bis hin zu dem festen roten Band mit dem Draht im Innern - ein Band, das man benutzte, um ausgefallene, teure Weihnachtsgeschenke zu verzieren. Vor Jahren hatte das Department den Hersteller dieses Geschenkbandes ausfindig gemacht und Vertreiber und ortsansässige Geschäfte überprüft, nur um dann mit leeren Händen dazustehen. Sie hatten weder Fingerabdrücke noch sonstige Hinweise auf potenzielle Tatverdächtige gefunden. Freunde, Angehörige und Klassenkameraden der Opfer waren stundenlang verhört worden - jede Menge Vernehmungen, die zu keinem Ergebnis geführt hatten.

Der Hauptverdächtige war ein Junge namens Chad Emerson gewesen, der sich mal mit dem einen, dann mit dem anderen Mädchen verabredet hatte, doch sein Alibi war wasserdicht, und er schien ernsthaft am Boden zerstört zu sein. Genau wie der ältere Bruder, Donovan, wenngleich sich Bledsoe sicher gewesen war, dass er etwas mit dem Mord an seinen Schwestern zu tun hatte. Offenbar hatte er Delta und

Diana die Aufmerksamkeit geneidet, die ihnen zuteil wurde. Doch Eifersucht war an sich kein Verbrechen und auch nichts Außergewöhnliches. Trotzdem nahm sich Hayes vor, beide Verdächtige noch einmal zu überprüfen und herauszufinden, ob es irgendeine Verbindung zu den Springer-Zwillingen gab. »He!«

Er blickte auf und sah Detective Dawn Rankin auf seinen Schreibtisch zukommen. Sie warf einen Bericht in seinen Eingangskorb. »Ich hab's dir schon per E-Mail geschickt, aber ich dachte, du willst einen Ausdruck. Die Schießerei in West-Hollywood. Zeugenaussagen.«

»Kein Versehen?«

Sie schüttelte den Kopf. »Sieht so aus, als käme es zu einem Verfahren. Unheimlich, nicht? Beste Freunde, und dann tötet einer den anderen wegen einer Frau.«

»Dummheit kennt keine Grenzen.«

»Das kannst du wohl sagen.« Sie verzog ihr Gesicht zu einem boshaften Grinsen. »Ich habe gehört, dass Rick Bentz wieder da ist und Nachforschungen zum Tod seiner Frau anstellt.«

»Ex-Frau, aber sonst hast du recht.«

»Was soll das Ganze?« Dawn kniff die Augenbrauen zusammen und zwang sich zu einem

Lächeln, das sich nicht in ihren Augen spiegelte. Sie war eine schöne Frau, zierlich, gepflegt, mit einer ebenmäßigen Haut, die nur wenig beziehungsweise gar kein Make-up brauchte.

»Ich bin mir nicht sicher. Er denkt, jemand will ihn glauben machen, er sei verrückt geworden, ihn dahingehend manipulieren, dass er meint, Jennifer sei noch am Leben.«

»Er hat die Leiche doch selbst identifiziert.«

»Das ist schon klar.« Hayes verspürte einen Anflug von Kopfschmerz. »Ich hätte nie gedacht, dass er in eine solche Falle hineintappt. Ich dachte immer, wenn sich jemand mit ihm anlegen will, würde er ihn einfach abblitzen lassen.«

»Es sei denn, er *will* glauben, dass sie noch am Leben ist.« Sie machte eine resignierende Handbewegung. »Ich bin nie aus ihm schlau geworden.«

Hayes erinnerte sich: Bentz hatte früher einmal eine kurze Beziehung mit Dawn gehabt, doch trotz ihres flüchtigen Interesses schien sie längst über ihn hinweg zu sein, obwohl Gerüchte besagten, dass ihre Trennung sehr unschön war. »Ich habe den ganzen Nachmittag mit Leuten geredet, die die Springer-Zwillinge kannten. Ich habe auch die Freunde der

Mädchen ausfindig gemacht. Beide Jungs haben ein Alibi, aber der eine, Kurt Jones, der Freund von Lucy, ist aktenkundig. Nichts Ernstes oder Gewalttätiges, sondern Drogengeschäfte. Es heißt, er sei ein Dealer.« Sie schüttelte den Kopf. »Kleinkram. Ich glaube nicht, dass er unser Mann ist.«

»Unwahrscheinlich, dass er mit den Caldwell-Zwillingen in Verbindung gebracht werden kann.«

»Alt genug ist er, aber nicht die Art Irrer.« Bledsoe kam herbeigeschlendert und hörte den Schluss des Gesprächs mit. »Sagt nicht, ihr redet über meinen Lieblings-Ex-Detective.« Er zog eine Grimasse. »Das musste ja so kommen, dass er hier aufkreuzt, wenn der Einundzwanziger-Killer aus der Versenkung auftaucht. Vielleicht hat der Mörder ja gerade deshalb wieder zugeschlagen, weil er weiß, dass Bentz in L.A. ist, nur um Salz in die Wunde zu streuen und ihn wütend zu machen.«

»Aber sicher, genau so gehen Serienmörder vor«, sagte Dawn, offenbar verärgert über seine Einmischung. Bledsoe schaffte es immer wieder, andere ungewollt auf die Palme zu bringen. »Als Nächstes behauptest du wohl, Bentz habe die Springer-Zwillinge umgebracht.«

»Nein. Er ist ein Scheißkerl, aber kein Killer ...

andererseits war da die Geschichte mit dem Valdez-Jungen. Bentz hat ihn abgeknallt.«

»Ein Unfall«, sagte Dawn. »Das ist eine miese Unterstellung, selbst für dich.«

»Ich bin bloß kein großer Fan von Zufällen«, sagte Bledsoe und hob abwehrend die Hände. Sein Telefon klingelte, und er marschierte schnell von dannen, das Handy ans Ohr geklemmt.

»Blödmann«, sagte Dawn, durchwühlte ihre Handtasche nach der Schachtel Marlboro Lights und schaute dem Detective nach.

»Ich wusste nicht, dass du ein Bentz-Fan bist.« Ihr Blick richtete sich wieder auf Hayes. »Ein Fan? Ganz bestimmt nicht. Er ist genauso ein Mistkerl.« Sie riss die Schachtel auf. »Für diese Sorte Mann ist ein ganz besonderes Fleckchen in der Hölle reserviert.«

Eine Stunde vor Einbruch der Dämmerung fuhr Bentz nach Santa Monica, ein Ort, dessen Name in seinen Gesprächen mit Shana und Lorraine gefallen war und der in seinem Leben mit Jennifer eine Rolle gespielt hatte. Eine ziemlich wichtige Rolle, wenn man bedachte, dass sie sich dort zum ersten Mal geliebt hatten. Er fand einen Parkplatz am Straßenrand und wollte eben den Wagen absperren,

als er seinen Gehstock auf dem Rücksitz liegen sah. Seit er »Jennifer« im Saint Miguels Inn in San Juan Capistrano nachgejagt war, hatte der nagende Schmerz in seinem Bein wieder zugenommen. Er packte das verdammte Ding und ging damit Richtung Meer.

Bentz unterquerte die Brückenverbindung zum Pier, und obwohl es noch nicht ganz dunkel war, strahlten die Neonlichter des Vergnügungsparks über das Wasser. Eine auf Säulen gebaute Achterbahn erhob sich über die anderen Fahrgeschäfte, die Schreie der Passagiere übertönten das Rattern der Wagen auf den Stahlschienen. Noch größer war das gigantische Riesenrad »Pacific Wheel«, das sich langsam hoch oben über dem Wasser drehte und den Fahrgästen einen Blick aus der Vogelperspektive über die Strände und Ladenfronten bot.

Rick starrte auf das blinkende Schild. Wie oft hatten Jennifer und er mit Kristi einen Ausflug in den Pacific Park gemacht? Wie oft waren sie mit ihr ins Aquarium gegangen? Hatten Hotdogs gegessen? Waren barfuß durch den Sand gelaufen?

Sein Magen verkrampfte sich.

Er erinnerte sich an verschiedene Abende, an denen seine Frau und er allein hierhergekommen waren,

ohne ihre Tochter. Sie hatten in einem der Hotels in Strandnähe ein, zwei Drinks bestellt, waren anschließend den Pier entlangspaziert und hatten die salzige Gischt des Ozeans auf ihrer Haut genossen.

Trotzdem hatte sie noch Zeit gefunden, sich mit James zu treffen.

Rick strich sich über den verspannten Nacken und beschloss, nicht am Strand entlangzuschlendern und dabei in alten Erinnerungen zu versinken. Der Schmerz in seinem Bein würde ihm ohnehin nicht erlauben, durch den Sand zu stapfen. Er betrat ein lärmiges kubanisches Restaurant, das in leuchtenden Primärfarben gestrichen war, und zwar seit Jahren. Die viereckigen Tische im Gastraum waren durch halbhohe Wände und Topfpalmen voneinander abgetrennt. Eine flotte Karibikmelodie tönte durch die Räume. Obwohl das Restaurant voll war, hatte Rick Glück und wurde zu einem Tisch in Fensternähe geführt, wo er den restlichen Sonnenuntergang durch die Scheibe betrachtete. Wegen des Nebels, der den Horizont verschleierte, bot die im Pazifik versinkende Sonne heute nicht ihr bestes Schauspiel, so dass sich die Spaziergänger am Strand und auf dem Pier bald wieder zerstreuten.

Jennifer und er waren ein paarmal in diesem

Restaurant gewesen, hatten sogar einen ihrer Geburtstage hier gefeiert, doch die Erinnerung daran war verschwommen, und er gab sich keine große Mühe, sie wieder heraufzubeschwören. Er fragte sich, ob sie es gewagt hatte, hier mit James essen zu gehen, auch wenn ihm das nichts ausgemacht hätte. Vor langer Zeit war er verletzt gewesen wegen ihrer Affäre. Beim zweiten Mal war der Schmerz schon weniger schlimm. Er hatte halb damit gerechnet und war darauf vorbereitet, geschützt durch seinen eigenen emotionalen Panzer. Was war also mit der Frau, die den silbernen Impala gefahren hatte? Wie zum Teufel hatte sie ihn gefunden? Vielleicht war die flüchtende Fahrerin nichts anderes als eine Ausgeburt seiner Fantasie, ein Hirngespinst, heraufbeschworen durch dieses ganze Fiasko. Es wäre durchaus möglich, dass die Frau Jennifer lediglich ähnelte und seine durchgeknallte Psyche sie in die echte Jennifer umwandelte. *Du drehst durch,* höhnte sein Verstand, was ihn ziemlich ärgerte, denn er war sich sicher, dass das genau das war, was die Person, die hinter diesem ausgeklügelten Schwindel steckte, erreichen wollte.

Rick bestellte eine Schale Schwarze Bohnensuppe und Schweinefleisch-Adobo. Beide Gerichte

schmeckten sogar noch besser, als er es in Erinnerung hatte. Das Schwein war saftig, die Suppe gut gewürzt - die Erinnerungen waren zartbitter.

Als es dunkel wurde und die Lichter angingen, spazierte er, auf seinen Gehstock gestützt, den Pier entlang. Ohne großes Interesse spähte er zu dem alten Karussell mit den handgeschnitzten Pferden hinüber, das im Nebel verschwamm. Seine Gedanken kreisten um die Frau in dem silbernen Wagen, den Mörder der Zwillinge, die seltsamen Telefonanrufe und den »Geist«, den er im Innenhof der verfallenen Mission San Capistrano gesehen hatte. Es ging um etwas Persönliches. Wer immer hinter dieser Sache steckte, wusste, wie er ihn fertigmachen konnte, und hatte viel Zeit damit verbracht, einen Plan auszutüfteln. Er bezweifelte, dass der Drahtzieher jemand war, den er verhaftet und ins Gefängnis gesteckt hatte. Wenn es ihm einer von den Typen heimzahlen wollte, würde er kurzen Prozess machen und auf ihn schießen, ihn auf der Straße niederstechen oder seinen Wagen in die Luft jagen. Das hier war etwas anderes. Jemand wollte Psychospielchen mit ihm treiben. Jemand, dem er persönlich unrecht getan hatte. *Jennifer*.

Sie war die Einzige, der er nie vergeben hatte, und das hatte er sie spüren lassen. Selbst als sie einen

zweiten Versuch wagten, war Bentz auf der Hut gewesen. Misstrauisch. Hatte darauf gewartet, dass die nächste Bombe hochging. Und sie war hochgegangen. Mit voller Wucht.

Er kam an einem Laden vorbei, in dem Sonnenbrillen und Strandutensilien verkauft wurden, doch er achtete kaum darauf. Jetzt gelangte er an den Teil des Piers, der in den Pazifik und den immer dichter werdenden Nebel ragte. Der Nebel verwirbelte im Licht der Straßenlaternen und bildete einen gespenstisch leuchtenden Schleier, durch den er kaum etwas erkennen konnte. Mittlerweile war es Nacht geworden.

Nur eine Handvoll Spaziergänger war noch unterwegs. Ein junges Pärchen, der Mann mit Mütze und Schlabbershorts, das Mädchen mit hochgesteckten blonden Haaren, saß eng umschlungen auf einer Parkbank und hatte die Welt um sich herum vergessen.

Junge Liebe. Bentz dachte an Olivia und was für ein Gefühl sie ihm gab, wenn sie allein waren. Als wäre er der einzige Mann im Universum. *Reifere Liebe.* Er zog gerade sein Handy aus der Tasche, um sie anzurufen, als er einen alten Mann bemerkte, der eine Zigarre rauchend am Geländer lehnte. Er trug

einen wohlgestutzten Ziegenbart und Glatze und ertrank fast in seiner Jacke, die ihm ein paar Nummern zu groß war. Ein schlanker Jogger mit Baseballkappe beugte sich vor, die Hände auf den Knien, und verschnaufte nach dem Workout. Weiter westlich, Richtung Pierende, stand eine Frau im Nebel. Bentz stutzte.

Die langen dunklen Haare fielen ihr über den Rücken, sie trug ein rotes Kleid und hatte das Gesicht von ihm abgewandt Richtung Meer.

Jennifer! Sie hatte auch ein solches Kleid besessen. Bentz' Herz setzte einen Schlag lang aus. *Hatte,* ermahnte er sich selbst. Sie *hatte* ein Kleid wie das besessen, das die Frau trug, ein knielanges, glänzendes, ärmelloses Etwas mit schmaler Taille ... Verflucht noch mal, es sah genauso aus wie das von seiner Ex-Frau! Er erinnerte sich, dass Jennifer es ihm nach einem Einkaufsbummel gezeigt hatte. »Wie findest du's?«, hatte sie gefragt und sich vor ihm gedreht, so dass sich das Kerzenlicht in den weichen Falten der roten Seide fing. »Es ist hübsch.«

»Oh, komm schon, RJ«, hatte sie gegurrt. »Es ist weit mehr als >hübsch<.«

»Wenn du das sagst.«

Sie hatte gelacht und den Kopf zurückgeworfen.

»Ja, das sage ich. Ich finde, es ist sexy. Oder absolut umwerfend.« Sie hatte eine ihrer dunklen Augenbrauen hochgezogen und war durch den Flur zurück ins Schlafzimmer gelaufen, und er war ihr gefolgt wie ein Fisch an der Angel. Seine Finger krümmten sich um den Griff seines Gehstocks.

Geh nicht dorthin, befahl er sich. Er stellte fest, dass die Frau auf dem Pier barfuß war. Jennifer ist am Strand immer barfuß gegangen. Ach, zur Hölle, nun halte doch nicht jede schlanke, barfüßige Frau mit mahagonibraunem Haar für Jennifer! Nein!, korrigierte er sich selbst. Halte nicht jede schlanke, barfüßige Frau mit mahagonibraunem Haar für die Frau, die vorgibt, deine Ex-Frau zu sein. Trotzdem hinkte er, angezogen von dem Bild, Richtung Westen zum Meer. Seine Augen waren fest auf die Frau gerichtet und suchten nach etwas, das sie als Schwindlerin entlarven würde, doch sie war zu weit weg und der Nebel zu dicht. Er ging schneller. Als hätte sie ihn bemerkt, trat sie vom Geländer zurück und ging schnellen Schrittes zum Ende des Piers, wo der Nebel noch heftiger waberte und sie gänzlich umhüllte.

Bentz schluckte mühsam und überlegte, was er zu ihr sagen sollte. Sein Puls hämmerte. Dieses Mal

würde sie ihm nicht entkommen. Diesmal konnte sie nicht davonlaufen.

Trotzdem schien sie genau das vorzuhaben. Er spürte es.

Er lief schneller und schneller, sein Gehstock klopfte stackatoartig auf die Holzplanken, sein Bein pochte.

Er hatte keine Zeit, sich um den Schmerz zu kümmern.

Beeil dich, beeil dich, beeil dich, schnapp sie dir!

Und was würde er tun, wenn er ihr auf die Schulter tippte und sie gar nicht seine Ex-Frau war?

Nun mach dir doch darüber keine Gedanken! Du solltest dir vielmehr Sorgen machen, dass sie es ist. Was dann, Bentz? Was, wenn sie die verdammte Doppelgängerin oder, noch schlimmer, Jennifer höchstpersönlich ist? Kein Geist. Deine Ex-Frau!

Auch sie hatte es jetzt eilig, rannte mit ihren nackten Füßen zum Ende des Piers, ihre Beine blitzten unter dem Rocksaum des roten Kleides hervor.

Sein Bein tat höllisch weh, die verspannten Muskeln standen in Flammen, und seine Hüfte schmerzte. Trotzdem setzte er zu einem Spurt an, als er sah, wie sie in die tief wabernden Nebelstreifen eintauchte.

Wohin wollte sie? Sie rannte direkt in die schwarze Nacht am Pierende hinein.

Bentz' Lungen brannten, als sie schließlich innehielt und sich auf das Geländer stützte. Endlich! Jetzt hatte er endlich die Gelegenheit, sie zur Rede zu stellen. Doch einen Moment später zog sie sich am Geländer hoch. Was zum Teufel ...? Ohne zu zögern, kletterte sie auf die oberste Strebe und schwang sich hinüber. Um Himmels willen, sie würde doch nicht springen! Oder doch? Das sah ihr ähnlich. Verrückte, waghalsige Jennifer.

»Nein!«, schrie er.

Schwankend balancierte sie auf der schmalen Kante und warf einen Blick über die Schulter. Bentz nahm ihr schönes Gesicht in sich auf, ihren Blick. Sie schaute kurz in das schwarze Wasser, das um die Stützpfähle wirbelte, schätzte die Entfernung ab, die Tiefe. *O Gott, sie wollte wirklich springen!*

»Stopp! Jennifer!«, schrie er.

Da stand sie, vom Nebel umhüllt - und dann entschwand sie seinem Blick. Offenbar war sie tatsächlich gesprungen. »Nein! Jen!« Von Furcht getrieben, stürzte er vorwärts. »O Gott!«

Was zur Hölle war passiert? Seine Augen suchten die Dunkelheit ab. Hatte er ein Platschen, abgesehen

von dem der Wellen, vernommen? Ja?

Nein?

Gott, wo war sie?

Verwirrt blickte er nach unten und rechnete schon damit, sie an der Brüstung hängen zu sehen. Doch dann biss er die Zähne zusammen und lief zu der Stelle, wo sie über das Geländer geklettert war. Das wogende Wasser unter ihm war schwarz wie Tinte, kein Schwimmer, nichts zu sehen. Keine Jennifer. Er schrie. Rief ihren Namen.

Er hatte nur seine kleine Stifttaschenlampe dabei, doch er musste nachsehen. Vorsichtig kletterte Bentz über das Geländer und setzte seine Füße auf den schmalen Vorsprung. Mit der linken Hand umklammerte er das Geländer, mit der rechten leuchtete er in die Tiefe, doch der schwache Strahl durchschnitt kaum den Nebel, geschweige denn, dass er viel von dem schwarzen Wasser erhellte.

»Jennifer! Mein Gott! Jennifer!«

»He, Sie da!«, rief jemand aufgeregt.

Doch Bentz blickte nicht auf und hielt die Augen auf den aufgewühlten, dunklen Pazifik unter ihm gerichtet. Wo war sie? Hielt sie sich irgendwo versteckt? Hatte sie sich unter Wasser verfangen? Oder war das alles nur Einbildung? War überhaupt

wirklich eine Frau auf dem Pier gewesen? Er wusste es nicht, aber er konnte sie nicht ertrinken lassen, wer immer sie war. »Verdammter Mist!«

Er ließ los und stürzte mit rasender Geschwindigkeit in die Tiefe.

Ein Ruck fuhr durch seinen schmerzenden Körper, als er hart auf die Wasseroberfläche prallte und in die Tiefe sank. Die Kälte ging ihm durch und durch. Tiefer, tiefer, tiefer. In die nächtliche See. Er streifte Schuhe und Jackett ab, hielt die Augen trotz des beißenden Salzwassers geöffnet und versuchte, in der undurchdringlichen Dunkelheit des endlosen Pazifiks etwas zu erkennen. Nichts!

Mit angehaltenem Atem suchte er das tintenschwarze Wasser ab. Sie musste hier irgendwo sein. Ganz in der Nähe. *Wo bist du? Um Himmels willen, Jennifer!* Seine Lungen drohten zu bersten, er strampelte, um Auftrieb zu bekommen, und stieß heftig den Atem aus, als er die Wasseroberfläche durchbrach. Dann schnappte er nach Luft und fluchte.

Wohin zum Teufel war sie verschwunden? Wohin, verdammt noch mal?

Er schüttelte die Haare aus den Augen und wünschte, sie würde auftauchen.

Komm schon. Komm schon!

Gib's auf, Bentz, ermahnte ihn sein Verstand. Es gibt sie nicht. Das weißt du. Du jagst einem Hirngespinst hinterher.

Furcht, kalt wie der Ozean, durchfuhr ihn. Er wurde wahnsinnig. Das war die Wahrheit. Ach, du liebe Güte ... *Gib nicht auf! Du hast sie gesehen!*

Er trat Wasser und ließ den Blick umherschweifen - unter dem Pier, entlang der Pfähle, über das Ufer und die düstere, kabbelige Wasserfläche weiter draußen. Kein Zeichen von einer Frau in einem roten Kleid. Auch sonst war niemand zu sehen. Er drehte sich um die eigene Achse, atmete flach und blickte suchend über die Wellen - vergeblich. Wo war sie? Wohin war sie verschwunden?

Oben riefen Leute, und er schwamm zwischen die Stützpfähle unter dem Pier. Keiner hatte sich an einen der Balken geklammert, keiner trieb in den tanzenden Wellen. »Jennifer!«, rief er. Seine Stimme hallte übers Wasser. Er hielt sich an einem mit Rankenfußkrebsen überwucherten Pfeiler fest. *Wo bist du?*

»Jennifer!«, rief er noch einmal und spuckte Wasser aus. Der salzige Geruch stach ihm in die Nase, Wellen schlugen über ihm zusammen, die Strömung zerrte an seiner nassen Kleidung. Er sah nichts, und

er hörte auch nichts außer den Stimmen hoch über seinem Kopf und dem Hall der Füße auf den Planken. Noch immer versuchte er, sie zu entdecken oder einen Hinweis darauf, dass sie hier gewesen war. Er ließ den Stützpfahl los, trat erneut Wasser und blinzelte angestrengt in den Nebel - in der Hoffnung, eine Bewegung in dem langen Streifen Dunkelheit unter dem Pier zu erkennen. Doch er sah nichts.

Nur Dunkelheit ... das Spiel von Schatten weiter hinten, unter dem Überbau, wo Straßenlaternen eine verschwommene Helligkeit im wabernden Nebel verbreiteten. Wie ein leuchtender Schemen erhoben sich die Neonlichter des Vergnügungsparks aus dem Dunst. Unwirklich. Surreal. Jennifer, oder wer immer sie in Wirklichkeit war, war verschwunden. Schaudernd fühlte er, wie ein Fisch an ihm vorbeiglitt. Er ließ los und schwamm.

Sie hat dich auf den Pier gelockt... das ist Teil ihres Plans. Mach dir jetzt bloß keine Vorwürfe. Sie ist nicht da. Du bist allein.

Die Stimmen über seinem Kopf wurden lauter, und es waren jetzt mehr. Von hier unten klangen sie geisterhaft, gedämpft von Nebel und See.

»Ich sag doch, ich hab ihn gesehen. Ein Mann ist ins Wasser gesprungen!«

»Du hast ihn gesehen? In diesem Nebel?«

»Ja, verdammt noch mal! Irgendein Spinner hat einen Kopfsprung von der Pierbrüstung gemacht.«

»Einen Kopfsprung? Barney, dir ist mal wieder der Tequila nicht bekommen.«

»Mein Gott, und ich sage dir, ein Kerl im Anzug ist von dem gottverdammten Pier gesprungen!«

»Da unten ist nichts.«

»Wie kannst du das behaupten? Du kannst doch im Nebel kaum etwas erkennen!«, beharrte Barney. »Ich hab die 911 angerufen. Die Polizei müsste jeden Moment eintreffen.« Gut, dachte Bentz. Er könnte ein wenig Hilfe gebrauchen. Er schwamm unter den Pier auf den Strand zu und ließ sich mit den hereinrollenden Wellen treiben. Als er durchs flache Wasser ans Ufer watete, erfasste ihn von oben der Strahl einer Taschenlampe. »Da ist er!«

»Ich hab's dir ja gesagt!«, ließ sich Barney vernehmen, und andere Stimmen fielen ein. Oben auf dem Pier hatte sich eine Menschenmenge versammelt. Das Geräusch einer Sirene gellte durch die Nacht und kam rasch näher. Bentz rappelte sich auf und hinkte durch den nassen Sand, durchgefroren bis auf die Knochen.

Die Lichter der Stadt flackerten, das Riesenrad warf

ein unheimliches Zerrbild auf das schimmernde Meer. Er dachte an Jennifer in der kalten dunklen Bucht. Hielt sie sich dort versteckt, lachte über ihn und freute sich, weil sie ihn dazu gebracht hatte, von der Brüstung zu springen? Oder hatte sie sich unter Wasser verfangen, in Seegras verheddert, und starrte nun blicklos nach oben, während sich das rote Kleid wie ein Leichentuch auf ihre totenblasse Haut legte? *Reiß dich um alles in der Welt zusammen!* Er wischte sich mit zitternder Hand übers Gesicht. Mehrere Leute kamen auf ihn zugerannt. Das Pärchen, das er auf dem Pier gesehen hatte, war als Erstes bei ihm.

»He, Kumpel, alles in Ordnung?« Der Mann war in den Zwanzigern und hatte seine Mütze tief über seine Locken gezogen. Er schien wirklich besorgt zu sein und rief über die Schulter: »Hat jemand eine Decke oder was Ähnliches?«

»Es geht mir gut.« *Mir ist nur kalt, ich hin müde, und ich habe Angst, dass ich den Verstand verliere.* Bentz hustete. Er konnte nicht aufhören zu zittern. »Da war eine Frau auf dem Pier - sie ist ins Wasser gesprungen, und ich bin ihr hinterher.«

Die blonde Freundin des Mannes schüttelte den

Kopf. »Ich habe keine Frau gesehen.«

»Sie stand ganz am Ende des Piers.«

»Sind Sie deswegen losgerannt?«, fragte die Freundin. »Ich hab gesehen, wie Sie Ihren Stock weggeworfen haben.«

Bentz nickte. Das Sirenengeräusch wurde lauter. »Und wo ist sie jetzt?«

»Keine Ahnung, wir müssen eine Suchaktion starten.« Mit blinkenden Lichtern kam der Streifenwagen unten am Strand zum Stehen. Zwei Officer stiegen aus. »Er hat einen Schock«, sagte der ältere Mann, der am Geländer gestanden und eine Zigarre geraucht hatte. Bentz schüttelte den Kopf und hob die Hand, um weiterem Unsinn vorzubeugen. »Nein. Wirklich nicht. Ich friere nur. Und ganz im Ernst: Ich habe eine Frau von dem Pier springen sehen.«

»Los!« Ein paar Männer schickten sich an, zum Wasser hinunterzulaufen, wenngleich Bentz wenig Hoffnung hegte, dass sie sie finden würden. Jennifer oder ihre Doppelgängerin war verschwunden. Wieder einmal.

Der Alte zog seine viel zu große Jacke aus, die nach verbranntem Tabak roch, und reichte sie Bentz. »Hier. Die können Sie gebrauchen.«

Ohne die Augen von der Strandlinie zu wenden, wo die Männer mit ihrer Suche begannen, steckte Bentz dankbar die Arme in die warmen Ärmel. »Sir?«, rief eine tiefe Stimme.

Bentz drehte sich um und sah zwei Beamte, die aus dem Streifenwagen gestiegen waren und über den Strand auf ihn zueilten. Ein Feuerwehrwagen und ein Rettungsfahrzeug trafen ein.

»Die Sanitäter sind da und können sich um Sie kümmern«, sagte einer der Uniformierten.

»Es ist schon in Ordnung. Ich bin Polizist.« Bentz steckte die Hand in die Hosentasche und stieß zum Glück auf seine durchtränkte Brieftasche und die Dienstmarke, die er dem Officer reichte. »Ich brauche keine medizinische Hilfe. Es geht mir gut, wirklich, aber vielleicht möchten Sie den Such- und Rettungsdienst losschicken. Ich habe eine Frau von dem Pier springen sehen.«

Der Polizist nickte und blickte Bentz prüfend an. »Sir, Sie sollten sich besser untersuchen lassen.«

»Alles, was ich brauche, ist eine Zigarette und jemanden, der Detective Jonas Hayes von der Mordkommission des LAPD anruft.«

»Gibt es einen Toten?«

Bentz schüttelte den Kopf. »Hayes ist ein Freund

von mir.« Er zwang sich zu einem Lächeln, als ihm der junge Mann eine Camel und ein Feuerzeug hinhielt, die erste Zigarette nach langer, langer Zeit. Er nahm einen kräftigen Zug und spürte den warmen Rauch in der Lunge. Blies ihn aus. »Ich habe mal für das LAPD gearbeitet.«

18

»Zum Teufel, Bentz, ich habe wichtigere Dinge zu tun, als deinen Babysitter zu spielen.« Hayes war genervt und versuchte keine Sekunde, seine Verärgerung zu verbergen. Es war seine Idee gewesen, sich mit Bentz in der Bar einen halben Block vom So-Cal Inn in Culver City zu treffen.

Bentz starrte missmutig in den großen Spiegel über der Theke, der das langgestreckte, schmale Lokal in seiner ganzen Länge widerspiegelte. Über dem gekachelten Tresen hingen Pendelleuchten, die aus den Sechzigern zu stammen schienen. »Wie geht's mit dem Springer-Doppelmord voran?«, fragte er schließlich.

»Du weißt, dass ich darüber nicht sprechen darf.« Hayes nippte an seinem Manhattan, während Bentz sein alkoholfreies Bier unberührt ließ. »Aber ... wir

haben noch keine wirklich brauchbaren Hinweise. Nur jede Menge unbrauchbare.« Mit einer Handbewegung wischte er das Thema beiseite. »Du glaubst also immer noch, dass Jennifer am Leben ist und dich verfolgt? Und dass sie einen Kopfsprung in die Bucht von Santa Monica gemacht hat?«

»Ich glaube nicht, dass es Jennifer ist, aber sicher sein kann ich mir nicht. Nicht, solange es keine Exhumierung gibt. Ich versuche, das zu erreichen.«

»Interessiert mich nicht.« Hayes kochte immer noch. Seine Stirn war sorgenvoll gerunzelt, die Lippen waren geschürzt. »Ist deine Pistole nass geworden?«

»Hatte sie nicht bei mir. Lag im Handschuhfach. Aber mein Handy ist mausetot.« Bentz konnte von Glück reden, dass seine Pistole und der Umschlag mit den Fotos und der Sterbeurkunde im Auto verschlossen gewesen waren, wohlverwahrt und trocken. Sogar sein Gehstock war unversehrt geblieben, doch sein Jackett und die guten Schuhe lagen irgendwo auf dem Grund der Bucht von Santa Monica. Im Augenblick trug er seine alten Nikes.

Außerdem war er dankbar, dass Jonas die Sache mit den Polizisten geklärt hatte. Obwohl das Suchteam weder eine Leiche gefunden hatte noch eine

weibliche Schwimmerin oder zumindest einen Hinweis darauf, dass tatsächlich jemand von dem Pier gesprungen war, hatte Jonas der Polizei von Santa Monica versichert, alles sei »im grünen Bereich«.

Auch wenn er das selbst nicht glaubte. Nachdem das Gebiet großflächig abgesucht worden war, waren Feuerwehr- und Rettungswagen abgezogen, und die Beamten hatten Bentz' Aussage aufgenommen, ohne ihn vorzuladen. Hayes hatte ihm Zeit gelassen, im Motel zu duschen und die Klamotten zu wechseln, bevor sie sich in dieser Spelunke trafen.

Und jetzt war sein ehemaliger Kollege sauer. »Deine Besessenheit, was deine tote Frau angeht, ist nicht mein Problem, verstanden?«

»Verstanden.«

»Du kannst mich nicht einfach anrufen, Gefallen einfordern und die Polizei in deine verrückten Fantasien einbeziehen.« Bentz wollte schon widersprechen, aber Hayes wehrte ab. »Ich weiß, warum du hier bist, Bentz. Jemand will dich verarschen. Aber solange das nicht gegen irgendein Gesetz in meinem Zuständigkeitsbereich verstößt - nein, sagen wir, solange kein *Mord* in meinem Zuständigkeitsbereich geschieht -, möchte ich nichts

damit zu tun haben.« Er blickte Bentz aus seinen dunklen Augen besorgt an. »Geistig gesunde Menschen springen nicht mitten in der Nacht von Piers. Oder brechen in alte Inns ein und suchen nach Gespenstern. Sie jagen auch nicht Leuten nach, die in einen Bus einsteigen, oder rasen über den Freeway - ganz egal, wie viele Spinner nachts bei ihnen anrufen.

Und was die Besuche bei Familienmitgliedern und Freunden deiner toten Ex-Frau angeht, ganz zu schweigen von den Anrufen bei deinen ehemaligen Partnern beim Department, die der Ansicht sind, du hättest dich damals einfach aus dem Staub gemacht und sie mit der Verantwortung sitzengelassen - das sind keine Ermittlungen, Bentz, das ist Masochismus.«

Dem konnte Bentz nicht widersprechen. Trinidad und Bledsoe hatte ihm deutlich zu verstehen gegeben, was sie von seinem Angebot hielten, sie bei den Ermittlungen zu unterstützen.

Hayes, der erst einmal Dampf abgelassen hatte, trank langsam seinen Manhattan aus, stellte das Glas ab und schüttelte den Kopf. »Hör auf meinen Rat, Bentz. Kehr zurück nach New Orleans, zu deiner Frau. Erinnerst du dich? Die Frau, die am Leben ist.

Geh zu ihr zurück und vergiss das Ganze.«

Wenn ich das nur könnte, dachte Bentz.

»Danke für den Drink.« Hayes verabschiedete sich, und Bentz nahm einen großen Schluck alkoholfreies Bier.

L.A. zu verlassen war keine Alternative. Zumindest noch nicht.

Die Dusche tut gut. Heißes Wasser rinnt über meinen Körper, während ich mir in Erinnerung rufe, was auf dem Pier passiert ist. Ich wusste, dass Bentz den Köder schnappen würde, und es war herzerwärmend, zu beobachten, wie er sich bemühte, »Jennifer« einzuholen.

»Dummkopf«, flüstere ich. Ich schäume mir die Haare ein und spüle sie aus. Dann grinse ich wieder, als ich mir sein gequältes Gesicht vorstelle. *Perfekt!*

Ich stelle das Wasser ab und wickele mich in ein Handtuch, wobei ich über meinen nächsten Schritt nachdenke. Wie ich es liebe, die Dinge voranzutreiben! Aber ich werde geduldig sein.

Ich wringe mein Haar mit dem Baumwollhandtuch aus. Nackt beuge ich mich vornüber und stelle den Föhn an, sein schrilles Summen übertönt die Musik, die ich seit Stunden höre. Eine Mischung aus den

Achtzigern - Journey, Bruce Springsteen, Bon Jovi, The Pointer Sisters, Madonna und Michael Jackson -, auf voller Lautstärke und bei geöffnetem Fenster, damit Nachbarn und Passanten die Musik hören. Jeder wird beschwören, dass ich den ganzen Abend zu Hause gewesen bin. Mein Wagen, der draußen geparkt ist, würde das nur bestätigen. Clever, das Auto stehenzulassen. Ich bin zur Bushaltestelle gegangen und so weit wie möglich mit dem Bus gefahren, dann habe ich ein Taxi nach Santa Monica genommen. Auf dem Rückweg umgekehrt.

Es dauerte ganz schön lange, bis sich Bentz endlich dazu durchrang, nach Santa Monica zurückzukehren, genau wie ich es vermutet hatte. Ich hatte den richtigen Augenblick abpassen müssen, und der war glücklicherweise heute Abend gekommen. Ich lächele bei dem Gedanken, wie exakt ich meinen Plan B ausführen konnte. Wohlwissend, dass er irgendwann auf dem Pier aufkreuzen würde, wartete ich ab und vergewisserte mich, dass alles richtig lief.

Ich beobachtete, wie Bentz das Restaurant betrat. Während er aß, blieb mir gerade noch Zeit, die nötigen Vorbereitungen zu treffen.

Mit ziemlicher Sicherheit würde Bentz nach dem Essen beschließen, die Promenade

entlangzuschlendern und, auf seinen Gehstock gestützt, an Jennifer denken. Ich warf den Köder aus. Er biss an. Er jagte Jennifer nach wie der Wolf dem Lamm. Nur dass die Dinge nicht so liefen, wie er es sich vorgestellt hatte.

Ich strecke mich, wische das Glas ab und betrachte in dem beschlagenen Spiegel prüfend mein Spiegelbild. Mein Kopf wippt rhythmisch zu einem Fleetwood-Mac-Song, eins von Jennifers Lieblingsliedern.

Bentz wüsste die Ironie vermutlich zu schätzen.

Was für ein Idiot. Versucht, einen Traum wiederauferstehen zu lassen. Nährt sein eigenes Schuldgefühl. Geschieht ihm recht.

»Wart's nur ab, Ricky-Boy«, sage ich zum Spiegel. »Du hast ja keine Ahnung!«

Bentz rutschte näher an Olivia heran, zog sie an sich und spürte ihren nackten Körper an seinem. Sie lagen in ihrem Bett in Olivias Cottage in New Orleans. »Ich liebe dich«, flüsterte er, aber sie antwortete nicht und öffnete auch nicht die Augen.

Da war es wieder, das Geheimnis, das sie zum Schweigen zwang.

Doch obwohl sie die Lider geschlossen hielt, hob

sie instinktiv ihr Kinn, und er konnte nicht widerstehen. Allein ihre Nähe ließ das Blut heiß durch seine Adern wallen und sein Herz schneller schlagen. Sein Penis wurde hart. Voller Begierde küsste er sie.

Sie ging auf ihn ein, stöhnte in seinen geöffneten Mund und strich ihm mit den Fingern über die Arme. »Ich liebe dich«, sagte er wieder, und wieder schwieg sie. Obwohl ihr Körper bebte, ihre Haut heiß und ihre Lippen feucht waren, erwiderte sie nichts.

Hinter ihrer Leidenschaft, so spürte er, war etwas anderes verborgen, ein heftiges, ungestümes Sehnen, das nichts mit ihm zu tun hatte. Sie war meilenweit von ihm entfernt. Er verlor sie.

Obwohl sie sich liebten, entglitt sie ihm.

Ihr Duft stieg ihm in die Nase. Er fuhr mit der Zunge über ihren Hals und tiefer, schmeckte Parfüm und das Salz ihrer Haut.

Er küsste jeden Zentimeter von ihr, spürte, wie sie auf ihn reagierte, wie sie erschauderte. Er brannte vor Verlangen, sein Schwanz war steinhart.

Er befahl sich, langsam zu machen, ihr Genuss zu bereiten, doch sie war genauso rasend vor Lust wie er. Ihre Lippen waren voll und warm, und sie massierte fest seine Muskeln.

Er fuhr mit den Daumen über ihre Rippen, küsste ihre Brustwarzen und betrachtete sie. Schließlich öffnete sie die Augen. Die goldenen Iriden waren kaum zu sehen, die Pupillen erweitert, schwarz und rund.

Er glitt an ihrem Körper hinunter zu ihrem roten Spitzenslip, ein winziger String, der kaum etwas bedeckte, und blies seinen Atem auf ihren Bauch.

Sie verspannte sich. »Du kannst ein echter Scheißkerl sein«, flüsterte sie. Immerhin hatte sie etwas gesagt. Er nahm den Duft von Gardenien wahr, der wie ein Hauch in der Luft hing.

»Ich tue das Ganze nur für dich«, erwiderte er, den Mund dicht über ihrem Slip, diesem sündigen Stück Spitze. Sie wölbte sich ihm entgegen, als er es zwischen die Zähne nahm und es ihr abstreifte.

»Wirklich?« Ihre Haut wurde kühl. »Im Ernst? Nur für mich?«

»Für wen sonst?«, fragte er und glitt nach oben. Ihre Finger gruben sich tief in seine Kopfhaut und fügten der Lust ein Quentchen Schmerz hinzu. Mein Gott, er begehrte sie, und sie bebte vor Lust, wand sich unter ihm.

»Liwie«, flüsterte er und spreizte ihre Beine mit seinen Knien.

In einem atemlosen Augenblick drang er tief in sie ein und verlor sich mit Leib und Seele in dem Zauber seiner Frau. Das Blut pochte ihm in den Ohren, und er atmete kurz und abgehackt. Er stieß schneller und schneller zu, doch sie gab sich ihm nicht länger hin, und die Hitze ihres Körpers, die er verspürt hatte, kühlte ab bis zum Gefrierpunkt. Als er auf sie hinabblickte, hatte sie sich verändert, hatte sich in Jennifer verwandelt. Weiße Haut, mahagonifarbenes Haar, der rote String jetzt ein zerrissenes blutrotes Kleid. »Ich liebe dich«, sagte Jennifer, doch ihre Lippen bewegten sich nicht. Sie roch nach Brackwasser und Tod. Ihre gläsernen Augen waren direkt auf ihn gerichtet. Er bekam eine Gänsehaut, und das Blut in seinen Adern wurde so kalt wie der Ozean. Er versuchte, von ihr herunterzurollen, doch sie umschlang ihn, hielt ihn fest wie ein Schraubstock.

»Es ist deine Schuld, RJ«, sagte sie mit starren Lippen. »Deine!«

Bentz bäumte sich auf, versuchte, sich aus ihrer Umklammerung zu befreien - und schlug die Augen auf. Er lag in seinem Bett im So-Cal Inn. Allein. Ohne Olivia. Ohne Jennifer. Allein mit seiner Schuld. Seiner verdammten Schuld. Er stieß die Luft aus und

stellte fest, dass er schweißgebadet war. Der Traum war so real gewesen! So aufrüttelnd und beängstigend. Er wollte Olivia anrufen, doch ein Blick auf die Uhr sagte ihm, dass es null Uhr siebenundvierzig war. Etwa drei Uhr in Louisiana. Er würde warten müssen. Er stieg aus dem Bett, trat ans Fenster und öffnete die Blendläden, um auf den nächtlichen Parkplatz hinauszublicken. Abgesehen von den üblichen Fahrzeugen war er leer. Noch immer aufgewühlt, ging Bentz ins Badezimmer und spritzte sich mit den Händen Wasser ins Gesicht. Er redete sich ein, schon Schlimmeres im Leben durchgestanden zu haben, und nahm eine Ibuprofen gegen die Schmerzen in seinem Bein. Dann kehrte er ins Bett zurück. Er stellte den Fernseher an und zappte durch die Sender auf der Suche nach etwas Seichtem, das ihn von seinen Gedanken ablenken würde, wenngleich er nicht eine Sekunde lang daran glaubte, dass eine Late-Night-Talkshow seinen Traum zerstreuen würde. Er würde ganz einfach damit leben müssen.

Nach einer unruhigen Nacht fand Bentz am nächsten Morgen einen Laden, in dem er sein Handy ersetzen konnte. Er war der erste Kunde, der das

Einkaufszentrum betrat, und er sah furchtbar aus. Aber immerhin verließ er das Geschäft mit einem neuen Mobiltelefon.

Zwei Türen weiter wurde Freizeitbekleidung verkauft, und Bentz erstand ein Paar Khakis und eine preiswerte Sportjacke. Die Schuhe würden warten müssen. Er kehrte zum Motel zurück, duschte und rasierte sich, dann rief er Olivia an und hinterließ ihr eine Nachricht. Die nächsten Stunden verbrachte er damit, die Rädchen in seinem Gehirn kreisen zu lassen und aus dem Gedächtnis Nummern in sein neues Handy zu speichern. Er fügte die Ereignisse der vergangenen Tage zusammen und fragte sich, woher die Frau - »Jennifer« - gewusst hatte, wo er sich aufhalten würde. Soweit er sagen konnte, war sein Zimmer nicht verwanzt. Er hatte keine Abhörgeräte in irgendwelchen versteckten Nischen entdeckt, und er konnte sich auch nicht erinnern, dass er seine Pläne am Telefon erörtert hätte. Bentz überprüfte seinen Mietwagen ein zweites Mal, doch wieder konnte er keinen Peilsender ausfindig machen, weder unter dem Fahrgestell noch im Radkasten. Trotzdem hatte »Jennifer« gewusst, wohin er fuhr, wo er gewesen war. Wie? Und warum tat sie das alles?

Den Fernseher im Motelzimmer auf einen Nachrichtenkanal eingestellt, die Blendläden geöffnet, damit er nicht gänzlich von der Außenwelt abgeschnitten war, nippte Bentz an seinem lauwarmen Kaffee und dachte wieder an die vergangene Nacht. Was zum Teufel hatte sich auf dem Pier bloß abgespielt? Sie war da gewesen. Er hatte sie gesehen, doch Hayes hatte ihm erzählt, dass die Cops die Leute auf dem Pier vergeblich befragt hätten - den alten Mann und das junge Pärchen, das so sehr mit sich selbst beschäftigt gewesen war. Hayes hatte sich auch nach dem Jogger erkundigt, doch ihn hatte man nicht ausfindig machen können, und es hatte sich auch keiner an ihn erinnert. Bentz machte sich im Geiste eine Notiz, obwohl der nicht auffindbare Jogger vermutlich keine große Bedeutung hatte.

Auf seinem Laptop googelte er Bilder des Santa-Monica-Piers und stieß auf eine Webcam, eine Kamera, die alle vier Sekunden den Eingang zum Pier fotografierte. Vielleicht käme er an die Fotos vom gestrigen Abend heran, und auch an die von den Verkehrsüberwachungskameras. Obwohl er nicht mehr als Polizist in L.A. arbeitete, besaß er doch eine Dienstmarke und einen gewissen Einfluss. Bis elf Uhr hatte er mit der Sicherheitsfirma gesprochen, die

die Kamera auf dem Pier betrieb, und ihr das Versprechen abgenommen, die Bilder vom Abend zuvor zu überprüfen. Anschließend hatte er bei einer Kanne Kaffee das Internet nach einer Klinik oder sonstigen medizinischen Einrichtung durchforstet, die die abgelaufene Parklizenz ausgestellt haben könnte, und danach hatte er von seinem neuen Handy aus bei Fortuna Esperanzo und Tally White angerufen - zwei von Jennifers engen Freundinnen, die sich nicht die Mühe gemacht hatten, ihn zurückzurufen - und ihnen eine Nachricht hinterlassen. Tally war Lehrerin, und Fortuna arbeitete nach wie vor in einer Kunstgalerie in Venice. Von der Straße her war die Fehlzündung eines Motorrads zu vernehmen. Durch die dünnen Wände des Motels hörte Bentz Spike mehrmals scharf bellen, bis der kleine Hund von seinem Herrchen beruhigt wurde. Bentz streckte sich, fühlte, wie seine Wirbelsäule knackte, dann stand er auf und stellte sich prüfend auf sein verletztes Bein. Als er die Schlüssel nahm, fragte er sich, wie lange der alte Mann neben ihm wohl bleiben würde. Er griff nach seiner klammen Brieftasche und steckte seine Waffe in das Schulterholster, das er unter der neuen Jacke trug. Sein Bein tat immer noch weh, also schnappte er sich den Gehstock, der neben der Tür lehnte.

Draußen war es heiß, obwohl es noch nicht einmal Mittag war. Bentz spähte über den staubigen Parkplatz und zählte außer seinem Escape vier Wagen, die Stammgästen zu gehören schienen. Neben dem Pontiac des älteren Mannes mit der Schiebermütze stand ein bronzefarbener Buick. Ein weißer MINI Cooper war tagsüber oft weg, doch jeden Abend stand er wieder da. Der betagte marineblaue Jeep Cherokee wurde nur selten bewegt. Die übrigen Fahrzeuge kamen und fuhren wieder, aber diese vier kehrten immer zurück. Er hatte bereits ihre Nummernschilder notiert und Montoya durchgegeben. Da die Frau, die vorgab, Jennifer zu sein, zu wissen schien, wo er sich aufhielt, stellte sich unweigerlich die Frage, ob sie ihm jeden Tag von hier aus gefolgt war. Er würde sich vergewissern, dass diese Autos vorschriftsmäßig gemeldet waren.

Auf der anderen Seite des breiten Boulevards gab es neben einem weiteren Motel eine Tankstelle und einen Mini-Markt. Ein Stück die Straße hinunter stand ein dreistöckiges Gebäude, in dessen Erdgeschoss sich Geschäfte zu befinden schienen und darüber Büros. Dann kam die Bar, in der Hayes und er sich gestern Abend getroffen hatten. Kein silberner Impala in Sicht.

Nachdem er Stunden vor dem Laptop auf seinem zerschrammten Moteltisch verbracht hatte, juckte es Bentz, etwas zu tun. Er ging zu seinem Wagen. Hayes war also der Ansicht, er solle die Sache auf sich beruhen lassen und nach New Orleans zurückkehren. Auf keinen Fall. Jemand wollte ihn in die Falle locken, indem er in die Rolle seiner verstorbenen Frau schlüpfte und ihm folgte.

Und er, Rick, würde herausfinden, wer das war. Mit Montoyas Unterstützung und der Hilfe seines Handy-anbieters hatte er versucht, die Besitzerin des Mobiltelefons ausfindig zu machen, die ihn angerufen und sich als Jennifer ausgegeben hatte, doch es schien sich um eines dieser Prepaid-Handys zu handeln, die gern von Kriminellen benutzt werden.

Also musste er auf seine eigenen Mittel zurückgreifen. Außerdem war er hungrig wie ein Wolf. Er besorgte sich ein paar Zeitungen, dann hielt er an einem Diner, das den ganzen Tag über Frühstück servierte. Patsy Clines »Crazy« übertönte das Klappern des Bestecks, das Zischen der Fritteuse und das Summen der Gespräche. Perfekt, dachte Bentz, der sich mit Hilfe seines Gehstocks in eine Sitznische sinken ließ. Der Tisch mit glänzend grüner Plastikoberfläche samt Chromrand, dazu passender

Serviettenhalter, Ketchup- und Senfflaschen. Rick überflog die verblichene Speisekarte und bestellte bei einer großen Frau mit einer roten Turmfrisur, die sie noch ein paar Zentimeter größer machte. Dann breitete er die Zeitungen auf dem Tisch aus.

Er stürzte sich auf sein »All-American-All-Day-Breaker«-Frühstück, das aus zwei Eiern, fünf Würstchen, einem Berg Kartoffelpuffer und einem Stapel Toast bestand, und verschlang währenddessen die neuesten Berichte über den Mord an den Springer-Zwillingen. Seine Kaffeetasse war stets frisch gefüllt, und er bat um Eiswasser. Als er das letzte Stückchen Kartoffelpuffer aufgespießt hatte, schlug er die Zeitung zu und warf dabei einen flüchtigen Blick auf eine Anzeige, die ihn stutzen ließ. In der Anzeige wurde für einen Wohltätigkeitsladen geworben, einen katholischen Wohltätigkeitsladen, und das Symbol in der Ecke, ein Kreuz mit einem angehängten A, war ihm auf unangenehme Art und Weise vertraut.

Es war dasselbe Symbol wie auf dem Aufkleber des silbernen Impala, den er in San Juan Capistrano gesehen hatte. Das Symbol für den heiligen Augustin. Er starrte eine Sekunde lang auf die Anzeige, dann fragte er die Kellnerin, ob es hier eine Wi-Fi-

Verbindung gab. Sie blickte ihn an, als wäre er verrückt, also bezahlte er rasch und fuhr zu einem Coffeeshop ganz in der Nähe, der seines Wissens nach Zugang zum Internet bot. Nachdem er eine weitere Tasse Kaffee bestellt hatte, die er eigentlich gar nicht brauchte, saß er auf einer abgewetzten Couch und warf seinen Laptop an.

Zu den Klängen von sanfter Jazzmusik, dem Knirschen der Kaffeemühlen und dem Zischen der Milchaufschäumer stellte Rick eine Internetverbindung her und suchte nach einem Krankenhaus oder einer medizinischen Einrichtung von St. Augustine in der Gegend von L.A. Zum ersten Mal, seit er hierhergekommen war, verspürte er einen Anflug von Hoffnung, möglicherweise doch herausfinden zu können, wer ihn so quälte.

Er stieß auf eine katholische Gemeinde samt Schule im Westen der Stadt, in der Figueroa Street, auf eine Schule in Culver City und verschiedene weitere Institutionen, aber weder auf eine Klinik noch auf eine andere medizinische Einrichtung.

Die Tatsache, dass eine der Schulen in der Figueroa Street und eine in Culver City lag, beunruhigte ihn. Jennifer hatte mit ihm in Culver City gewohnt, und laut ihrer Freundin Shana McIntyre hatte sie sich mit

James in einem kleinen Motel in der Nähe des USC-Campus in der Figueroa Street getroffen. Es war dieselbe Straße, in der er sie an der Bushaltestelle gesehen zu haben meinte.

War das möglich? Hatte er sie wirklich gesehen? Grübelnd klickte er seinen Kugelschreiber. Es gab zu viele Verbindungen. Zu viele zufällige Übereinstimmungen. Zu viele Möglichkeiten.

Verbissen fuhr er mit seiner Suche fort, bis er auf einen Eintrag zum St. Augustine's Hospital stieß, das vor fünf Jahren geschlossen worden war. Bingo! Er starrte auf die Webseite, dann notierte er rasch die Adresse und war auch schon aus der Tür.

Es standen noch ein paar andere Abstecher auf der Tagesordnung, doch zunächst wollte er bei dem alten Krankenhaus vorbeischauen, nur um sich einen genaueren Eindruck zu verschaffen. Anschließend hatte er vor, Fortuna Esperanzo bei der Arbeit in der Galerie in Venice einen Besuch abzustatten, und danach wollte er nach Hoover, wo Tally White an der Mittelschule unterrichtete. Er tippte die Adresse ins Navigationssystem und fuhr Richtung Freeway, doch er kam kaum voran. Die Interstate 10 war um die Mittagszeit rappelvoll.

Auf dem Weg nach Osten blickte er immer wieder

in Rück- und Seitenspiegel, um zu sehen, ob er verfolgt wurde - von einem silbernen Chevy, um genau zu sein. Er nahm sein Handy, wenngleich ihm klar war, dass ihn die Polizei anhalten könnte, weil er keine Freisprechanlage benutzte, und hinterließ Montoya eine Nachricht, in der er ihn bat, etwas über das ehemalige St. Augustine's Hospital herauszufinden. Vielleicht wäre es auch möglich, die Personalbögen bei der Erzdiözese einzusehen oder welche Institution oder Behörde auch immer für die Einstellung und Entlassung der Angestellten zuständig gewesen war? Irgendwo *musste* es doch Akten geben. Es würden viele Angestellte überprüft werden müssen, aber nur über eine beschränkte Anzahl von Jahren, denn der Impala sei sieben, acht Jahre alt und das Krankenhaus sei vor fünf Jahren geschlossen worden, so dass der Zeitraum, in dem die Parklizenz ausgestellt worden war, relativ kurz sei, selbst wenn es sich um einen Neuwagen gehandelt habe. Er gab Montoya außerdem die Nummernschilder durch und hoffte, dass ein Treffer dabei war. Wenn Montoya an den Computern des Departments auf die entsprechenden Datenbanken sowie auf die der Kraftfahrzeugbehörde **Zu**griff, war es durchaus möglich, dass sie auf einen Hinweis

stießen - und sei er auch noch so klein -, der ihm helfen würde, das Rätsel zu lösen.

Bentz wusste, dass er nicht viel in der Hand hatte, doch zumindest war das ein Anfang. Mühsame Arbeit, aber für Montoya keine allzu große Sache. Sein Handy klingelte. Bentz sah, dass der Anruf von seinem Partner in New Orleans kam, und grinste. »Hast du schon was für mich?«

»Du kannst mich mal, Bentz. Es ist schließlich nicht so, dass ich hier Däumchen drehe.«

»Tu einfach, was möglich ist.«

»Na großartig. Sonst noch was?«

»Im Augenblick nicht.« Es gab keinen Grund, ihm von seinem nächtlichen Sprung in die Santa Monica Bay zu berichten. Noch nicht.

»Nun, lass es mich einfach wissen. Schließlich ist es meine Aufgabe im Leben, dein Sklave zu sein.«

»Das ist doch sehr erfüllend, oder?«

»Du schuldest mir was, Mann.«

»Immer und ewiglich, Montoya.« Er legte auf, nahm die Abfahrt vom Freeway und schlängelte sich über die Landstraßen zu dem alten Krankenhaus.

Das Anwesen war nicht besonders groß. Das verfallende Gebäude, in dem einst das St. Augustine's Hospital untergebracht gewesen war, war nun eine

von Maschendraht umzäunte Baustelle. Schilder warnten, dass jedes unbefugte Eindringen »gerichtlich geahndet« würde. Nun gut.

Bentz ignorierte die Warnungen, kletterte über das Tor und sprang auf die harte Erde dahinter. Schmerz schoss ihm in die Hüfte, trotzdem humpelte er auf das verlassene Krankenhaus zu, umrundete die Trümmer und trat durch eine klaffende Türöffnung. Drinnen war das Gebäude nur noch ein Skelett, abgerissen bis aufs Gebälk. Ermüdete Holzdielen knackten unter seinen Turnschuhen, und er sah, dass Fledermäuse in den Dachsparren nisteten. Manche der alten Sanitäranlagen waren noch intakt, verrostete Rohre verliefen zwischen betagten Kanthölzern und Balken. Offenbar hatte hier renoviert werden sollen, doch die Arbeiten waren eingestellt worden. Vermutlich war den Investoren das Geld ausgegangen.

Wieder draußen, blieb Bentz vor einem großen Schild stehen, das zur Straße ausgerichtet war und für ein sich im Bau befindliches Einkaufszentrum warb. Doch der Tag der Eröffnung war längst verstrichen, geblieben waren nur die Überreste des St. Augustine's Hospital, eine trostlose Ruine.

Mit dem Handy machte Bentz ein paar Fotos von

dem Schild, dem verfallenden Gebäude und der umliegenden Gegend. Er speicherte sie, dann schickte er sie als MMS an Montoya.

Er wünschte, er könnte Hayes hinzuziehen. Es machte viel mehr Sinn, mit einem der Cops in Kalifornien zusammenzuarbeiten, als auf Montoya in New Orleans angewiesen zu sein. Doch auf das LAPD konnte er nicht zählen. Noch nicht.

Er ließ sein Handy in die Tasche gleiten und kehrte zum Wagen zurück.

19

Olivia fühlte sich nicht schwanger. Ihr Körper hatte sich nicht im mindesten verändert, zumindest äußerlich nicht. Ihr war nicht übel, müde war sie auch nicht, und sie wäre niemals darauf gekommen, dass sie ein Baby in sich trug, hätte sie nicht diesen Schwangerschaftstest gemacht. Mehrere Tests, um genau zu sein. Sie hatte den Test dreimal gemacht, jedes Mal mit einem Set von einem anderen Hersteller. Jeder hatte ihre Schwangerschaft bestätigt. Der einzige Unterschied, den Olivia spürte, war das Gewicht ihres Geheimnisses. Bentz nichts davon zu erzählen, brachte sie fast um. Sie mochte keine

Geheimnisse und eigentlich auch keine Überraschungen, und daher fällte sie auf der Fahrt zum Third Eye eine Entscheidung: Heute würde sie für ein, zwei Wochen Urlaub einreichen und nach Kalifornien fliegen.

Obwohl Rick erst seit ein paar Tagen fort war, wusste Olivia, dass er eine ganze Weile in L.A. bleiben würde. Als würde er davonlaufen. Vor ihr. Vor ihrem gemeinsamen Leben. O ja, natürlich hatte er eine Erklärung für sein Verhalten. Plötzlich war er von seiner ersten Frau besessen und musste in Kalifornien Geister jagen. Und noch dazu war in Los Angeles ein grauenhafter Doppelmord passiert, nahezu identisch mit dem Mord an den Caldwell-Zwillingen. Bentz hatte immer ein schlechtes Gewissen gehabt, weil er Südkalifornien verlassen hatte, ohne den Fall aufgeklärt zu haben, und er hatte einige Kritik deswegen einstecken müssen. Olivia kannte ihren Mann gut genug, um zu wissen, dass er dieses neue Verbrechen als Chance ansah, sich zu rehabilitieren, indem er zu dessen Lösung beitrug, den Killer schnappte und hinter Gitter brachte. Nicht, dass das LAPD seine Unterstützung zu schätzen gewusst hätte. Doch er lief weiterhin vor etwas davon, und es war an der Zeit, herauszufinden,

wovor. Er hatte sich merkwürdig verhalten, seit er aus dem Koma erwacht war, und unglücklicherweise war es ihr nie gelungen, ihn darauf anzusprechen. Zunächst war sie erleichtert gewesen, dass er am Leben war. Während seiner Genesung hatte sie sich gezwungen, geduldig zu sein, Verständnis aufzubringen dafür, dass er nicht nur Schmerzen litt, sondern auch mit einer Art Sinnverlust zu kämpfen hatte. Sie hatte ihm Mut zugesprochen, hatte ihn unterstützt, Toleranz gezeigt.

Doch nun hatte sie es satt. Es war Zeit, dass er sich zusammenriss.

Hinter dem verstörten, distanzierten Äußeren verbarg sich der Mann, in den sie sich verliebt hatte, und sie war entschlossen, ihn wiederzufinden.

Was er brauchte, war das, was ihre Großmutter »ein ordentliches Kantholz neben der Hintertür« genannt hatte. »Manchmal dringt man nur so zu ihnen durch«, hatte sie gesagt. Olivias Wissen nach hatte Großmutter Gin nie ein solches Holzstück auf ihrer verglasten Veranda verwahrt. Es war einfach ihre Art, »einen kräftigen Tritt in den Hintern« zu umschreiben - oder eine gehörige Portion Wahrheit. Und genau damit wollte Olivia Rick konfrontieren. Mit der Wahrheit.

Sie stellte ihren zerbeulten Ford Ranger auf dem Parkplatz ab und machte sich auf den Weg zum Third Eye. Sie kam an einem Laden mit Babyausstattung vorbei und blieb stehen, um ins Schaufenster zu blicken. Es gab ein riesiges Sortiment an Babysachen, niedliche kleine Strampler und Lätzchen mit allerhand Tieren darauf. Ein Lätzchen, ganz im New-Orleans-Stil, war mit einem grinsenden Baby-Alligator bestickt, der eine Schleife um den Hals trug. Wie süß!

In der Fensterscheibe war ihr verschwommenes Spiegelbild zu erkennen. Sie würde Mutter werden! Ihr Mann musste das wissen. Worauf zum Teufel wartete sie? Warum um alles in der Welt hatte sie eine solche Angst? Sie legte die Hand auf ihren flachen Bauch, ging ins Geschäft und erstand aus einer Laune heraus das Alligatorlätzchen.

Es war das Erste, das sie für den kleinen Bentz gekauft hatte - abgesehen von den verschiedenen Schwangerschaftstests. Der Termin bei ihrem Gynäkologen war erst in ein paar Wochen, doch das machte nichts. Sie würde nicht länger feige sein und Bentz sagen, dass er noch einmal Vater wurde.

Und er täte gut daran, sich darüber zu freuen.

Anders als ihrem italienischen Namensvetter waren der eingemeindeten Stadt Venice in Kalifornien nur wenige ihrer ursprünglichen Kanäle geblieben. Die meisten Wasserwege waren 1905 zubetoniert worden, als die Stadt Los Angeles entschied, dass sie mehr Autostraßen benötigte. Trotzdem genügten die verbliebenen Kanäle und Sandstrände, um Venice den typischen Charakter einer Küstengemeinde zu verleihen, was an diesem warmen sonnigen Tag deutlich wurde. Das milde Wetter hatte die Radfahrer und Skater hervorgelockt und mit ihnen eine Vielzahl von Straßenkünstlern, die Bentz an die Musiker erinnerten, die auf den Plätzen von New Orleans ihr musikalisches Talent unter Beweis stellten. Wie New Orleans verströmte auch diese Stadt eine übermütige Karnevalsatmosphäre. Die Kunstgalerie, in der Fortuna Esperanzo arbeitete, lag nur ein paar Blocks vom Strand entfernt zwischen einem Touristenladen mit einem Sortiment von T-Shirts bis Kameras und einem »authentischen« mexikanischen Restaurant mit ein paar Tischen vor der Tür. Das Panorama war weitgehend das gleiche wie vor zwölf Jahren. Bentz stellte seinen Mietwagen ab, beschloss, den Stock auf dem Rücksitz liegen zu lassen, und überquerte bei Rot die breite Straße. Der salzige Geruch des Ozeans

wehte zu ihm herüber und erinnerte ihn an sein gestriges Bad in der Bucht von Santa Monica. Als er Jennifer verloren hatte. Wieder einmal.

Er trat unter ein Vordach und durch die geöffnete Eingangstür einer Galerie mit abstrakten, modernen Skulpturen. Die Galerie schien leer zu sein. Bentz ging eine breite Holztreppe hinauf, die auf eine offene Empore führte, wo Gemälde, Mosaikarbeiten und Wandteppiche einheimischer Künstler ausgestellt waren.

In einer Ecke auf einer Leiter stand Fortuna Esperanzo und ersetzte die Glühbirne in einem Strahler, der auf eine riesige, ungerahmte Leinwand gerichtet war. Planlose schwarze Striche auf einer Fläche aus Orange und Rot. Das Gemälde hieß schlicht *Rausch*. »Hübsch«, bemerkte Bentz sarkastisch. Erschrocken ließ Fortuna die Glühbirne fallen. »O Mist!« Sie blickte auf die Scherben hinunter, dann betrachtete sie ihn über die Leiter hinweg mit ihren schmalen dunklen Augen, über denen sich perfekt gezupfte, bleistiftdünne Augenbrauen wölbten. Ihre glänzenden, rosafarbenen Lippen verzogen sich ablehnend. »Ich dachte, du hättest den Wink verstanden, als ich dich nicht zurückgerufen habe, Bentz.« Langsam kletterte sie

die Sprossen hinab, sorgfältig darauf bedacht, nicht auf die feinen Glassplitter zu treten. »Was zum Teufel machst du hier?«

»Ich will nur mit dir reden.«

»O ja, natürlich.« Sie blickte ihn ungläubig an. Fortuna Esperanzo war mager, fast knochig, ihr taupefarbener Rock in Größe XXS und der dazu passende Pullover hingen an ihr herab. »Und du erwartest wirklich, ich würde dir abkaufen, dass du nach zwölf Jahren einfach so zu einem Schwätzchen vorbeischaust? Verschon mich! Wo ist denn bloß der Besen?« Sie ging zu einem kleinen Schrank in einer Nische und kehrte mit Handfeger und Kehrblech zurück. »Du willst reden?«, brummte sie missmutig und begann, die Scherben zusammenzufegen. »Worüber?«

»Über Jennifer.«

»Großer Gott, warum?« Sie stand abrupt auf und starrte Bentz an, als wäre er soeben vom Jupiter herbeigeflogen. »Wozu soll das denn gut sein? Die arme Frau.« Unten betrat eine Kundin die Galerie. Bentz sah sie durch das offene Geländer. Eine Frau mit silbergrauem Haar, einer roten Lesebrille auf der Nasenspitze und einem mürrischen Gesicht. Sie trug eine weiße Caprihose und ein ärmelloses Oberteil

und spazierte an den Ausstellungsstücken vorbei, um dann nachdenklich bei einer Glasmosaik-Katze stehenzubleiben, die Bentz für das hässlichste Pseudokunstwerk hielt, das er je gesehen hatte. Allmächtiger, meinte sie das etwa ernst? Das Stück war nichts als Müll und kostete vermutlich so viel, wie Bentz in einer Woche verdiente.

Fortuna beugte sich über die Brüstung und rief fröhlich: »Hallo, Mrs. Fielding! Ich bin gleich unten.« Sie lehnte Handfeger und Kehrblech gegen die Leiter und blickte Bentz an. »Ich habe dir wirklich nichts zu sagen.«

»Ich werde warten.«

Sie verdrehte die Augen und eilte schnellen Schrittes die Treppe hinunter. Im Erdgeschoss machte sie sich daran, Mrs. Fielding mehrere Stücke aus farbigem Glas zu zeigen, die afrikanische Wildtiere darstellten. Hässliche Löwen, Gazellen und Elefanten - zumindest seiner Ansicht nach. Wer wusste schon, was der Künstler wirklich im Sinn gehabt hatte?

Bentz beseitigte das Durcheinander und brachte Besen und Kehrblech in den kleinen Schrank in der Nische zurück, wo er sogar eine neue Glühbirne fand. Er hatte sie gerade eingedreht, so dass das schwarz-

rote Chaosgemälde in voller Pracht erstrahlte, als Fortuna die Treppe heraufkam.

»Glaub ja nicht, dass du dich bei mir beliebt machst, nur weil du Hausmeister spielst«, sagte sie. »Keine Ursache.«

»Ich hätte das auch selbst erledigen können.« Sie entdeckte einen Glassplitter, den er übersehen hatte, und hob ihn auf, dann verschränkte sie die Arme vor der Brust. »Also, was zum Teufel willst du wissen?«

»In welchem psychischen Zustand sich Jennifer vor ihrem Tod befand.«

»Machst du Witze? Das weiß ich nicht.«

»Du warst eine ihrer besten Freundinnen.«

»Was für eine Rolle spielt das jetzt noch?«

»Jemand hat mich angerufen und sich als Jennifer ausgegeben.«

»Na und? Da hat sich jemand einen kleinen Scherz auf deine Kosten erlaubt.«

Er holte die Abzüge von den Fotos heraus und ließ Fortuna einen Blick darauf werfen. »Die hat man mir zugeschickt.«

»Und? Die Frau sieht aus wie Jennifer, ja. Und wenn schon. O Gott, du denkst doch nicht... Ich meine, du würdest doch nicht glauben ... Oh, nein, ich meine, das ist doch absurd.« Sie lachte, doch ihre

Heiterkeit klang gestellt. »Du glaubst also wirklich, Jennifer könnte noch am Leben sein?«

»Das habe ich nicht gesagt.«

»Wer um alles in der Welt liegt dann in ihrem Grab?« Sie schüttelte den Kopf. »Da bist du jemandem ganz schön auf den Leim gegangen. Und weißt du, wem das gefallen hätte? Jennifer. Endlich kriegst du dein Fett ab.« Und zwar heftiger, als du denkst, dachte er, aber er sprach es nicht aus. »Ich hoffte nur, du würdest dich vielleicht an etwas erinnern, das sie kurz vor ihrem Tod getan oder gesagt hat, etwas, das untypisch für sie war.«

»Ich erinnere mich an nichts Besonderes.« Fortuna seufzte. Fuhr sich mit rotlackierten Fingernägeln durch ihr volles Haar. »Sie hat das gemacht, was sie immer getan hat, du weißt schon. War beim Frisör. Ich war auch da. Und sie hatte einen Einkaufsbummel gemacht und ihrer Astrologin einen Besuch abgestattet.«

Er fühlte, wie sich die Muskeln zwischen seinen Schulterblättern anspannten. »Astrologin?«

»O ja ... Phyllis Soundso.« Fortuna blickte ihn verwundert an. »Du hast das nicht gewusst?«

»Dass meine Ex-Frau zu einer Hellseherin gegangen ist? Nein.«

»Ich sagte *Astrologin*. Das ist ein feiner Unterschied.« Damit kannte er sich aus. Olivias Großmutter hatte zu Lebzeiten Tarotkarten gelegt. »Schon gut, Phyllis die Astrologin. Die die Sternzeichen deutet. Den Mondzyklus und all den Kram.«

»Ich denke, die Astrologie beinhaltet ein wenig mehr als das, aber ich persönlich habe mich nie damit befasst.«

»Aber Jennifer?«

»Ja, soweit ich weiß, ist sie allein hingegangen, aber mindestens einmal im Monat, manchmal zweimal.«

»Und wie lange schon?«

»Seit Jahren. Seit dem College, würde ich sagen.« Fortuna versuchte, sich zu erinnern, und nickte. »Ja, ich meine, sie hätte so was erwähnt.«

Bentz war sprachlos. In all den Jahren, die er seine erste Frau gekannt hatte, bei all den Geheimnissen, die sie einander erzählt hatten, hatte sie nie ein Wort darüber verloren, dass sie zu einer Astrologin ging! An sich war das keine große Sache, aber er fragte sich, welche anderen Geheimnissejennifer wohl vor ihm verborgen gehalten hatte. »Und was hat sie von Dr. Phyllis erfahren?«

»Ach du meine Güte ... ich kann mich nicht

erinnern.« Doch plötzlich schnippte Fortuna mit den Fingern. »Ach, warte mal. Ich erinnere mich, dass Jennifer erwähnt hat, Dr. Phyllis habe ihr gesagt, sie würde nur ein Kind bekommen und ...« Sie verstummte. »Was?«

»Nun, ich weiß nicht, ob die Astrologin etwas damit zu tun hatte, aber aus irgendeinem Grund hat Jennifer immer geglaubt, sie würde jung sterben.«

»Wie bitte?« Sein Herz setzte aus. Ihm gegenüber hatte Jennifer eine solche Befürchtung nie erwähnt.

»Sie hat so Bemerkungen gemacht wie: >Ich weiß, dass ich es nicht erleben werde, wenn Kristi ihren Abschluss macht.< Oder: >Ich weiß, dass ich nie nach Europa kommen werde, dazu bleibt mir nicht genug Zeit.< Und einmal ... ich kriege Gänsehaut, wenn ich daran denke ... hat sie zu mir gesagt: >Ach, weißt du, ich bin ganz froh, dass ich nie alt sein werde.<« Fortuna versagte die Stimme, und sie wandte den Blick von Bentz ab. »Mein Gott, ich hab seit Ewigkeiten nicht mehr daran gedacht.« Sie räusperte sich. »Mehr kann ich dir wirklich nicht sagen.« Zwei Männer in den Dreißigern betraten die Galerie, und Fortuna setzte ein freundliches Lächeln auf und eilte - ganz Geschäftsfrau - die Treppe hinunter. Die beste Hollywood-Schauspielerin hätte ihr nicht das Wasser

reichen können.

Bentz folgte ihr und hinterlegte an der Kasse eine Karte, auf die er seine neue Handynummer geschrieben hatte, falls Fortuna doch noch etwas einfiel. Dann verließ er die Galerie.

Draußen brannte die Sonne vom Himmel. Fußgänger schlenderten über den Gehsteig und sahen sich die Schaufensterauslagen an. Vor dem mexikanischen Restaurant nebenan saßen ein paar Gäste unter Sonnenschirmen, die die Getränke und Teller mit gut gewürzten mexikanischen Speisen beschatteten. Zwei lachende Kinder auf Rollschuhen hätten beinahe eine spindeldürre Frau umgefahren. Sie führte einen Pudel spazieren, der vermutlich mehr wog als sie. Ohne auf die beiden zu achten, flitzten die Kids vorbei. Der Hund setzte ihnen nach und brachte dabei die Frau zum Stolpern.

Bentz stürzte vor, um zu helfen, aber die spindeldürre Frau fing sich und schaffte es, ihren außer Rand und Band geratenen Kläffer bei Fuß zu zerren.

Das Leben ging weiter. Außer für Jennifer. Irgendetwas war definitiv aus dem Lot geraten. Rick öffnete per Fernbedienung seinen Mietwagen und überquerte die Straße. Das, was er erfahren hatte,

beunruhigte ihn - Dinge, die er nicht gewusst hatte, Dinge, die für Jennifer wichtig gewesen waren. Alle ihre Freundinnen schienen sie weitaus besser gekannt zu haben als er, vielleicht sogar besser, als sie sich selbst gekannt hatte. Doch spielte das eine Rolle? War es nicht völlig egal, dass Jennifer ihre Besuche bei der Astrologin für sich behalten hatte?

Nichts, was er über sie erfuhr, überraschte ihn noch, trotzdem fragte er sich, als er auf den Fahrersitz seines aufgeheizten Ford glitt, auf welche Geheimnisse er noch stoßen würde. Gedankenverloren setzte er den Escape aus der Parklücke und wendete. Er erkannte, dass sie womöglich einen Großteil ihres Lebens vor ihm verborgen hatte, gut versteckt vor seinem prüfenden Blick. Dass sie ihm die Wahrheit über Kristis biologischen Vater gesagt hatte, bedeutete noch lange nicht, dass sie ehrlich gewesen war, was andere Bereiche ihres Lebens betraf. Im Grunde hatte er seine erste Frau nie wirklich gekannt.

20

»Das schafft er nicht - den Leichnam seiner Frau exhumieren zu lassen.« Bledsoe stieß ein bellendes Lachen aus in Anbetracht einer derartigen Vorstellung. »Bentz ist doch wirklich übergeschnappt.«

»Als Familienangehöriger könnte er einen Antrag stellen«, gab Hayes zu bedenken und schenkte sich in der Küche des Departments eine weitere Tasse Kaffee ein. Er verstand selbst nicht, warum er einen Mann in Schutz nahm, der ihn vergangene Nacht die ganze Strecke nach Santa Monica hatte zurücklegen lassen, nur damit er Bentz' Angelegenheiten mit der dortigen Polizei regelte. Hatte er etwa masochistische Tendenzen?

»Ex-Familienangehöriger«, erinnerte Bledsoe ihn, was Hayes noch mehr auf die Palme brachte.

Hayes war stets der Überzeugung gewesen, dass Bentz damals ungerecht behandelt worden war, als man ihm die Schuld dafür zugeschoben hatte, den Caldwell-Fall nicht aufgeklärt und einen Jungen erschossen zu haben, weil er seinen Partner hatte schützen wollen. Ja, der Kerl hatte es sich mit dem gesamten Department verscherzt, doch diese Fehler rechtfertigten nicht, dass man ihn nun zum Sünden-

bock für alles machte, was bei der Mordkommission in den letzten zwölf Jahren schiefgelaufen war.

Hayes starrte in seinen tiefschwarzen Kaffee. »Wenn er feststellt, dass nicht seine Ex-Frau in dem Sarg liegt -«

»Sie *liegt* in dem Sarg! Er hat sie verdammt noch mal identifiziert! Warum zum Teufel spielst du den Advocatus Diaboli?« Bledsoe hatte sich mit aufgeschlagener *L.A. Times* an an einen der Tische im angrenzenden Pausenraum gesetzt und deutete auf die Kaffeekanne in Hayes' Hand. »Ist noch was drin?«

»Leer.«

»Mist.«

»Du könntest neuen machen«, schlug Martinez vor, die gerade die Küche betrat und ihre Tasse ausspülte. »Na klar.« Bledsoe schnaubte bei der Vorstellung. »Hast du jemals Kaffee gekocht?«, fragte sie. »Ja, ich glaube schon ... neunzehnhundertsiebenundneunzig«, entgegnete Bledsoe grienend.

Paula Sweet, die als Detective bei der K-9 Division, der Hundestaffel, arbeitete, kam in die Küche gefegt. »Daran erinnere ich mich!« Sweet, die mit Mitte dreißig bereits zweimal geschieden war, schien als Single zufrieden zu sein und war dafür bekannt, dass

sie streunende Hunde und Katzen bei sich aufnahm. Sie blickte Martinez an. »Glaub mir, du möchtest nicht, dass Bledsoe auch nur in die Nähe der Kaffeemaschine kommt!«

»He! So schlecht war der Kaffee auch nicht!« Sweet warf ihm einen Hör-auf-solchen-Unsinn-zu-reden-Blick zu. »Nein, schlimmer. Hast du das Kreuzworträtsel?« Sie durchblätterte bereits suchend die Seiten. »Muss irgendwo sein.« Bledsoe zuckte die Achseln und wandte sich wieder Hayes zu. »Vielleicht ist eine Exhumierung gar keine so schlechte Idee. Wir holen den Sarg aus der Erde, nehmen ein paar DNS-Proben und finden heraus, dass der Leichnam tatsächlich seine Ex ist. Dann kann sich Bentz wieder in seine Höhle verkriechen.«

»*Wenn* sie es ist«, gab Hayes zu bedenken. »Erzähl mir nicht, dass du ihm diesen Unsinn abkaufst.« Bledsoe schnaubte angewidert. »Natürlich ist sie es. Wie ich schon sagte: Er hat sie identifiziert. Höchstpersönlich.« Mit einem lauten Scharren schob er seinen Stuhl zurück und sagte: »Einmal ein böser Cop, immer ein böser Cop.«

»Mann!« Sweet hatte die Seite mit dem Kreuzworträtsel gefunden und riss sie von Bledsoes Tisch. »Du bist ja wieder mal superfreundlich.«

Bledsoe zog ein mürrisches Gesicht, offenbar verärgert, weil niemand auf seine Lasst-uns-Bentz-die-Schuld-in-die-Schuhe-schieben-Schiene aufspringen wollte. »Mach dir deswegen keine Gedanken.« Martinez nahm die leere Kaffeekanne und begann, sie auszuspülen. »Er ist immer so.«

»Und du bist die ewige Zicke.«

Martinez unterdrückte ein Grinsen, erfreut, dass sie ihn gereizt hatte. »Was das anbelangt, werde ich dich nie enttäuschen«, zog sie ihn auf.

»Ich bin ja schon weg. Ich habe zu arbeiten.« Der Senior-Detective ließ seine Sachen auf dem Tisch liegen und verdrückte sich.

»Den wären wir los«, flüsterte Sweet und zwinkerte Martinez verschwörerisch zu, die jetzt über das ganze Gesicht grinste.

Hayes strich sich über den Nacken. Er konnte die Anspannung zwischen den Kollegen nachvollziehen. Es war schon spät. Jeder bei der Mordkommission hatte Überstunden geschoben. Die Nerven der Detectives waren gespannt wie Flitzbogen, ihre Stimmung auf dem Nullpunkt, da sie im Grunde keine Fortschritte bei der Lösung des Springer-Falls machten.

Natürlich, der Doppelmord lag noch nicht lange

zurück, aber es hatte sich nicht ein handfester Hinweis ergeben. Niemand hatte etwas Außergewöhnliches gehört oder gesehen, niemand hatte bemerkt, dass etwas nicht stimmte. Die Befragung von Freunden, Familie und Nachbarn hatte zu keinem konkreten Verdacht geführt. Es gab nichts, womit sie weitermachen konnten. Die Presse drangsalierte den für die Öffentlichkeitsarbeit zuständigen Beamten, und mittlerweile hatte es auch der alte Caldwell-Fall wieder auf Seite eins geschafft.

Doch all die Aufmerksamkeit, die der Doppelmord an den Springer-Mädchen erregte, änderte nichts an der Tatsache, dass es noch weitere ungeklärte Mordfälle zu bearbeiten galt. Manche älteren Datums, manche ganz frisch. Erst gestern Nacht, als Hayes in Santa Monica gewesen war und Bentz' Hintern gerettet hatte, hatte ein häusliches Gewaltverbrechen stattgefunden. Hauptverdächtiger war der Ehemann, Opfer seine Frau, die er vor drei Jahren geheiratet hatte. Dann war da noch der Neunzehnjährige in der Leichenhalle, der in den frühen Morgenstunden fünf Messerstiche in die Brust bekommen hatte. Und das war nur die Spitze des Eisbergs. Die Aktenstapel wurden von Minute zu Minute höher. Hayes kehrte an seinen Schreibtisch

zurück, blickte auf die Uhr und seufzte innerlich. Er würde heute nicht früh nach Hause kommen, und vermutlich musste er auch seine Verabredung mit Corrine absagen. Sie würde das natürlich verstehen, doch sie würde trotzdem ein bisschen verärgert sein. Er lehnte sich auf seinem Schreibtischstuhl zurück, klickte sich durch die Tatortbilder des Springer-Falls und versuchte, etwas zu entdecken, das ihm bislang entgangen war. Dann blätterte er die Aussagen der Leute durch, die den Zwillingen am nächsten gestanden hatten, darunter auch die Personen, die sie zuletzt lebend gesehen hatten. In Elaines Fall handelte es sich dabei um ihre Mitbewohnerin Trisha Lamont, die Elaine - oder »Laney«, wie Trisha sie nannte - flüchtig gesehen hatte, als sie nach ihrem letzten gemeinsamen Seminar den College-Hof überquerte. Trisha hatte angenommen, sie wäre direkt nach Hause gegangen, und es gab keinen anderen Hinweis und keine Aussage, die das widerlegten.

Hayes überprüfte die Aussage von Cody Wyatt, der laut Trisha so was Ähnliches wie Laneys Freund gewesen war. Doch am Tag ihres Verschwindens hatte Wyatt Laney seit dem frühen Morgen, als sie sich in der Mensa des Studentenwerks auf einen Kaffee getroffen hatten, nicht mehr gesehen.

Die Person, die die Leichname gefunden hatte, Felicia Katz, war ein unbeschriebenes Blatt. Das Mädchen hatte lediglich das Pech, das Lagerabteil neben dem Tatort gemietet zu haben.

Ein Mann, Phillip Armes, hatte seinen Hund am Parkrand in der Nähe von Lucille Springers Wohnung spazieren geführt. Er hatte angegeben, einen großen Mann unbestimmter Abstammung gesehen zu haben, der einer jungen Frau, vermutlich Lucille Springer, über die Straße in Richtung Lucilles Apartmenthaus gefolgt war. Doch er war zu weit entfernt gewesen, und der alte Phillip ging auf die achtzig zu und trug eine dicke Brille. Nicht unbedingt der geeignetste Zeuge. Lucilles Nachbarn hatten nichts mitbekommen, doch Schleifspuren auf dem Absatz der Eingangstreppe deuteten auf einen Überfall hin.

Das Einzige, was sie mit Sicherheit sagen konnten, war, dass Lucille und Elaine einander an jenem Abend gesimst hatten. Ungefähr zu dem Zeitpunkt, zu dem Phillip Armes Lucille und ihren Verfolger gesehen hatte, war sie damit beschäftigt gewesen, eine SMS an ihre Schwester zu schicken. Beide Handys waren am Tatort entdeckt worden, die Nachrichten darauf unangetastet - Nachrichten, die

mit den Verbindungsnachweisen der Handyanbieter übereinstimmten.

Der Bastard, der Elaine entführt hatte, hatte ein Foto des gefesselten, verängstigten Mädchens an Lucille geschickt, kurz bevor sie selbst überfallen worden war. Vor zwölf Jahren, während der Ermittlungen zu dem Caldwell-Fall, hatten die Opfer noch keine Handys besessen - eine Abweichung von dem jetzigen Verbrechen, welche auf die erweiterten technischen Möglichkeiten zurückzuführen war. Doch abgesehen davon, dass die Caldwell-Zwillinge in einem verlassenen Warenlager gefunden worden waren und die Springer-Mädchen in einem Lagerabteil, war das der einzige Unterschied.

Hayes ging die Berichte durch, klopfte sich mit dem Radiergummiende seines Bleistifts gegen die Lippen und nahm die Leute, die kamen und gingen, kaum wahr. Er fühlte mehr als dass er sah, wie Dawn Rankin vor seinem Schreibtisch stehen blieb. Sie hielt ihre Tasche in der Hand und trug einen Pulli über dem Arm, als wollte sie sich für heute verabschieden. »Rat mal, von wem ich einen Anruf bekommen habe«, sagte sie mit ernster Stimme. »Keine Ahnung.«

»Von Donovan Caldwell. Erinnerst du dich? Der

Bruder der Opfer.«

»Aha?«

Sie wusste, dass sie seine Aufmerksamkeit geweckt hatte, verzog die Lippen und entblößte dabei eine kleine Zahnlücke zwischen den Schneidezähnen. »Wieder die alte Leier: Wir hätten nicht genug getan, jetzt hätten zwei weitere unschuldige Opfer ihr Leben lassen müssen, nur weil wir so unfähig seien, blablabla.«

»Und der taucht nach zwölf Jahren aus der Versenkung auf.«

»Ja.« Sie nickte. »Genau wie Bentz.«

»Wie bitte?«

»Er kreuzt hier auf, und der Mörder schlägt wieder zu. Was das wohl zu bedeuten hat?«

»Das sind doch zwei verschiedene Fälle.«

»Möglich.«

Nachdenklich kaute Rankin auf ihrer Unterlippe. »Ich bin mir auch nicht sicher. Wie Bledsoe bereits angedeutet hat: zu viele Zufälle. Was ich persönlich davon halte?« Sie runzelte die Stirn und schickte sich zum Gehen an. »Ich wette, es gibt einen Zusammenhang.«

Hayes blickte ihr nach und rief sich ins Gedächtnis, dass sie ein persönliches Hühnchen mit Bentz zu

rupfen hatte, genau wie Bledsoe und ein paar andere. Konnte es sein, dass Hayes' Vertrauen in den Kerl nicht gerechtfertigt war? Selbst sein alter Partner, Russ Trinidad, wollte nichts mehr mit ihm zu tun haben. »Ich hasse es, das sagen zu müssen«, hatte Trinidad Hayes erst heute Morgen anvertraut, »aber der Kerl ist wirklich lästig. Ich habe dir doch schon gesagt, dass ich so kurz vor dem Ruhestand nicht in dieses Chaos hineingezogen werden möchte. Er will seine Ex-Frau ausbuddeln lassen? Prima. Aber ich will damit nichts zu tun haben.«

Vielleicht hatte Bledsoe nicht ganz unrecht, dachte Hayes und schleuderte seinen Bleistift auf den Tisch. Vielleicht wäre es das Beste, wenn Bentz Jennifers Leichnam exhumieren und einen DNS-Test vornehmen lassen würde, so dass die Sache ein für alle Mal erledigt wäre. Wenn Jennifer Bentz in dem Sarg lag, schön und gut. Und wenn nicht?

Dann, so schätzte er, würde nichts Geringeres geschehen, als dass sich die Pforte zur ewigen Verdammnis öffnete.

Die Schule war ein niedriges, langgestrecktes Backsteingebäude, das ein Bezirksverwaltungsgebäude im Mittleren Westen

hätte sein können, wären da nicht schattenspendende Palmen gewesen, die die Auffahrt säumten. Auch eine der beiden Flaggen verriet den Standort: Neben der Old Glory, dem Sternenbanner der Vereinigten Staaten von Amerika, wehte die Flagge des Bundesstaates Kalifornien mit dem riesigen Grizzlybären vor weißem Hintergrund. Bentz fuhr langsam am Haupteingang der Schule vorbei. Er nahm nicht die Busspur, sondern rollte die lange, überdachte Ein- und Aussteigezone für die Schüler entlang, an deren Ende er einen Parkplatz NUR FÜR LEHRKRÄFTE entdeckte.

Er ignorierte das Schild und setzte in eine freie Lücke, stellte den Motor ab und wartete. Von dieser Stelle aus konnte er einen weitläufigen Gebäudeflügel überblicken, hinter dem er die Kurve einer Aschenbahn für Leichtathleten erspähte.

Jetzt hätte er gern eine Zigarette gehabt. Vielleicht wegen der, die er gestern Abend am Strand geraucht hatte. Oder aber, weil er vor einer Mittelschule stand, wo er sich mit zwölf durch seine erste Zigarette gehustet hatte.

Die Schule war zu Ende, das Schulgelände leer bis auf ein paar Kids mit Rucksäcken, manche mit Skateboards, die über die angrenzenden Parkplätze

und Gehsteige sausten. Bentz vermutete, dass die meisten Lehrer und Verwaltungsangestellten noch beschäftigt waren, den Unterricht für den nächsten Tag vorbereiteten oder Klassenarbeiten korrigierten.

Zu zweit oder zu dritt, manche auch allein, kamen sie schließlich herausgeschlendert. Sie plauderten, lachten, klimperten mit den Schlüsseln und setzten ihre Sonnenbrillen auf. Ein paar blickten ihn fragend an und prägten sich vermutlich sein Nummernschild und sein Außeres ein ... ein Kerl, der in der Nähe einer Schule herumlungert. Eine gouvernantenhaft wirkende Frau in rotem Rock, weißem Shirt und blauer Kasackbluse schien ihn ansprechen zu wollen. Sogar ihre Sandalen waren in den Nationalfarben gehalten: rot-weiße Riemchen mit blauer Sohle. Doch anstatt auf direkten Konfrontationskurs zu gehen, bedachte sie ihn mit einem eisigen Blick, dann stieg sie in ihren grünen Honda und ließ den Motor aufheulen. Bentz sah, wie sie das Headset ihres Handys aufsetzte und sich offenbar anschickte, die 911 zu wählen, so dass vermutlich jede Sekunde die Polizei hier auftauchen und ihn vernehmen oder verhaften würde.

Nur zu!, dachte er und beobachtete einen Fetzen Papier, der in ihrem Fahrtwind aufwirbelte.

Doch noch bevor die Kavallerie eintraf, sah Bentz Tally White aus einer der Glastüren kommen, ins Gespräch vertieft mit einer Kollegin. Tally war groß, fast eins achtzig, und hatte über die Jahre ein paar Pfund zugelegt. Sie war immer ein bisschen zu dünn gewesen, gebaut wie eine Läuferin, doch heute zeigten sich Kurven unter ihrer pfirsichfarbenen Hose und dem dazu passenden Mantel. Ein paar graue Strähnen hatten sich in ihr braunes Haar geschlichen, das zu einem hochgestuften Bob geschnitten war. Ihre Kollegin war gut zehn Zentimeter kleiner als sie, eine kräftige Schwarze mit einer riesigen Sonnenbrille auf der Nase, die ihr halbes Gesicht verdeckte. Wilde Korkenzieherlöckchen wurden von einem Kopfband mehr schlecht als recht aus ihrer Stirn gehalten. Die beiden Lehrerinnen unterhielten sich lachend, während sie zu ihren Autos gingen, die ein Stück von seinem Escape entfernt parkten. »Vorhang auf«, sagte Rick zu sich selbst, stieg aus dem Wagen und sagte: »Hi, Tally.«

Sie blickte zu ihm herüber und wäre fast gestolpert, als sie Bentz erkannte.

»Großer Gott, Rick?« Sie blinzelte unsicher, als brauchte sie eine Brille. »Rick Bentz?«

»Schön, dich zu sehen.«

»Aber warum bist du ...? Ich meine, ich weiß, dass du angerufen hast und dass ich dich hätte zurückrufen sollen, aber ich wusste nicht, dass du hier bist, in Kalifornien.« Sie spähte nervös über den Parkplatz, als suchte sie nach einer Fluchtmöglichkeit oder als fürchtete sie, dass jemand sah, wie sie mit ihm sprach. Dann straffte sie sichtbar die Schultern und wappnete sich. Gegen Rick. »Wow. Ich ... ich hätte nicht gedacht, dass ich dich je wiedersehen würde.«

»Ich möchte mit dir reden«, sagte er. »Über Jennifer.« Tally wurde unter ihrer Bräune blass. »Hier?«, fragte sie dann mit einem Blick über den Parkplatz. »Ich lade dich zu einer Tasse Kaffee ein. Oder zu einem Glas Wein?«

»Ah, nein ...« Plötzlich erinnerte sie sich an ihre Kollegin. »Oh. Sherilou« - Tally deutete mit der Hand, in der sie die Büchertasche hielt, auf Bentz -, »das ist Rick Bentz, ein alter ... der Mann einer meiner Freundinnen. Rick - das ist Sherilou. Wir unterrichten beide Englisch.« Sherilou nahm Bücher und Handtasche in die andere Hand und tauschte mit Bentz einen Händedruck. »Sehr erfreut«, sagte sie, obwohl das eine offensichtliche Lüge war. In ihren Augen war Misstrauen zu erkennen, und ihr Händedruck war schwach. Unsicher.

»Ich fahr dann mal lieber«, sagte sie mit einem falschen Lächeln zu Rick.

»Nett, Sie kennengelernt zu haben«, erwiderte dieser. Die Sonne funkelte auf der Kühlerhaube von Tallys VW. »Ebenso«, sagte Sherilou, und dann, an Tally gewandt: »Ich muss jetzt los.«

»Bis morgen«, sagte Tally, und Sherilou eilte von dannen, verstaute ihre Büchertasche im Kofferraum eines blauen Prius und glitt hinters Lenkrad. Tally beobachtete, wie sie davonfuhr, dann wandte sie sich Bentz zu und blickte ihn mit zusammengekniffenen Augen an. »Wie geht es Kristi?«, erkundigte sie sich. »Sie und Melody haben den Kontakt verloren.«

»Gut. Sie heiratet dieses Jahr.«

»Das werde ich Melody erzählen. Sie ist auch schon verheiratet. Hat ein dreijähriges Kind und erwartet das nächste.« Tally verdrehte die Augen, dann zog sie Fotos aus ihrem Portemonnaie und zeigte Bentz voller Stolz zwei Schnappschüsse von einem flachsblonden kleinen Mädchen. Der Dreikäsehoch posierte mit einem Stofftier, einem weißen Kaninchen, vor einem blauen Hintergrund. »Süß«, sagte er aufrichtig.

»Ja. Wer hätte gedacht, das aus mir mal eine Großmutter wird?« Sie steckte das Foto zurück ins

Portemonnaie und verstaute dieses wieder in ihrer Handtasche, doch ihre Augen funkelten. »Es ist eigenartig, aber ich finde es toll.«

»Das glaube ich dir.«

Sie bemerkte seinen ernsten Ton und seufzte. »Also, raus damit. Was willst du wissen und warum?« Die Sonne wanderte tiefer, ein paar Nachzügler kamen aus dem Schulgebäude geeilt. Bentz erzählte Tally alles, mit Ausnahme der Tatsache, dass er glaubte, seine tote Frau hin und wieder leibhaftig vor sich zu sehen. Dieses kleine Detail behielt er lieber für sich.

Sie sagte nichts. War völlig verblüfft, als er ihr die Abzüge der Fotos reichte und die Kopie der mit einem roten Fragezeichen versehenen Sterbeurkunde.

»Heiliger Petrus.« Sie schüttelte ungläubig den Kopf und betrachtete eingehend das Foto, auf dem Jennifer ins Auto stieg. »Das - das kann nicht Jennifer sein«, sagte sie leicht verunsichert und blinzelte Bentz bestätigungsheischend an. »Das wissen wir doch beide. Wir waren schließlich dort ... bei der Beerdigung. Sie lag im Sarg.« Tallys Hände begannen zu zittern. »Ich meine, das ist einfach unmöglich.« Ihre Stimme war schwach, ein Flüstern. Dann räusperte sie sich, straffte die Schultern und riss sich zusammen. »Die Frau auf dem Bild, sie, ähm ...

sie ist eine Doppelgängerin ...«

»Scheint so.«

»... aber auf keinen Fall Jen.« Tally klang nicht überzeugt. »Jemand ... jemand erlaubt sich einen Scherz mit dir. Ja, das glaube ich, aber mal ehrlich, ich weiß nicht, was du von mir willst.« Sie blickte wieder auf das Foto und erschauderte. »Ich will nur wissen, ob dir in den letzten Wochen ihres Lebens irgendeine Ungereimtheit aufgefallen ist. Irgendetwas Untypisches. Oder ob sie dir etwas anvertraut hat.«

»Mein Gott, das ist wirklich unheimlich. So surreal.«

»Ja, das finde ich auch, doch erinnerst du dich an irgendetwas, Jennifer betreffend, das ich womöglich nicht weiß?«

»Das ist so lange her ...« Ihre Stimme verklang, und für einen kurzen Augenblick dachte Rick, sie würde nicht antworten. Doch schließlich sagte sie: »Jennifer war voller Ungereimtheiten, das weißt du. Einen Tag war sie so, den anderen so und den dritten wieder anders. Ich bin mir nicht sicher, ob sie glücklich war«, fügte Tally achselzuckend hinzu. »Das dachte ich mir.«

»Die Zeit, als die Kinder noch gemeinsam zur Schule gingen, war, gelinde gesagt, schwierig.«

»Sie hat aber nichts Außergewöhnliches gesagt oder getan?«

»Ach du meine Güte.« Tally blickte auf ihre Zehen in den offenen Schuhen und runzelte gedankenversunken die Stirn. »Wie ich schon sagte: Es ist lange her. Sie rang mit sich, denn sie hatte ... ähm ... sie hatte sich einen Geliebten genommen.« Tally blickte Bentz an, ihre Wangen brannten, doch er nickte nur und ermutigte sie, weiterzusprechen. »James.«

»Ich ... das weiß ich nicht genau. Sie hat seinen Namen nie erwähnt.«

»Mein Bruder, der Geistliche.«

Sie leckte sich nervös die Lippen und blickte in eine andere Richtung. Offenbar schien sie etwas zurückzuhalten, also half er ihr ein wenig auf die Sprünge. »Ich weiß, dass James Kristis leiblicher Vater war.« Selbst nach all den Jahren fiel ihm dieses Eingeständnis schwer. Es war ein schwerwiegender Vertrauensbruch gewesen, gleich von zwei Seiten, von seinem Bruder und von seiner Frau. Zur Hölle damit! »Ich weiß, dass sie sich in San Juan Capistrano getroffen haben, in einem Inn.«

»In der Mission Saint Miguel, ja. Dort und irgendwo in Santa Monica.«

Auch Shana hatte den Pier erwähnt, und es machte ihn rasend, wenn er daran dachte, wie oft Jennifer vorgeschlagen hatte, einen Tag dort am Strand zu verbringen. Wie sie mit Kristi in den Vergnügungspark gegangen waren, von welchen Restaurants aus sie den Sonnenuntergang betrachtet hatten. »Sie liebte den Strand«, sagte er.

»O ja.« Tallys Augenbrauen schossen in die Höhe. »Jennifer war nicht dafür gemacht, die Frau eines Polizisten zu sein. Sie war frustriert, glaube ich, weil sie ihr Bestreben, Künstlerin zu sein, Kristi zuliebe aufgegeben hatte. Nicht, dass sie eine schlechte Mutter war ...« *Ach, richtig. Die heilige Jennifer.*

»Sie hat Kristi geliebt«, fuhr Tally fort. »Das weiß ich. Doch sie fand es schrecklich, dass sie nicht deine Tochter war, Rick. Das hat sie immer wieder gesagt. Sie war zerfressen von Schuldgefühlen.«

»Offenbar nicht genug, um ihr Verhalten zu ändern.«

»Nein«, pflichtete ihm Tally seufzend bei. Zwei Mädchen eilten im Laufschritt vorüber und riefen: »Hi, Mrs. White!«

»Hi, Brinn, hallo, Marcy.« Tally zwang sich zu einem Lächeln, dann wandte sie sich wieder Bentz zu. »Die Schuldgefühle waren wohl nicht groß

genug, um sie dazu zu bringen, etwas zu ändern. Vielleicht hätte das nichts und niemand geschafft. Sie hat dich geliebt, aber sie war besessen von James, wenn man das so sagen kann. Es tut mir leid, aber viel mehr weiß ich nicht. Du hast sie so gut gekannt wie alle anderen.«

»Ich habe den Eindruck, sie so gut wie gar nicht gekannt zu haben.« Und das war noch die Untertreibung des Jahrhunderts.

»Dann geht es dir nicht anders als uns.« Sie berührte seinen Arm, dann überlegte sie es sich jedoch und zog ihre Hand weg. Mit einem Seufzer fügte sie hinzu: »Das hat jetzt nichts mit dir zu tun, Rick, doch Jennifer hat mir einmal erzählt, sie habe dich geheiratet, weil sie von dem anderen Kerl loskommen wollte.«

»Von James?«, fragte er.

Sie schüttelte den Kopf. »Jemand, den sie schon vor dir gekannt hatte.«

»Alan Gray?« Bentz wunderte sich, warum ihm dieser Name einfiel.

»Ich kann mich nicht erinnern ...« Tally zögerte, dann lehnte sie sich mit der Schulter gegen die Türstrebe ihres Käfers. »Du hast recht. Ich glaube, so hieß er. Einmal, als wir zusammen ausgegangen

waren, hatte Jennifer zu viele Martinis getrunken und sagte, der Grund dafür, dass sie dich geheiratet habe, sei der, dass Alan einen Hang zur Gewalt habe. Dass er zwanghafte Züge besäße und sie unter Alkoholeinfluss sogar einmal mit Handschellen ans Bett gefesselt habe. Als er wieder nüchtern gewesen sei, habe er sich entschuldigt, aber sie habe ihm nie verziehen.«

Bentz rührte sich nicht. Zorn wallte in ihm auf. Auf Gray. Auf seine Ex-Frau. Diese Geschichte hatte Jennifer ihm nie erzählt.

Entsprach sie der Wahrheit? Oder war es bloß eine schnell zurechtgelegte Lüge, um Mitleid zu erwecken oder eine Erklärung zu liefern, warum sie einen Millionär wegen eines Polizisten hatte sitzenlassen?

Er wusste es nicht. Jennifer verstehen zu wollen, war wie auf Treibsand zu gehen - man hatte nie festen Boden unter den Füßen.

»Sie sagte, sie würde ihn - Alan - verdächtigen, außer den Immobiliengeschäften noch in etwas anderes verstrickt zu sein, womöglich in etwas Illegales. Worum es sich dabei handelte, weiß ich nicht, aber so habe ich sie verstanden. Natürlich konnte man sich bei Jennifer nie ganz sicher sein. Sie hat großes Aufhebens darum gemacht, ich musste ihr

schwören, mit niemandem darüber zu sprechen.«

Es ärgerte Bentz, dass er davon nichts gewusst hatte. »Und es ist dir nicht eingefallen, mir nach ihrem Tod davon zu erzählen?«

Tally blickte abrupt auf, plötzlich besorgt. »Nein. Warum hätte ich das tun sollen?« Und dann begriff sie. »Es war doch Selbstmord, oder? Davon sind alle ausgegangen. Es gab schließlich einen Abschiedsbrief, oder?« Sie wirkte verunsichert, schien sich zu fragen, ob sie nicht zu viel ausgeplaudert hatte. »Sieh mal, ich weiß nicht, was das jetzt noch für eine Bedeutung hat. Außerdem muss ich los. Mehr weiß ich wirklich nicht. Keine Ahnung, ob du etwas damit anfangen kannst.«

Das wusste er auch nicht. Aber es war immerhin etwas. »Danke«, sagte er und zog eine Karte aus seiner Brieftasche. Auf die Rückseite kritzelte er seine neue Handynummer. »Wenn dir noch was einfällt ...« Er reichte ihr die Karte, und sie schloss die Hand so fest darum, dass sie sie fast zerknüllte.

»Natürlich«, versprach sie, aber sie wussten beide, dass das gelogen war. Tally White wollte nichts mehr mit ihm zu tun haben und auch nicht an seine tote Ex-Frau erinnert werden.

Rick trat von ihrem Wagen zurück, und sie zog die

Fahrertür hinter sich zu und drehte den Zündschlüssel. Einen Augenblick später schoss Tally in ihrem VW Käfer vom Lehrerparkplatz, darauf bedacht, möglichst schnell Abstand zwischen sich und Bentz zu bringen. Aber war das etwas Neues? So reagierten die Leute nun mal auf ihn.

21

Ich stehe allein im Aufzug.

Langsam, mit einem lauten Knirschen, fährt die große Kabine in die Höhe. Als ich den ersten Stock erreiche, ist niemand zu sehen.

Gut. Das kahle Treppenhaus ist ebenfalls leer. Perfekt.

Auf leisen Sohlen schleiche ich den Gang entlang zu meinem abgeschiedenen Zimmer, dem fensterlosen Raum, in dem ich ganz allein bin. Niemand weiß von diesem Ort, niemand würde mich damit in Verbindung bringen. Die Wände sind hier aus Pressspanplatten, eine einzelne Glühbirne verbreitet ein hartes, grelles Licht. Ich schließe die

Tür. Sperre ab.

Prüfe das Schloss, um sicherzugehen, dass es stabil ist. Dann atme ich tief aus und sehe mich in dem Raum um, den viele für eine Zelle halten würden. Doch hier drinnen, ganz allein, bin ich frei. Für gewöhnlich hasse ich es, allein zu sein, aber wenn ich hier bin, nicht. Nicht an diesem Ort, der meine Zufluchtsstätte ist. Hier finde ich endlich Frieden. Bei einem meiner früheren Ausflüge an diesen ruhigen Ort habe ich einen Ganzkörperspiegel an einer der Wände aufgehängt - um Gesellschaft zu haben. Dem Spiegel gegenüber habe ich große Plastikbehälter mit Kleidung und Make-up aufgestapelt. Außerdem habe ich eine kurze Stange zwischen den Wänden montiert, um Kleidersäcke mit den besseren Stücken aufzuhängen, die Kleider, Blazer und Hosen, die ich meinem ganz besonderen Zweck vorbehalte. Ich habe hier sogar einen Computer, einen Laptop, den ich benutze, wenn ich auf dem Sitzsack aus falschem Leopardenfell hocke. In einer Ecke stehen ein Stuhl und ein Klapptisch mit einer kleinen, batteriebetriebenen Lampe darauf. Es gibt ein schmales Bücherregal, dass ich ohne Hilfe zusammengeschraubt habe. Die einzigen Bücher auf den Brettern sind Foto- und Sammelalben, die ich seit

Jahren aufhebe.

Nachdem ich das Schloss ein weiteres Mal überprüft habe, suche ich meinen iPod und stecke ihn ein. Heute höre ich R.E.M. Vor mich hin summend, gebe ich mich dem Beat hin, ziehe die dicken Alben aus dem Regal und lasse mich auf den Stuhl plumpsen, wo ich die Seiten aufblättere. Manche der Bilder und Artikel sind mit den Jahren vergilbt, aber alle sind in makelloser Ordnung, weil ich sie sorgfältig sortiert habe. Fotos von Bentz. Artikel über ihn. Sein ganzes Leben als Polizeibeamter.

Auf einem Foto ist Detective Bentz an einem Tatort direkt hinter dem gelben Polizeiband zu sehen, wie er mit zwei anderen Beamten spricht - das Haus, in dem das Opfer gefunden wurde, im Hintergrund. Doch der kleine Bungalow mit der blühenden Glyzinie auf der Vorderveranda interessiert mich nicht, genauso wenig das Blut, das noch auf der Eingangstreppe zu erkennen ist.

Nein. Ich konzentriere mich auf Bentz. Dieses gutaussehende Arschloch.

Diese Aufnahme zeigt ihn im Profil. Seine Züge sind herb und markant, seine Kiefer zusammengebissen, die schmalen Lippen vor Ärger aufeinandergepresst. Immer der clevere Cop.

»Mistkerl«, sage ich leise.

Ich stoße auf ein anderes Foto, das ihn im Riesenrad in einem Vergnügungspark zeigt. Kristi sitzt neben ihm. Auf dem Bild ist sie sieben. Bentz hat die Lippen zu einem breiten Grinsen verzogen - eine der wenigen Aufnahmen, auf denen er vergnügt ist.

Das leicht unscharfe Foto ist rund zwanzig Jahre alt. Ich fahre mit den Fingern über die Bilder, wie ich es schon Hunderte Male getan habe. *Zwanzig Jahre! Zwanzig verdammte Jahre. Aus dem Kind ist eine Frau geworden.* Es stimmt, denke ich betrübt, die Zeit verfliegt. Aber jetzt nicht mehr. Jetzt steht die Zeit still. Diese Seiten mit ihren durchsichtigen Plastikhüllen sind gefüllt mit seinem Leben. Alte Fotos von seiner ersten Hochzeit verblassen, die Hochzeitsgarderobe des glücklichen Paares zeugt von einem anderen Zeitabschnitt. Die Musik fließt durch mich hindurch, und ich blättere rasch um, nach vorn, meine Finger zwingen die Jahre, zu vergehen, schneller und schneller. Bis ich bei der Gegenwart ankomme. Die Bilder jüngeren Datums, die seine neue Frau Olivia zeigen, sind scharf und haben frische Farben. *Neue Frau.*

Das werden wir ja sehen.

Ein Foto, auf dem die Schlampe direkt in die

Kamera blickt, erweckt meine Aufmerksamkeit. Olivia wirkt heiter und lächelt wissend, als kenne sie ein Geheimnis, als könnte sie meine Gedanken lesen. Was für eine Irre!

Wenn ich mir vorstelle, dass Bentz tatsächlich glaubt, er sei glücklich mit einer Frau, die nicht alle Tassen im Schrank hat! Eine Hellseherin? Wenn das der Fall wäre, sollte sie sich Sorgen machen. Große Sorgen.

Doch natürlich ist sie eine Schwindlerin. Nehmen Bentz und sie ihre »Visionen« etwa für bare Münze? Nun, was hältst du davon, Olivia? Stell dich schon mal auf das ein, was mit dir passieren wird! Wie findest du es, sechs Fuß unter der Erde zu liegen, hm?

Rick Bentz wird dich nicht retten können. Und er wird endlich begreifen, was echte Seelenqual ist. Ich blicke die Frau an, die zu mir emporstarrt. So selbstgefällig. So selbstzufrieden. Als dächte sie wirklich, sie könne in die Zukunft blicken.

»Niemals«, flüstere ich ihr zu. »Auf gar keinen Fall.« Doch ihre lächelnden Lippen gehen mir an die Nieren. Hat sie in der Vergangenheit tatsächlich die unheimliche Fähigkeit besessen, Morde vorherzusehen?

Wird sie ihren eigenen ebenfalls vorausahnen?, frage ich mich - ein prickelnder Gedanke, der mein Blut in Wallung bringt, wobei es mir nicht so sehr um *ihren* Schmerz und *ihr* Leid geht, sondern um den Schmerz und das Leid von Bentz.

Er wird derjenige sein, der mit dieser Seelenpein zurechtkommen muss - der Qual zu wissen, dass die Frau, die er liebt, seinetwegen unerträglichem, nervenzerrüttendem Grauen und abgrundtiefem, bodenlosem Schmerz ausgesetzt ist.

Doch ich darf mir nicht selbst vorgreifen. Alles wird sich fügen, aber meine Aufgabe ist noch lange nicht erledigt. Da sind noch diejenigen, die vernichtet werden müssen, weil sie ihren Zweck erfüllt haben, Bentz Informationen über Jennifer zukommen zu lassen. Die, die sie gut gekannt haben und nun nicht länger von Nutzen sind. Ich atme tief ein.

Um mir meine Mission vor Augen zu rufen, mein Ziel im Blick zu behalten, greife ich in die Tasche und ziehe meinen Pomeroy 2550 heraus, ein putziges kleines Multifunktionswerkzeug, das seine scharfen Klingen in einer harmlosen Kunststoffgriffschale verbirgt. Es sieht so aus wie ein rosafarbenes Maniküre-Set, doch zieht man an einer der winzigen Einkerbungen, wird es zu einer tödlichen Waffe. Man

kann einen Korkenzieher, einen Schraubenzieher, einen Nagelknipser, eine kleine Schere und ein klitzekleines Messer ausklappen, das scharf ist wie das Skalpell eines Chirurgen.

Mein Lieblingswerkzeug. Die hauchdünne Klinge eignet sich perfekt.

Grinsend praktiziere ich das neuentdeckte Ritual, das meine Entschlossenheit untermauert: Ich summe den Refrain von »Losing My Religion« mit und ziehe die Klinge langsam über die Innenseite meines Handgelenks. Ein schneidender Schmerz.

Mit einem Zischen ziehe ich die Luft ein und gerate aus dem Takt. Der Schmerz ist bittersüß. Ich finde die Melodie wieder und summe weiter mit. Ungeduldig schaue ich zu, wie das Blut in voller Schönheit hervorquillt. *Mein* Blut, das sich von meiner Haut abhebt. Ehrfurchtsvoll und wie gebannt von dem Bild, das ich schaffe, träufele ich die dicken roten Tropfen auf das Foto von Olivia. Sie lächelt durch einen beinahe undurchsichtigen roten Schleier zu mir hoch. Nichtsahnend. Furchtlos.

Ich verschmiere das Blut auf der Plastikhülle, die ihr Foto schützt, und sie lächelt weiter. Armselige, dämliche Schlampe.

»Sag nicht, ich soll dir noch einen Gefallen tun«, sagte Montoya, als Bentz ihn zur Rushhour von dem verstopften L.A. Freeway aus anrief. Er hatte das Fenster einen Spaltbreit geöffnet, doch jetzt schloss er es und stellte die Klimaanlage höher.

»Du hast doch sowieso Dienstschluss.«

»Und ich dachte, ich fahre jetzt nach Hause, verbringe den Feierabend mit meiner Frau und entspanne mich. Das ist deine Angelegenheit, Bentz, nicht meine.« Trotz seiner Meckerei klang Montoya nicht genervt.

»Schon gut, schon gut, aber ich könnte etwas Hilfe gebrauchen.«

»Und wie soll die aussehen?«

»Weitere Recherchen im Internet und in den Polizeiakten.«

»Großartig.«

»Ich brauche den Namen einer Astrologin - keine Ahnung, ob sie noch praktiziert oder überhaupt noch lebt. Alles, was ich habe, ist ein Vorname: Phyllis.«

»Kein Nachname? Sonst nichts?«

»Sie hat irgendwo in der Gegend von Los Angeles gelebt oder gearbeitet. Außerdem könntest du dich schlau machen, ob Alan Gray noch geschäftlich tätig ist. Er ist Bauunternehmer in Südkalifornien.

Zumindest war er das vor fünfundzwanzig Jahren.«

»Alan Gray?«, wiederholte Montoya. »Hab ich den Namen schon mal gehört?«

»Vermutlich hab ich ihn mal erwähnt. Er ist eine große Nummer. Multimillionär, hatte ein Haus in Malibu, glaub ich, außerdem ein Apartment in New York und ein Anwesen irgendwo in Italien. Er hatte sogar eine Yacht unten in Marina del Rey vor Anker liegen, wenn ich mich recht erinnere. Er war mit Jennifer zusammen, bevor sie und ich ein Paar wurden, und ich möchte, dass du herausfindest, ob er noch in der Gegend ist.«

»Du verlangst ja gar nicht viel.«

»Nur das Nötigste«, bestätigte Bentz und legte auf. Es war später Nachmittag, die Sonne stand tief am Himmel, die Hitze des Tages setzte sich in den Asphalt. Bentz beschloss, sich bei Oscar's, einem Restaurant in seiner alten Wohngegend, das Jennifer und er oft besucht hatten, etwas zum Abendessen zu bestellen. Er brauchte einen ruhigen Ort, an dem er auf Überbleibsel seiner Vergangenheit stoßen würde und versuchen konnte, das, was er über seine Ex-Frau erfahren hatte, zu einem Bild zusammenzusetzen - ein Bild, das sich jeden Tag änderte, ganz so, als wäre Jennifer ein Chamäleon gewesen. Bentz hoffte,

das Alte mit dem Neuen in Verbindung bringen zu können, um eine Vorstellung von der Frau zu gewinnen, die ihm von Tag zu Tag fremder wurde.

Selbst im Tod war ihm Jennifer Nichols-Bentz ein absolutes Rätsel.

Shana Mclntyre war höllisch sauer, als sie ihr mit Zedernholz vertäfeltes Ankleidezimmer betrat und sich das Stirnband vom Kopf riss.

Sie hätte niemals mit Bentz reden sollen, ihm niemals vertrauen, niemals etwas über Jennifer preisgeben dürfen. Die Frau war tot, verdammt noch mal! Sie war gegen einen Baum gefahren und glücklicherweise zur Ruhe gekommen.

In dem geräumigen Ankleidezimmer mit angrenzendem Bad streifte Shana ihren Tennisrock und das ärmellose Shirt ab und stellte sich nackt vor den Spiegel, der vom Fußboden bis zur Decke hinaufreichte. Nicht schlecht für eine Frau Ende vierzig, befand sie, obwohl sie in den nächsten fünf Jahren über eine weitere Brustoperation und ein Gesichtslifting nachdenken sollte. Es wäre schön, die Brüste vergrößern zu lassen, eine Körbchengröße zuzulegen, von B auf C. Die Bauchdecke hatte sie bereits straffen und außerdem Fett absaugen lassen.

Sie zog die Haut um Kinn und Mund zurück. Die Falten waren nicht allzu schlimm, aber die Gesichtszüge hingen leicht, etwas, das sich nur verschlechtern konnte. Jennifer Bentz hatte sich nie Sorgen über Lachfalten, Altersflecken oder Cellulite machen müssen. Ein früher Tod war beängstigend, hatte aber auch etwas Verführerisches.

Shana war davon überzeugt, dass Jennifer tot war, und zwar seit zwölf Jahren. Wer immer Bentz diese Fotos geschickt hatte, machte ihm etwas vor.

Warum also hatte sie, Shana, es für nötig befunden, mit Bentz zu spielen? Natürlich hatte sie ihre Zweifel, was Jens Tod anging, aber dass die Frau noch am Leben war, daran glaubte sie nicht.

Das liegt daran, dass du dich zu ihm hingezogen fühlst, raunte eine Stimme in ihrem Kopf, obwohl sie das nie zugegeben hätte. Zu einem Bullen? Niemals. Trotzdem ließ sich nicht leugnen, dass Bentz sexy war, selbst jetzt noch, und in letzter Zeit war Shana nicht gerade mit Sex verwöhnt worden. Leland war einst ein leidenschaftlicher Mann gewesen, unersättlich, aber mit zunehmendem Alter und auftretenden gesundheitlichen Problemen hatte sein Interesse an der Liebe nachgelassen, genau wie seine Potenz.

Sie konnte noch so viel reden, er suchte einfach keinen Arzt auf oder erkundigte sich nach Viagra. Allein den Vorschlag fasste er als einen Affront gegen seine Männlichkeit auf. Welche Männlichkeit?, dachte sie ungnädig, und um die Wahrheit zu sagen, verlor sie langsam das Interesse an dem Mann, für den sie früher einen Mord begangen hätte, nur um ihn heiraten zu können. Hatte sie ihn nicht seiner ersten Frau ausgespannt, dieser dämlichen Isabella? Rick Bentz dagegen strotzte trotz seines leichten Hinkens vor Manneskraft. Er brachte ihre Gedanken dazu, auf verschlungenen, dunklen Pfaden der Verführung zu wandeln. Jennifer hatte angedeutet, er wäre ein großartiger Liebhaber. Sie hatte darauf bestanden, dass sie ihm nicht wegen des Sex untreu geworden war, sondern weil das Verbotene sie gereizt hatte - mit einem Priester, dem Halbbruder ihres Ehemannes, ins Bett zu gehen.

Andererseits war Jen ziemlich verkorkst gewesen, das hatte Shana oft gedacht, wenn sie zusammen gewesen waren. Doch das schien zu einem anderen Leben zu gehören. Es war Geschichte, schon lange bevor sie die grauen Strähnen in ihrem Haar und die Anzeichen der Schwerkraft an einst straffen Teilen ihres Körpers bemerkt hatte. Mein Gott, es war die

Hölle, alt zu werden ... *älter zu werden,* rief sie sich ins Bewusstsein. Sie war noch keine fünfzig, und sie kannte viele Frauen über sechzig, die immer noch fabelhaft aussahen, auch wenn sie hart dafür arbeiten mussten.

Sie fasste wieder ihre Figur ins Auge und nahm sich vor, sich zusammenzureißen. Man sagte ihr immer wieder, wie schön sie sei, wie großartig sie aussehe, und bislang hatte noch niemand »für dein Alter« hinzugefügt, was diese Komplimente zunichte gemacht hätte.

Sie warf sich ein großes Baumwolltuch über, obwohl dazu kein Grund bestand. Das Hausmädchen war schon lange fort, auch der Gärtner war gegangen und Leland war *wieder mal* unterwegs, um irgendeinen dicken Fisch in Palm Springs an Land zu ziehen.

Sie eilte die Marmorstufen hinunter, durch die verglaste Veranda über die Terrasse in den Garten, wo Dirk laut die Chihuahuas der Nachbarn verbellte, die auf der anderen Seite von Hecke und Zaun kläfften. »Aus«, sagte Shana und zerrte Dirk ins Haus. Sie schob ihn in den Hauswirtschaftsraum, der an Küche und Diele angrenzte, und schloss die Tür.

Sie wollte einfach ein wenig allein sein, ohne dass

Lelands Hund ihr Kopfschmerzen bereitete. Mittlerweile verbrachte sie mehr Zeit mit dem verdammten Köter als mit ihrem Ehemann.

Ihr Blick fiel auf den Kühlschrank, und sie musste an die Schokosahnetorte denken, die darin stand. Das war eins der Rituale, die sie sich zugestand: Jede Woche kaufte sie ein anderes verschwenderisches Dessert und ließ es im dritten Kühlschrankfach stehen, von wo aus es unablässig nach ihr rief. Sie gestattete sich einen Bissen himmlischen Genusses und ließ den Rest dunkel und trocken werden. Zitronenbaiser oder Key Lime Pie, das süßsaure Nationaldessert Floridas, Kokosnuss-Pie oder Boston Cream Pie mit Vanille, Schokotoffee-Kuchen oder Eclairs. Sie alle hatten ihren festen Platz auf der Glasplatte in Augenhöhe, bis sie am nächsten Samstagabend entfernt wurden. Ihr Ritual der Selbstbeherrschung und Kontrolle. Heute würde sie nicht mal die Tür öffnen. Stattdessen eilte sie nach draußen, über die Terrasse zum Pool. Es war dämmrig, am gegenüberliegenden Ende des Beckens strahlte die Poolbeleuchtung. Das türkisfarbene Wasser war glatt und einladend.

Vor den mosaikgekachelten Stufen ließ Shana das Tuch fallen und kickte ihre Flipflops von den Füßen,

dann ging sie die Stufen hinunter, glitt ins warme Wasser und entspannte sich.

Unbestimmt nahm sie wahr, dass die frechen Chihuahuas mit ihrem Dauergekläffe aufgehört hatten, und leitete mit gleichmäßigen Zügen ihr allabendliches Ritual ein, ihr zweites Workout für heute. Freistil bis zum gegenüberliegenden Poolende, dann eine Bahn Brustschwimmen, zwei Runden Seitenschwimmen, und das Ganze fünfmal. Erst dann würde sie sich einen Drink genehmigen. Neben der weißen Schachtel mit der Schokosahnetorte standen in einem gekühlten Krug fertig gemixte Martinis bereit. Es war eine weitere Willensprüfung: erst die Übungen durchziehen, dann ein großer Drink mit genau drei Oliven. Jennifer hatte Martinis geliebt.

Durchziehen, durchziehen, atmen, durchziehen, durchziehen, atmen, umdrehen.

Jetzt Brustschwimmen. Die Nacht brach herein, der Mond stand hoch am Himmel. Die gedämpfte Außenbeleuchtung warf kleine Lichtkreise auf die Gartenwege. Hellere Strahler waren auf die Stämme der Palmen gerichtet, durch die großen Bogenfenster fiel Licht aus dem Hausinnern. Ein toller Ort zum Leben. Auch wenn ihr Leben in letzter Zeit etwas einsam geworden war. *Durchziehen, durchziehen,*

durchziehen. Sie überließ sich ihrer Routine und zählte im Stillen die Bahnen mit, obwohl ihre Muskeln ihr genau verrieten, wann sie kurz vor dem Ziel stand.

Als sie die letzte Runde Seitenschwimmen beendete, konnte sie die Martinis schon fast schmecken. Sie stieg die Stufen hinauf und griff gerade nach ihrem Baumwolltuch, als sie ein Geräusch vernahm. Einen Schritt?

Auf der anderen Seite von Zaun und Hecke ertönte wüstes Gebell. Im Hausinnern antwortete Dirk mit einem tiefen, warnenden Knurren.

»Großartig«, sagte Shana und schickte sich an, ins Haus zu gehen und dem Hund den Marsch zu blasen. Was zum Teufel war bloß los mit ihm? Er würde die kleinen Ratten doch niemals fertigmachen können, wenn er im Hauswirtschaftsraum eingesperrt war! Obwohl es ihren Nachbarn nur recht geschähe, wenn Dirk diese Knöchelbeißer zu fassen bekäme. Mein Gott, wie sie diese Kläffer hasste! Aus dem Augenwinkel nahm sie eine Bewegung wahr. *Was war das?* Irgendetwas Dunkles. Ein Schatten an der Seite des Hauses. Oder hatte sie sich getäuscht? Furcht packte sie. Ihre Haut kribbelte. Sie spähte angestrengt Richtung Hausseite und sagte sich, dass

dort nichts Ungewöhnliches war, nichts, worüber sie sich Sorgen machen müsste. Trotzdem ... Direkt hinter dem Lichtkegel einer Gartenlampe bemerkte sie eine weitere Bewegung: Etwas streifte durchs Gebüsch. Mit wild klopfendem Herzen starrte sie in die Dunkelheit und schalt sich einen Feigling, ein kleines schwaches Weibchen von genau der Sorte, die sie so verabscheute. Da war es wieder! Etwas oder jemand kam näher geschlichen. Hier stimmte etwas ganz und gar nicht. »Was zum Teufel -?«

Aus heiterem Himmel stürzte eine finstere Gestalt auf sie zu, Füße klatschten auf den Zement, dunkle Augen funkelten.

Shana fing an zu schreien.

Der Angreifer stieß sie in die Mitte, so fest, dass sie ins Straucheln geriet und rücklings in den Pool stürzte, der Angreifer hinter ihr her. *Wumm!*

Shanas Kopf prallte gegen die Poolkante. Schmerz explodierte hinter ihren Augen. Fast wäre sie ohnmächtig geworden, doch sie kämpfte gegen die Bewusstlosigkeit an, um sich zur Wehr setzen zu können.

Der Verrückte ließ nicht von ihr ab, obwohl Shana wild um sich schlug. Behandschuhte Hände umschlossen ihren Hals. Drückten sie unter die

Oberfläche. Durch einen Schleier aus Wasser blickte sie in ein zornverzerrtes Gesicht. Hasserfüllt. Sie sollte versuchen, sich das Gesicht des Monsters einzuprägen, aber sie konnte es nicht, bekam keine Luft mehr.

Lieber Gott, hilf mir. So hilf mir doch jemand, dieser Irre will mich umbringen!

Sie strampelte mit aller Kraft und versuchte, sich im Wasser umzudrehen und so ihren Angreifer unter die Oberfläche zu zerren. Shana war kräftig, eine geübte Schwimmerin, aber sie war bereits erschöpft und konnte der Wucht des Angriffs nicht standhalten. *Nein, lieber Gott, nein!*

Sie hustete. Versuchte, nicht noch mehr in Panik zu geraten.

Einen Weg zu finden, um zu überleben.

Doch sie verlor den Boden unter den Füßen. Ihre Kräfte schwanden, als sie sich bemühte, die stahlharten Hände von ihrem Hals zu lösen und einen gezielten Fußtritt zu landen.

Tritt ihn, Shana, tritt! Oder beiß. Tu etwas!

Doch das war schwierig im Wasser, und ihr Angreifer war wendig.

Ihre Lunge brannte. Ihr Hals stand in Flammen. Sie versuchte zu husten, doch sie bekam keine Luft

heraus. *O Gott, o Gott… nein, nein, nein!*

Alles um sie herum wurde schwarz, verwirbelte über ihr, die Sterne und der Mond umkreisten ihren Kopf, ein Jet durchschnitt den tintenschwarzen Himmel. *Ich werde sterben,* wurde ihr schlagartig klar, und sie ergab sich in ihr Schicksal. Ihre Arme wurden langsamer, sie hörte auf, um sich zu treten.

Sie trieb auf dem Rücken und starrte nach oben, während die Schwärze von ihr Besitz ergriff und sie einen letzten Blick auf den Menschen werfen konnte, der alles darangesetzt hatte, sie umzubringen. *Warum?,* fragte sie sich. *Warum ich?*

In der Ferne hörte sie jemanden rufen. »Rico!« Ihr Nachbar, der die Hunde anschnauzte. »Daisy! Seid still!« Doch die Chihuahuas gaben weiter ihr schrilles Gebell und Gejaule von sich.

Shana schnappte ein letztes Mal nach Luft, dann senkte sich gnädig die Schwärze der Nacht auf sie herab und erlöste sie von ihrer Qual.

22

Der Tag war warm, trotz der Brise, die vom Pazifik herüberwehte. Bentz war wieder in Santa Monica und spazierte über den Pier. An der Stelle, an der

»Jennifer« vor ein paar Tagen in die Bucht gesprungen war, blieb er stehen. Er schauderte, als er runter aufs Meer blickte und sich vorstellte, er sähe ihre geisterhafte Erscheinung in den dunklen Tiefen, ihre blasse, bläuliche Haut mit den durchscheinenden Adern, ihr durchscheinendes Kleid, das sie umwallte wie ein scharlachrotes Totenhemd. Er blinzelte. Natürlich war sie nicht da unten im Wasser, das jetzt in der Sonne in einem hellen Türkisblau schimmerte.

Sein Handy klingelte. Das Display zeigte die Nummer von Jonas Hayes' Privathandy.

»Bentz«, meldete er sich und blickte weiter prüfend aufs Meer. Sein Bein tat weh. Seit seinem mitternächtlichen Bad im Pazifik war der Schmerz schlimmer geworden. Auch er wurde älter, selbst wenn er das nur ungern zugab, außer in Gegenwart von Olivia, die ihn für jung genug hielt, um noch einmal Vater zu werden. Wenn sie ihn jetzt sehen könnte, wie er über die Holzbohlen humpelte und Gespenster im Wasser heraufbeschwor ... »Wir müssen reden.« Hayes' Stimme klang fest, professionell. Offensichtlich hatte er sich seit ihrem letzten Gespräch noch nicht wieder beruhigt.

»Wann?« Bentz kniff die Augen zusammen und spähte zu dem im Schatten liegenden Teil unter dem

Pier hinüber, wo ein Angler in einem Boot seine Leine auswarf und wo Jennifer, wenn er sich nicht verschätzte, bei ihrem Sprung ins Wasser gelandet und anschließend verschwunden war. Soweit er wusste, hatte die Küstenwache keine Leiche von einer Frau in einem roten Kleid gefunden, weshalb er davon ausgehen musste, dass die Frau, die vorgab, seine Ex zu sein, noch am Leben war. Bereit, ihn erneut heimzusuchen. Er hatte Alan Gray gegoogelt, mit Olivia telefoniert und anschließend irgendwas Belangloses im Fernsehen geschaut. Sobald er schlief, spukten immer wieder zusammenhanglose Bilder seiner Ex-Frau durch seine Träume ... Jennifer in dem klitschnassen roten Kleid, die im Wasser die Hand nach ihm ausstreckte. Jennifer am Steuer eines silbernen Wagens mit verschmutzten Nummernschildern. Er wollte zu einem Schluss kommen, einen Hinweis darauf finden, wie eine Frau von einer so exponierten Stelle aus ins Wasser springen und spurlos verschwinden konnte. Deshalb war er heute nach Santa Monica zurückgekehrt, auf der Suche nach Antworten. Heute war der Himmel klar, die Sonne so grell, dass er eine Sonnenbrille trug, um sich vor dem Gleißen zu schützen. Eine sanfte Brise fuhr raschelnd durch die riesigen

Palmwedel. Er blickte auf seine Uhr - seine neue Uhr, die alte hatte nach dem Bad im Pazifik den Geist aufgegeben. »Um wie viel Uhr sollen wir uns treffen?«

»Jetzt würde es passen«, sagte Hayes. »Gib mir dreißig oder vierzig Minuten. Können wir uns irgendwo in Nähe des Zentrums treffen? Ich bin im Büro.«

»Sicher.« Bentz wusste, dass Hayes mit »Zentrum« das Parker Center meinte, das Hauptquartier des LAPD, ein Gebäude, in dem auch die Abteilung für Mord und Raubüberfälle untergebracht war, doch er verstand nicht, weshalb Hayes seine Meinung geändert hatte. Zuletzt hätte er ihn am liebsten umgehend Richtung Osten geschickt, zurück nach New Orleans. Andererseits ließ der professionelle, um nicht zu sagen distanzierte Ton in Hayes' Stimme nicht vermuten, dass es sich um ein nettes Mittagessen handeln sollte.

»Wie wär's mit dem Thai Blossom am Broadway? Das ist nicht weit weg. Gutes Essen. Vernünftige Preise.«

»Das finde ich. Was ist denn los?«

»Das erzähle ich dir, wenn du da bist.« Hayes legte auf und ließ Bentz mit einem mulmigen Gefühl

zurück. Es war untypisch für Hayes, dass er so geheimnisvoll und kurz angebunden tat. Etwas war definitiv im Busch, und zwar nichts Gutes. Bentz machte kehrt und humpelte, auf den Gehstock gestützt, zurück zu seinem Mietwagen. Heute Morgen hatte er die doppelte Dosis Ibuprofen einnehmen müssen, und er hatte die Tabletten mit einer großen Tasse Kaffee hinuntergespült.

Natürlich hatte die ganze Rennerei durch den Sand nicht gerade zur Besserung beigetragen. Trotzdem hatte er die Unterseite des Piers bei Tageslicht erkunden wollen in der Hoffnung, auf eine Möglichkeit zu stoßen, die die Frau zur Flucht genutzt haben konnte. Auf eine Leiter, ein Seil, einen Steg. Doch als er sich am Strand entlanggeschleppt und nach oben geblickt hatte, hatte er nichts außer der massiven Konstruktion auf ihren Stützbalken entdeckt, eingestrichen mit Kreosot und Teer. Keine Fluchtmöglichkeit. Bei Tageslicht zeigte die Bucht von Santa Monica ein anderes Gesicht. Zwar herrschte auch jetzt eine Art Karnevalsatmosphäre, doch alles wirkte weit weniger düster und bedrohlich. Der Pacific Park wimmelte vor Geschäftigkeit, aus den Fahrgeschäften tönten die Schreie der begeisterten Besucher. Es waren viele Leute

unterwegs, zu Fuß und auf Fahrrädern, manche joggten, andere betrachteten die Schaufenster der umliegenden Geschäfte. Männer hatten ihre Angelruten auf dem Pier ausgeworfen, am Strand tummelten sich Leute, Kinder spielten im Sand. Nichts Bedrohliches, Düsteres.

Fast so, als hätte er die schaurige nächtliche Szene geträumt. Zusammen mit den Leuten der Sicherheitsfirma hatte er zweimal die Webcam überprüft, doch wegen irgendeiner technischen Störung konnte der Film nicht abgespielt werden. »Geben Sie mir noch einen Tag«, hatte der Techniker gesagt, doch Bentz war sich nicht sicher, ob tatsächlich technische Mängel der Grund dafür waren oder vielmehr Probleme mit der Genehmigung. Er war skeptisch, ob er die Aufzeichnungen der Kamera überhaupt je zu Gesicht bekommen würde.

Er blickte ein letztes Mal aufs Meer hinaus. Wie konnte eine Frau ins Wasser springen und dann verschwinden? Vielleicht würde Hayes ihm bei der Beantwortung dieser Frage helfen.

»Vielleicht«, murmelte er, als er ins aufgeheizte Innere seines Mietwagens stieg. Er wendete rasch, dann trat er aufs Gas und raste über mehrere gelbe Ampeln. Ausnahmsweise war der Verkehr dünn, und

er entdeckte weder einen Beschatter, noch erblickte er »Jennifer«. Während der Fahrt spielte er mit dem Gedanken, Hayes würde mit ihm über den Caldwell-Fall reden, ihn mit Fragen löchern wollen, um herauszufinden, ob er etwas wusste, was nicht in den Akten stand. Vielleicht hoffte Hayes, dass Bentz irgendein in Vergessenheit geratenes Detail kannte, welches der Schlüssel zur Entlarvung des Ein-undzwanziger-Killers war, der Schlüssel zur Lösung des jüngsten Zwillingsmordes.

Er dachte an die trauernden Eltern, an die Hölle, die sie durchleiden mussten. Ein paarmal hätte er um ein Haar selbst die eigene Tochter verloren, und das Entsetzen darüber hatte sich in sein Gedächtnis eingebrannt, auch wenn Kristi mit dem Leben davongekommen war. Und jetzt wollte Olivia ein weiteres Kind. Ein eigenes. Natürlich wollte sie das, und er konnte ihr keinen Vorwurf daraus machen. Sie war jünger als er und noch nie Mutter gewesen. Vielleicht ...

Wenn er überlebte, was auch immer hier an der Westküste vor sich ging.

Fünf Minuten vor der verabredeten Zeit traf er am Restaurant ein, doch Hayes saß bereits drinnen und wartete in einer Sitznische mit vinylbezogenen

Bänken und plastikbeschichteter Tischplatte. Sichtschirme aus Bambusimitat trennten die Tische voneinander ab. Das Restaurant roch nach Jasmin, Tee, Ingwer und Curry, aus der Küche drangen Pfannengeklapper und Stimmen in einer asiatischen Sprache.

Hayes blickte von seiner kleinen, dampfenden Teetasse auf. Ohne sich um ein Lächeln zu bemühen, nickte er Bentz zu, der auf die Bank ihm gegenüber rutschte und seinen Gehstock an die Sitzfläche lehnte. Sie waren fast die einzigen Gäste - das Restaurant hatte gerade erst geöffnet. Hayes warf einen Blick auf den Stock. »Geht es dir gut?« Bentz zuckte mit den Schultern und wartete, bis die Kellnerin, eine zierliche Asiatin mit einem freundlichen Lächeln und langen schwarzen Haaren, die sie auf dem Kopf zu einem Knoten gebunden hatte, eine weitere Tasse Tee und zwei Speisekarten gebracht hatte. Hayes bestellte, ohne einen Blick hineingeworfen zu haben, und Bentz, der seine innere Anspannung spürte, sagte: »Ich nehme das Gleiche.«

Als die Kellnerin gegangen war, sah Bentz den finster dreinblickenden Hayes an und merkte, wie sich sein Magen zusammenkrampfte. »Es ist etwas passiert.«

»Wo warst du letzte Nacht?«

»Wie bitte?«

Hayes antwortete nicht. Wartete einfach ab. Die dunklen Augen abschätzend, die Mundwinkel in Falten gelegt. Die winzige Porzellantasse lag in seinen großen Händen, Dampf stieg in duftenden Wirbeln auf.

»Ich war hier in L.A., genau gesagt in Culver City. Im Motel.« Was zum Teufel war los? »Kann das jemand bestätigen?«

»Was?« Es gefiel Bentz nicht, welche Richtung das Gespräch nahm. Er wartete, bis der Hilfskellner die Sojasoße an ihren Tisch gebracht hatte, dann sagte er: »Keine Ahnung, ich bin so gegen sieben, acht Uhr zurückgekommen. Ich hab mich nicht bei der Rezeption gemeldet.« Er hielt kurz inne und betrachtete den Mann, auf den er sich als Freund verlassen hatte. »Was ist passiert, Hayes?«

»Du kennst doch Shana Mclntyre, stimmt's?«

»Jennifers Freundin. Ja. Das weißt du doch.«

»Warst du bei ihr?«

»Vor ein paar Tagen. Jetzt sag bloß, sie behauptet, ich hätte sie belästigt?«

Hayes schüttelte den Kopf. »Schlimmer, Bentz. Shana Mclntyre wurde letzte Nacht ermordet.«

Bentz war sprachlos. Er versuchte soeben, diese Neuigkeit zu verdauen, als die Kellnerin mit Platten voll dampfendem, scharf gewürztem Gemüse, Fleisch und Reis zurückkehrte. Sie stellte sie auf den Tisch und fragte mit erwartungsvollem Lächeln: »Darf ich Ihnen noch etwas bringen?« Bentz vernahm ihre Stimme wie aus weiter Ferne. *Shana war tot? Aber er hatte doch gerade noch mit ihr gesprochen …*

»Danke«, sagte Hayes.

Bentz lehnte sich zurück. Ihm war der Appetit vergangen. Ein unheilvolles Gefühl legte sich wie Blei auf seinen Magen. Er konnte es nicht glauben. Als die Kellnerin auf ihren hohen Absätzen zu einem anderen Tisch getrippelt war, schob Bentz seinen Teller beiseite und sagte mit gesenkter Stimme: »Wiederhole das noch mal.« Er versuchte immer noch zu begreifen, was Hayes ihm soeben mitgeteilt hatte. »Ermordet?«

»Ermordet.« Dunkle Augen durchbohrten ihn - fragend, anklagend.

Jennifer. Das musste etwas mit Jennifer zu tun haben. Dieser finstere Gedanke mäanderte durch sein Hirn, als er den unausgesprochenen Vorwurf in Hayes' Blick sah. *Was sollte das?*

»Gütiger Gott. Du glaubst, *ich* war es?«, fragte er schockiert. »Nein.« Bentz schüttelte den Kopf. Zum ersten Mal in seinem Leben konnte er nachfühlen, was ein Tatverdächtiger empfand.

»Sieh mal«, sagte Hayes ernst, »ich mache das hier aus Gefälligkeit. Ein Gespräch unter Polizisten. Dein Name war in ihrem Computer. Sie führt dort einen Terminkalender.«

»Ich hab dir doch gesagt, dass ich sie getroffen habe.«

»Und danach bist du nicht mehr dort gewesen?«

»Nein!« Bentz' Eingeweide verkrampften sich. Das war verrückt. Er konnte sich absolut nicht vorstellen, dass jemand, der ihn kannte, jemand, der mit ihm gearbeitet hatte, in der Lage war, zu glauben, er könnte jemanden umbringen.

Und was ist mit Mario Valdez? Ihn hast du umgebracht, oder etwa nicht? Ein Unfall, ja, aber der Junge ist gestorben. Erschossen, von dir. Du bist dazu fähig, Bentz, das weiß jeder hier in L.A.

»Erzähl mir, worüber du mit ihr geredet hast.«

»Natürlich über Jennifer.« Er verbot sich seine Paranoia. Hayes versuchte nicht, ihn dranzukriegen. Er machte nur seinen Job. Die Tischdame führte zwei Männer in Anzügen zu einem Tisch in der Nähe.

Bentz beobachtete, wie sie vorbeigingen, dann wandte er sich wieder Hayes zu. Eine dunkle Augenbraue schoss in die Höhe. »Das ist alles?«

»Ja.« Bentz erzählte, wie er von Shana und ihrem Riesenhund an der Haustür empfangen worden war, und gab ihr Gespräch wieder bis zu seinem Aufbruch. Er erwähnte sogar, dass er kurz darauf »Jennifer« an der Bushaltestelle in der Figueroa Street entdeckt hatte.

Hayes' Gesichtsausdruck blieb unverändert. »Hat Shana geglaubt, dass deine Ex-Frau möglicherweise noch am Leben ist?«

»Nein. Sie war überzeugt, dass Jennifer tot ist, obwohl sie immer Zweifel hatte, dass sie tatsächlich Selbstmord begangen hat.«

»Sie denkt, Jennifer wäre umgebracht worden?« Hayes' indirekte Unterstellung lag auf der Hand: Sie wurde umgebracht, und du hängst mit drin.

»Ich hab schon verstanden, worauf du hinauswillst, aber ich wäre kaum hier und würde nach der Wahrheit suchen, wenn ich etwas mit Jennifers Tod zu tun hätte. Außerdem habe ich kein Motiv, Shana McIntyre zu töten.« Hayes blieb ungerührt. »Du musst zugeben, dass es sich um merkwürdige Zufälle handelt. Der Einundzwanziger-Killer schlägt wieder

zu, und nun ist Shana McIntyre tot... alles innerhalb einer Woche, nachdem du nach L.A. zurückgekehrt bist. Jeder nur halbwegs taugliche Detective würde da seine Schlüsse ziehen.«

Bentz spannte den Kiefer an. In ihm toste ein Sturm, und das war die einzige Möglichkeit, sein Temperament zu zügeln. »Als ich von Shana fortgegangen bin, war sie quietschlebendig. Das war vor ein paar Tagen ... prüf das in ihrem Kalender nach. Ich bin weder dorthin zurückgekehrt, noch bin ich ihr auf der Straße begegnet, und telefoniert habe ich auch nicht mit ihr, das kannst du meinen Verbindungsnachweisen entnehmen.«

»Wir werden das überprüfen.«

»Gut. Dann werdet ihr auch feststellen, dass ich gestern Nacht mit meiner Frau in New Orleans telefoniert habe. Mein Gott, Hayes, ich muss mich weder vor dir noch vor sonst jemandem rechtfertigen.«

Hayes hob abwehrend die Hand. »Ich dachte nur, du solltest es besser von mir erfahren.«

Bentz verkniff sich einen Kommentar und versuchte, seinen Ärger zu unterdrücken. Es bestand kein Anlass, den Boten zu erschießen. »Zum ersten und zum letzten Mal: Ich war gestern Nacht nicht bei

Shana, das wüsstet ihr, wenn ihr ihr Sicherheitssystem überprüft hättet«, sagte er schließlich. »Das Anwesen ist abgeriegelt, als wäre sie ein Promi. Hat jemand daran gedacht, sich die Überwachungsanlage vorzunehmen und nachzusehen, was die Kameras aufgezeichnet haben, die im ganzen Haus verteilt sind?«

»Wir sind dabei.«

»Gut, denn ich war nicht da. Und wenn ihr schon damit beschäftigt seid, könntest du dir vielleicht die Angaben vornehmen, die ich dir über den silbernen Wagen und die Nummernschilder habe zukommen lassen. Da will mich jemand fertigmachen, Jonas, und dieser Jemand hält das LAPD zum Narren. Ich habe Shana Mclntyre nicht umgebracht. Die ganze Sache ist inszeniert. Vielleicht werden wir sogar in diesem Augenblick beobachtet.« Die Kellnerin trat mit noch mehr Tee und ihrem ewig präsenten Lächeln an ihren Tisch, doch Hayes schüttelte den Kopf, und sie wandte sich drei Frauen mittleren Alters zu, die an einen Tisch in der Nähe geführt wurden. »Du bist paranoid«, sagte Hayes mit gesenkter Stimme und bestätigte damit Bentz' eigene, ganz persönliche Befürchtungen.

»Da hast du recht, aber ich habe einen guten Grund

dazu.«

»Ich bin als dein Freund hier.«

»Kennst du das alte Sprichwort: >Mit einem Freund wie dir braucht man keinen Feind<?«

»Ich will dich nur schützen.« Hayes' dunkle Augen blitzten, und seine Lippen wurden schmal. »Mehr als nur ein paar Leute im Department würden dich gern untergehen sehen, Bentz.«

»Was gibt's sonst Neues?«

»Wie ich schon sagte: Ich stehe hinter dir.«

»Dann beweis es. Beschaff mir die Informationen. Ich glaube, hier sind wir fertig.« Bentz stand auf, nahm seinen Stock und schob Hayes seinen Teller zu. »Vielleicht möchtest du dir das zum Mitnehmen einpacken lassen.«

Bentz hatte recht, dachte Hayes widerwillig. Es ging auf fünf Uhr zu, und auf seinem Schreibtisch türmte sich immer noch ein Papierstapel. Die Klimaanlage machte Überstunden, das kühle Büro leerte sich langsam, die Detectives meldeten sich ab, die Nachtschicht kam hereingetröpfelt. Zum dritten Mal überflog Hayes die Aussagen von Shana McIntyres Nachbarn und Freunden und versuchte, einen Sinn in die Vorfälle zu bringen, die sich in den letzten Tagen ereignet hatten. Ein unmögliches Unterfangen, dachte

er und klickte nervös mit dem Stift.

Wenngleich er nicht genug in der Hand hatte, um die Vorkommnisse miteinander in Zusammenhang bringen zu können, deutete doch alles auf eins hin: Jemand hatte Bentz hierhergelockt und, sobald er an der Westküste gelandet war, einen mörderischen Amoklauf gestartet. Waren die Springer-Mädchen Teil davon? Er wusste es nicht. Die Falten auf seiner gerunzelten Stirn vertieften sich, und er klickte noch heftiger mit seinem Kugelschreiber.

Da er meinte, etwas übersehen zu haben, blätterte er erneut durch die Akten. Der Nachbar auf der Nordseite des Mclntyre-Anwesens besaß Hunde, die am Abend zuvor gegen zehn Uhr dreißig wie verrückt gebellt hatten, was in etwa mit dem Todeszeitpunkt übereinstimmte. Aber natürlich hatte der Nachbar nichts Außergewöhnliches gesehen, was kein Wunder war, da die Hecken und Zäune einen Blick in den angrenzenden Garten unmöglich machten.

Ein Nachbar drei Häuser weiter hatte einen dunklen Pickup auf der Straße bemerkt, doch der Wagen gehörte zu einem der Rasenpflege-Unternehmen, die in der Gegend tätig waren. Der Pick-up hatte eine Panne gehabt und war zu einem späteren Zeitpunkt

abgeschleppt worden - alles ganz rechtmäßig.

Hayes dehnte seine Nackenmuskeln und ließ die Schultern kreisen in dem Versuch, ein wenig die Spannung zu lösen, die im oberen Rückenbereich entstanden war. Er brauchte eine Pause von der Belastung durch die Arbeit und den neuesten Forderungen seiner Ex-Frau. Früher hatte er Zeit gehabt, zu laufen oder ein paar Körbe zu werfen, doch in letzter Zeit war er sogar zu beschäftigt gewesen, ein Workout dazwischenzuschieben.

Wieder nahm er sich das Material zum Mordfall McIntyre vor. Das Department hatte gegen acht Uhr morgens einen Anruf des Hausmädchens erhalten, das eine mausetote Shana McIntyre mit dem Gesicht nach oben im Pool treibend gefunden hatte. Das Hausmädchen hatte die 911 gewählt, ein Streifenpolizist hatte den Anruf entgegengenommen und die Mordkommission eingeschaltet. Hayes und Bledsoe hatten den Fall zugeteilt bekommen und waren etwa gleichzeitig mit der Spurensicherung eingetroffen. Natürlich war kurz darauf auch ein Fernsehteam aufgekreuzt.

Shana McIntyre war nicht nur mit dem Kopf gegen den Poolrand geschlagen, auch auf den Fliesen in der Nähe der Stufen war Blut. Die Quetschungen im

Halsbereich und weitere Anzeichen ließen darauf schließen, dass sie überfallen worden war.

Als sie später das Anwesen durchsuchten, waren sie auf die Laptops der McIntyres gestoßen. Auf dem rosafarbenen Macintosh war Shanas Terminplaner eingeloggt, mit Bentz' Namen in Großbuchstaben.

»Interessant«, hatte Bledsoe bemerkt. »Der Kerl ist seit einer Woche in der Stadt, und schon sind drei Leute tot.

Zwei junge Mädchen und jetzt diese Frau, in deren Kalender dick und fett sein Name steht. Das nenne ich Rekord.« Hayes hatte nicht so vorschnell geurteilt. »Du glaubst doch nicht, dass er etwas mit dem Mord an den Springer-Zwillingen zu tun hat?«

Bledsoe hatte finster auf Shana McIntyres Bildschirm geblickt. »Nein. Aber dieses Opfer ...«Er hatte sich das Kinn gekratzt und Hayes über die Ränder seiner Lesebrille hinweg angeschaut. »Ich weiß es nicht. Ich habe Bentz nie für einen Killer gehalten. Aber hier stimmt was nicht, Hayes, das wissen wir beide. Und es hängt irgendwie damit zusammen, dass der gute alte Ricky-Boy wieder in L.A. ist.« Dem wollte Hayes nicht widersprechen. Der Ehemann, Leland McIntyre, der aus Palm Springs zurückkam, hatte aufrichtig bestürzt gewirkt.

Er hatte ein Alibi, doch es war natürlich nicht ausgeschlossen, dass er einen Auftragskiller engagiert hatte. Als Versicherungsmakler kassierte Leland Mclntyre eine Mordssumme aus der Lebensversicherung seiner Frau: über zwei Millionen Dollar. Dann war da noch die Liste der Ex-Ehemänner und, nicht zu vergessen, die frühere Mrs. Mclntyre, Isabella, die, glaubte man den Nachbarn, einen heftigen Groll gegen Shana hegte, weil diese ihr den Ehemann ausgespannt hatte.

Doch all diese Tatverdächtigen aus den zerrütteten Beziehungen änderten nichts an der Tatsache, dass Rick Bentz Shana Mclntyre nur ein paar Tage vor ihrem Tod aufgesucht hatte.

Er ist seit einer Woche in der Stadt, und schon ist sie tot. Die letzte Person, die das Opfer lebend gesehen hatte, war der Gärtner, und das war am frühen Nachmittag gewesen. Als Letztes hatte Shana Mclntyre von ihrem Mobiltelefon aus ihren Mann in Palm Springs angerufen. Die Verbindungsnachweise für ihr Handy und das ihres Mannes waren bereits überprüft, die Festnetzverbindungen ebenfalls. Es gab keine Anzeichen dafür, dass sich jemand gewaltsam Zugang zum Haus verschafft hatte - der Mörder war vermutlich über das Tor geklettert und ums Haus

herumgegangen. Natürlich gab es vier Überwachungskameras im und am Haus, doch sie waren schon seit Jahren außer Betrieb. Keine Chance also.

Der Mord an Shana Mclntyre war ein schwieriger Fall, dachte Hayes, selbst wenn man Bentz aus dem Kreis der Tatverdächtigen ausschloss. Verfluchter Bentz. Er entpuppte sich als echte Nervensäge. Trotzdem würde Hayes den Verdacht gegen ihn mangels Beweisen fallenlassen und ihm helfen, herauszufinden, was er wissen wollte. Vielleicht würde das sogar zur Lösung des Falls beitragen. Sobald er sich durch die Aussagen und Hinweise zu diesem jüngsten Verbrechen gekämpft hatte.

Er blickte wieder auf die Uhr und stellte fest, dass es ein langer Abend werden würde. Wenn er Glück hatte, wäre er gegen Mitternacht zu Hause. Großartig. Plötzlich erregte ein Eintrag in seinem Terminplaner seine Aufmerksamkeit: Konzert. Ach du liebe Güte, Maren sang heute Abend in einer Kirche in Hollywood, in der Nähe des Griffith Park! Hayes hatte ihr versprochen zu kommen, und der Gedanke an die Enttäuschung seiner Tochter oder an Delilahs mürrisch-empörten Blick war ihm unerträglich. Er musste dort erscheinen. Irgendwie musste er sich eine

Stunde für seine Tochter freischaufeln.

Es war, wie Delilah ihm stets unter die Nase rieb, seine Pflicht.

Montoya schwitzte, seine Muskeln schmerzten. Er hatte eine halbe Stunde auf dem Laufband verbracht und war dann zur Kraftbank übergewechselt - eine neue Fitnesskur, die ihm seine Frau verordnet hatte, indem sie ihm zum Geburtstag die Mitgliedschaft in einem Studio geschenkt hatte. Ja, das war tatsächlich eine großartige Möglichkeit zum Stressabbau, und ja, er war tatsächlich durchtrainierter, aber dieser neue, »gesunde« Lebensstil brachte ihn um. Und was war eigentlich falsch an einer Zigarette und einem Bier?

Auf dem Weg zur Umkleide winkte er ein paar Jungs zu, die er kannte, und ging unter die Dusche. Er ließ das heiße Wasser lange über seinen Körper rinnen, dann trocknete er sich ab und schlüpfte in Khakis und Poloshirt, zog seine Lederjacke über und ging. Hinaus in den warmen Regen von Louisiana.

Dicke Tropfen trommelten auf den Parkplatz, als er zu seinem Mustang eilte und ihn hastig öffnete. Weil er schon wieder nass war, überlegte er, direkt nach Hause zu fahren, wo Abby auf ihn wartete, doch dann beschloss er, kurz ins Büro zurückzukehren, um das Material durchzugehen, das er für Bentz angefordert

hatte. In der Zeitung hatte er die Artikel zum jüngsten Mordfall in L.A. gelesen, und er wollte keine Zeit verlieren.

Er schaltete die Scheibenwischer ein. Bentz steckte in Schwierigkeiten, das konnte Montoya förmlich riechen. Leute kamen plötzlich zu Tode. Leute, die irgendwie mit seinem alten Partner in Verbindung standen. Die Straßenlaternen warfen glänzende bläuliche Lichtpfützen auf den nassen Asphalt. Montoya dachte an Bentz in Kalifornien, fuhr auf die Straße und raste hart an der Geschwindigkeitsgrenze über gelbe Ampeln.

Der Kerl beschwor ganz schönen Ärger herauf, doch das war im Grunde nichts Neues.

Obwohl Montoya zuerst gedacht hatte, Bentz habe den Verstand verloren, hatten ihn die Ereignisse der letzten Tage eines Besseren belehrt. Möglicherweise schürte Bentz das Feuer, aber in der Glut verbarg sich etwas Finsteres und ausgesprochen Böses. Montoya konnte nicht viel mehr tun, als sich ein Flugticket zu kaufen und an die Westküste zu fliegen. Er hatte noch Urlaub. Abby würde das verstehen. Abby verstand immer alles. Aber er war nicht eingeladen worden. Der Schlamassel in Kalifornien war Bentz' ganz persönliche Angelegenheit. Er musste sich über

seine Vergangenheit klarwerden und die verdammten Dämonen vertreiben. Wenn Bentz die Hilfe seines Partners brauchte, würde er sich bestimmt nicht scheuen, darum zu bitten. Doch was, wenn Bentz Hilfe brauchte und sich dessen nicht bewusst war? Was, wenn ihm die Dinge über den Kopf wuchsen? Der Mann benahm sich wie ein Volltrottel, sobald Frauen im Spiel waren.

Montoya schoss so schnell um eine Ecke, dass die Reifen quietschten, dann nahm er den Fuß vom Gas, um Abby anzurufen.

»Wie geht's meinem Lieblings-Detective?«, fragte sie.

»Oh, meinst du mich? Gut, wie sonst«, schwindelte er.

»Immer noch ein kleines Ego, wie ich höre.«

»Es braucht nur ein paar Streicheleinheiten.«

»Dein Ego? Oder wovon sprichst du?«

»Frechdachs.«

»Das liebst du doch.«

Da hatte sie recht, und das wussten sie beide. Montoya fuhr am Superdome, dem riesigen Stadion von New Orleans vorbei und musste an einer roten Ampel anhalten. Leute mit Regenschirmen stürmten über die Straße, auf der sich Pfützen gebildet hatten.

»Hör mal, ich komme ein bisschen später«, sagte er.

»Lass mich raten, du Kanone. Offiziell hast du Feierabend, also arbeitest du jetzt für Bentz - natürlich umsonst.«

»So was in der Art.«

»Soll ich auf dich warten?«, fragte sie mit einem Anflug von Sarkasmus in der Stimme. »Keine schlechte Idee.«

»Findest du?«

»Finde ich.« Die Ampel schaltete auf Grün. Er legte auf und lachte in sich hinein. Sie war die erste Frau, die sowohl geben als auch nehmen konnte, und genau das liebte er an ihr. Zum Geräusch der Scheibenwischer und dem Knistern des Polizeifunks fuhr er durch die Stadt zur Polizeistation. Er lenkte den Wagen in eine freie Parklücke und stellte den Motor ab, dann schlug er zum Schutz vor dem Regen den Kragen hoch und stürzte ins Gebäude und die Treppen hinauf. Im Dezernat war es ruhig, nur ein paar Detectives arbeiteten noch, die meisten hatten bereits Feierabend gemacht. Montoya setzte sich an seinen Schreibtisch, fuhr den Computer hoch und ging seine E-Mails nach den angeforderten Unterlagen durch.

Mit Sicherheit waren ein paar Rückmeldungen

eingegangen, die Bentz hoffentlich helfen würden. Montoya blickte auf die Wanduhr: zwanzig Uhr siebenundvierzig, also noch nicht neunzehn Uhr an der Westküste. Er wählte. Nach dem dritten Klingeln nahm Bentz ab. »Bentz.«

»Ja, das weiß ich. Wie läuft's?«

»Nicht gut. Shana McIntyre ist ermordet worden.«

»Hab ich gehört.«

»Tja, das LAPD ist gar nicht glücklich.« Bentz' Stimme klang angespannt.

»Verständlich. Hör mal, ich hab ein paar Informationen für dich. Ich schicke sie dir per E-Mail, aber ich könnte mir vorstellen, du willst sie sofort hören.«

»Schieß los.«

»Kurz gesagt: Elliot, unser Computergenie, hat sich deine Beschreibung der Parklizenz, die unvollständigen Nummernschilder und die Wagenbeschreibung vorgenommen.«

»Und, hat er einen Treffer gelandet?«

»Bingo. Der Gott der Technik hat mir gerade das Ergebnis zukommen lassen. Sagt, er habe bundesstaatliche, staatliche und private Datenbanken durchkämmt, bevor er darauf gestoßen sei.«

»Nun rück schon raus damit.«

Montoya überflog den Computerbildschirm. »Also: Der silberne Chevy, der dich verfolgt hat, könnte mal einer Angestellten des Saint Augustine's Hospital mit Namen Ramona Salazar gehört haben.«

»Gehört *haben?«*

»Ja, das ist das Problem. Sie ist vor etwa einem Jahr gestorben.«

Für einen Augenblick herrschte Schweigen, dann fragte Bentz: »Was ist mit dem Wagen passiert?«

»Er ist nach wie vor auf sie zugelassen.«

»Hast du eine Adresse?«

»Ja, aber das ist die alte, unter der sie zu Lebzeiten gemeldet war. Der Wagen könnte verkauft worden sein, doch der Käufer hat ihn nie auf sich zugelassen.«

»Ich frage mich, warum.«

»Ich mich auch. Jemand benutzt vielleicht ihre Papiere, oder ein Familienmitglied fährt den Wagen.«

»Ich werd's herausfinden.«

»Gut. Ich hab auch noch Angaben zu mehreren Astrologinnen mit Namen Phyllis, aber nichts Konkretes. Es gibt eine Phyllis Mandabi in Long Beach, die Tarotkarten legt«, sagte Montoya mit einem Blick in seine Notizen, »und eine, die vor fünfzehn Jahren in Hollywood praktiziert hat -

Phyllis Terrapin. Sie ist nach Tucson gezogen, hat geheiratet und ihre Praxis - wenn du es so nennen willst - aufgegeben.«

»Hab's notiert.«

»Außerdem dürftest du kein Problem haben, Alan Gray ausfindig zu machen. Er ist immer noch eine große Nummer in der Gegend von Los Angeles. Hat jetzt eine neue Firma, die ACG Investments. Er ist der Vorstandsvorsitzende.«

»Danke«, sagte Bentz. »Auf die ACG bin ich bereits gestoßen, aber ich wusste nicht, welche Funktion er dort innehat. Das hast du großartig gemacht.«

»Ich weiß«, sagte Montoya und schickte die Angaben mit ein paar Mausklicks an Bentz' private E-Mail-Adresse. Er wollte schon auflegen, doch dann fügte er noch hinzu: »He, Bentz?«

»Ja?«

»Pass auf dich auf.«

23

Sie ist tot!

Während ich mir einen frischen Martini schüttelte,

klopfte ich mir selbst dafür auf den Rücken, wie glatt der Mord vonstattengegangen ist. Ohne jede Schwierigkeit. Abgesehen von den elenden Kläffern. Shana, dieses Miststück, hatte nicht gewusst, wie ihr geschah. Der überraschte Ausdruck auf ihrem Gesicht, der sich zu einer Maske nackten Entsetzens verzerrte, war unbezahlbar. Einen Herzschlag lang sind sich unsere Blicke begegnet, dann hatte ich sie ins Wasser gestoßen.

Perfekt!

Vor mich hin summend, füge ich ein wenig Wermut hinzu, sehr trocken, nur ein Hauch, dann gieße ich mir einen Drink ein. Jetzt kommt Bentz ganz schön ins Schwitzen, das weiß ich. Er wird sich fragen, in welche Falle er da hineingetappt ist, und nach einem Ausweg suchen. Was für ein Witz! Sein kleiner Stunt auf dem Pier, gefolgt von Shanas überraschendem und ach-so-bedauernswertem Ableben.

»Buh-huh«, flüstere ich laut.

Lächelnd durchforste ich den Kühlschrank nach einem Glas Oliven und lasse zwei in mein Glas plumpsen. Graugrün, gefüllt mit Piment, tanzen sie in der klaren Flüssigkeit zum Rand des Cocktailglases, wo sie mich wie ein Augenpaar anstarren.

»Stolz auf mich?«, frage ich an das Glas gerichtet,

dann nehme ich einen Schluck. »Hmm. Köstlich!« Auf dem Weg ins Wohnzimmer fische ich eine Olive aus dem Glas und sauge das Piment heraus, koste den intensiven Geschmack und genieße den Geruch nach Gin, dann lasse ich mich in meinen Lieblingssessel fallen. Ich habe die Berichterstattung über Shana Mclntyres Tod aufgezeichnet und spiele sie wieder und wieder ab, lausche dem Gestammel der idiotischen Reporterin Joanna Quince von KMOL.

»Dummkopf«, sage ich zum Fernseher, lege den Kopf zurück und lasse die zweite Olive über meinem Mund baumeln, während Joanna versucht, Mclntyre richtig auszusprechen. »Es heißt Mäck-In-Teier«, sage ich gereizt, weil ich das Ganze schon dreimal gesehen habe und nur darauf warte, dass sie sich verspricht. »Shana wäre außer sich, wenn sie hören würde, was für einen Schnitzer du dir erlaubst«, sage ich zu Joanna, und das ist die Wahrheit. Shana war so stolz darauf, Leland seiner ersten Frau ausgespannt zu haben, dass man meinen konnte, ihn vor den Altar zu kriegen sei eine Art Vergeltung gewesen, weil ihr das Gleiche passiert war. »Wie du mir, so ich dir«, sage ich, dann schalte ich die dämliche Reporterin ab und denke an mein nächstes Opfer, das ein ähnliches Schicksal erleiden wird wie Shana. Je früher, desto

besser.

Damit jeder kapiert, dass die jüngste Mordserie kein Zufall ist, sondern direkt mit Rick Bentz in Verbindung steht. Ich weiß bereits, welche Verräterin als Nächstes geopfert werden wird, und diesmal wird es ein Kinderspiel sein. Eigentlich könnte ich schon heute Nacht zuschlagen.

Das ist ein reizvoller Gedanke, und es würde funktionieren, da ich das Ganze sehr lange geplant habe. Ein weiterer, großer Schluck von meinem gekühlten Martini. Aber ich werde mir nur einen genehmigen. Fürs Erste. Später kann ich mit einem weiteren auf mich anstoßen. Ich verspüre ein erwartungsvolles inneres Prickeln. Wie lange habe ich gewartet! Aber es hat sich gelohnt. Das alte Sprichwort »Späte Rache ist die beste Rache« trifft den Nagel auf den Kopf.

Ich trinke meinen Martini aus und genieße auch noch den letzten Tropfen. Wohl bekomm's! Dann stelle ich das Glas ab und mache mich an die Arbeit. Ich muss einen Anruf tätigen, bevor ich aufbreche, und dann ... o ja, und dann ... Der Spaß hat gerade erst begonnen.

Ramona Salazar. Bei dem Namen klingelte es

nicht bei Bentz, absolut nicht.

Weil er einen stechenden Schmerz im Knie verspürte, schnappte er sich seinen Gehstock und machte sich in den neuen Schuhen, die er in einem Geschäft in Marina del Rey erstanden hatte, auf den Weg vom Sandwich-Laden zu seinem Motel. Wie alles in diesem Teil der Welt waren die Slipper unerhört teuer gewesen. Womöglich ging er noch pleite, wenn er weiter versuchte herauszufinden, ob seine Ex-Frau tot oder lebendig war!

Zumindest wusste er jetzt einen Namen, hatte einen Hinweis, wenngleich einen sehr unzuverlässigen. Er hatte den Nachmittag in seinem Motelzimmer zwischen Fernseher und Laptop verbracht und die Berichterstattung über Shana verfolgt. Archivbilder von ihrem vermögenden Ehemann waren über die Mattscheibe geflimmert, und Bentz, der wusste, dass der Ehemann immer an der Spitze der Liste mit Tatverdächtigen stand, hatte aufmerksam zugeschaut.

Doch echte Polizeiarbeit bestand aus mehr als nur daraus, Nachrichten auf KMOL zu schauen oder Leland Mclntyre zu googeln, und Bentz verspürte einen Anflug von Frust. Er hasste es, wenn ihm die Hände gebunden waren. Nach Montoyas Anruf war er erleichtert gewesen, zumindest einen weiteren

Anhaltspunkt für seine Ermittlungen zu haben. *Ramona Salazar.*

Die Dämmerung war bereits hereingebrochen, im Westen ging die Sonne unter. Der Lärm des San Diego Freeway hallte von den Hügeln wider, als Bentz den Parkplatz des So-Cal Inn erreichte. Als er näher kam, hörte er Wasser spritzen. Der Kakophonie aus Jauchzern, Schreien und Gelächter nach zu urteilen, waren mehr als nur ein paar Kinder im Pool.

Unbestimmt nahm er wahr, dass der Wagen von Spikes Herrchen fehlte. Er hinkte zu seiner Tür, sperrte auf und trat ein. Sein Zimmer war genauso wenig einladend wie immer.

»Zu Hause«, sagte er sarkastisch, lehnte den Gehstock an die Wand neben der Tür und ließ sein Essen auf den zerschrammten Tisch fallen. Laut Montoya war Ramona Salazar vor etwa einem Jahr gestorben. Bentz fuhr seinen Laptop hoch und packte ein Sandwich aus. Die »Kalifornienrolle«, so der einfallsreiche Name, bestand aus einer Spinattortilla, bestrichen mit einer Art Zitronen-Dijonsenf-Soße und gefüllt mit geräuchertem Truthahn aus Freilandhaltung - was zum Teufel auch immer das in Wirklichkeit bedeutete -, einer Scheibe Pepperjack-Käse, Avocado, Tomate und Sprossen. Alles ziemlich

fad, aber er bemerkte es kaum. Er ging seine E-Mails durch und stieß auf das Material, das Montoya ihm hatte zukommen lassen. Bentz hoffte inständig, dass es sich bei Ramona Salazar um die richtige Frau und den richtigen Wagen handelte. Er hatte keinen Drucker, aber er schätzte, es im »Geschäftszimmer« des Motels versuchen zu können, das aus nicht viel mehr als einem kleinen PC für die Gäste bestand, welcher in eine Ecke des So-Cal-Inn-Büros hinter der Anmeldung gequetscht war. Rebecca würde Dienst haben, und sie hatte ihm gestattet, den alten Computer und Drucker jederzeit zu benutzen. Sofern sie da war und ihr Sohn Tony nicht hinter ihrem Rücken online Computerspiele machte. Doch zunächst einmal loggte er sich bei einer Suchmaschine ein und tippte Ramona Salazars Namen, um sämtliche Informationen zusammenzutragen, die er über die Frau bekommen konnte, einschließlich ihrer Todesanzeige. Was machte es schon, wenn er den falschen Baum anbellte? Immerhin hatte er endlich eine Spur.

Maren sang wie die sprichwörtliche Lerche, ihr Mezzosopran stieg zu den Dachsparren der kleinen Kirche in Hollywood empor. Hayes konzentrierte

sich auf das strahlende Gesicht seiner Tochter in den Reihen von Miss Bettes Schülern, die ein Potpourri aus verschiedenen Melodien zum Besten gaben und alte geistliche Lieder mit modernen Stücken aus den Achtzigern und Neunzigern kombinierten. Hayes erkannte mehrere Titel von Michael Jackson und ein paar von Elton John.

Nachdem der Chor mehrstimmig gesungen hatte, trug jeder Schüler ein Solo auf der kleinen, altmodischen Bühne vor, die aussah, als stammte sie direkt aus den Kulissen von *Unsere kleine Farm*.

Hayes war verspätet in die kleine Kirche geschlüpft, hatte sich einen vorwurfsvollen Blick von Delilah eingefangen und sein Handy auf lautlos gestellt. Dann hatte er hingebungsvoll seiner Tochter gelauscht, die - zumindest seiner Meinung nach - alle anderen übertraf. Die Sänger wurden alle von derselben statuenhaften Afroamerikanerin unterrichtet, die jeden von ihnen auf dem Klavier oder mit der Akustikgitarre begleitete. Hayes ließ die einzelnen Darbietungen über sich ergehen. Alle Kinder konnten gut singen, aber keins durfte darauf hoffen, es weiter als in die erste Runde von *American Idol* zu schaffen, ganz egal, was ihre stolzen, lächelnden, selbstzufriedenen Eltern in den

Kirchenbänken dachten. Nun, alle außer Maren natürlich. Sie war der Star. Hayes vermutete, dass er genauso schlimm war wie all die anderen stolzen Mamas und Papas, nur dass seine Tochter echtes Talent hatte. Drei Jungen und vier Mädchen traten auf, bevor Maren einen Toni-Braxton-Song anstimmte. Hayes betrachtete sie, sein kleines Mädchen - erst zwölf Jahre alt, und trotzdem schmetterte sie die Nummer wie ein Profi. Sie kam gerade in die Pubertät und trug noch eine Zahnspange, doch sie war so schön wie ihre Mutter, wenngleich weitaus talentierter. Maren wiegte sich zur Musik, ihre mokkafarbene Haut glänzte im Licht der Scheinwerfer. Ihr geglättetes Haar floss ihr über den Rücken, die dunklen Augen in ihrem süßen Gesichtchen wirkten ungeheuer groß und ausdrucksstark. Sie war groß und schlank wie ihre Eltern, die Grübchen in den Wangen eher niedlich als sexy. Zumindest hoffte er das.

Sie trug eine gefühlvolle Version von »Unbreak My Heart« vor, die stürmischen Beifall erntete, dann endete sie mit dem peppigen Whitney-Houston-Song »How Will I know?«.

Hayes sprang auf die Füße und klatschte wie verrückt. Nach den Verbeugungen und kurzen

Dankesworten von Miss Bette brachte Hayes Blumen auf die Bühne, die er unterwegs bei Safeway gekauft hatte, und überreichte sie seiner Tochter. Maren schnappte vor Freude nach Luft, und Delilah bedachte ihn mit einem kühlen, überraschten Blick, was im Grunde alles sagte.

»Gut gemacht, Schätzchen! Du warst unglaublich. Weiter so, Mariah Carey.«

»Ja, genau«, murmelte eine der anderen Mütter.

»Oh, Dad.« Maren verdrehte die Augen, konnte aber das glückliche Lächeln nicht unterdrücken, das sich auf ihre Lippen stahl. »Ich dachte, du arbeitest.«

»Hab ich auch.«

»Mom sagte, du würdest nicht kommen.« Hayes schoss seiner Ex-Frau einen raschen Blick zu, der so viel sagen sollte wie: »Lass das!«

»Mom hat sich geirrt.« Er umarmte seine Tochter.

»Ich wollte nur verhindern, dass sie wieder enttäuscht wird«, schaltete sich Delilah ein.

Hayes ging nicht darauf ein. Nicht hier. Nicht jetzt. »Nun, sie ist nicht enttäuscht worden. Was würdet ihr sagen, wenn ich euch zu einer Pizza einlade?«

Er erwartete, dass Delilah dagegenhalten würde, es sei schon zu spät oder Maren müsse noch Hausaufgaben erledigen, doch stattdessen willigte sie

steif ein. Sie konnte zweifelsohne ein echtes Miststück sein, aber Hayes nahm ihr ab, dass es ihr in erster Linie darum ging, Maren zu schützen. Sie mochte sich vielleicht in eine mürrische, ewig unzufriedene Ehefrau verwandelt haben, aber Delilah war nach wie vor eine wirklich gute Mutter. Und dafür sollte er dankbar sein.

Als sie draußen waren, blickte er auf sein Handydisplay und sah, dass Nachrichten eingegangen waren. Er wollte sie schon abrufen und beantworten, als er erneut Delilahs Blick auffing. »Ich muss nur kurz das Band abhören«, sagte er, ging zum Auto und lehnte sich gegen die Kühlerhaube. »Ich treffe euch bei Dino.«

»Sicher«, erwiderte sie knapp und schob Maren zu ihrem weißen Lexus. Offenbar glaubte sie ihm nicht. Die Anrufe waren von Riva Martinez. Donovan Caldwell hatte im Department angerufen und verlangt, über den Doppelmord an den Springer-Zwillingen informiert zu werden. Er hatte darauf beharrt, Zugang zu sämtlichen Akten des LAPD zu erhalten, da die Ermittlungen im Fall seiner Schwestern vor zwölf Jahren »königlich in den Sand gesetzt« worden seien.

Auf dem Weg zu Dino rief Hayes Martinez zurück.

»Ich denke, du solltest Mr. Caldwell an den Beamten für Öffentlichkeitsarbeit verweisen«, schlug er vor. »Das habe ich bereits getan, und er hat erwidert, das könne ich mir sparen. Er hat rausgefunden, dass Bentz wieder in der Stadt ist. Hat irgendetwas im Internet über seinen nächtlichen Stunt auf dem Santa-Monica-Pier gelesen. Dieser Kerl will Blut sehen. Er will mit Bentz reden, mit Bledsoe, mit Trinidad - mit jedem, der mit dem Fall seiner Schwestern befasst war. Ein totaler Psycho, wenn du mich fragst.«

»Er hat wegen unserer Pfuscherei seine gesamte Familie verloren.«

»Mensch, Hayes, du müsstest dich mal hören! Wir haben den Fall nicht *verpfuscht,* wir haben ihn nur nicht gelöst. Noch nicht.«

Sie hatte recht. Hayes blickte auf die Uhr. »Ich werde mit ihm reden, aber jetzt sofort schaffe ich es nicht.«

»Keine Sorge, ich werde schon mit ihm fertig, aber ich dachte, du wolltest Bescheid wissen.«

»Das stimmt. Danke.« Hayes legte auf und versuchte, den Gedanken an die Ermittlungen beiseitezuschieben. Es gab Dringlicheres, worum er sich sorgen musste. Pepperoni-oder Salamipizza ... und wie er sich in den nächsten ein, zwei Stunden

vorsichtig durch Delilahs verbales Minenfeld lavieren konnte.

Bentz war in einer Sackgasse gelandet. Ramona Salazar, wer immer das sein mochte, sagte ihm nichts, und er konnte keine Verbindung zwischen ihr und Jennifer herstellen. Er streckte sich auf dem schäbigen Bett aus, richtete die Fernbedienung auf den Fernseher und stellte einen Nachrichtenkanal ein. Wieder die Aufnahmen von Shanas Haus: der Krankenwagen, der in der umzäunten Auffahrt parkte, der Swimmingpool aus der Luft, die Mclntyres in glücklicheren Zeiten. Voller Gewissensbisse ließ sich Bentz auf die Matratze zurücksinken. Wäre Shana noch am Leben, wenn er nicht nach L.A. gekommen wäre? Oder handelte es sich um eine willkürliche Gewalttat? Doch das glaubte er nicht eine Sekunde. Er rief seine Tochter an, hinterließ ihr eine Nachricht, und Kristi rief innerhalb der nächsten fünf Minuten zurück. »He, Dad, was gibt's?«, erkundigte sie sich. Bentz musste unwillkürlich lächeln, als er sich ihr Gesicht vor Augen rief, das so schön war wie das ihrer Mutter. Er rollte sich vom Bett und ging zum Fenster. »Ich häng hier bloß rum«, sagte er und spähte durch die

Blendläden auf den Parkplatz, über den sich die Dunkelheit gelegt hatte. Das große Neonschild des So-Cal Inn warf sein grelles Licht auf den Asphalt.

»Du bist noch in L.A., stimmt's? Arbeitest an einem alten Fall, der nichts mit Mom zu tun hat?« Er hörte den Sarkasmus in ihrer Stimme. »Weißt du, Dad, es ist wirklich sonderbar, dass du mir nicht vertraust. Das gefällt mir nicht.« Dafür gab es keine Ausrede. Sie war zu schlau, und er wollte nicht versuchen, sie zu beschwindeln. »Na schön, du hast ja recht. Ich untersuche die Umstände ihres Todes.« Er nahm die Fernbedienung und stellte den Sportbericht auf lautlos.

»Warum?«, fragte Kristi. »Warum tust du das?«

»Weil ich mir nicht mehr sicher bin, ob deine Mutter wirklich Selbstmord begangen hat. Vielleicht ist sie auch ermordet worden.«

Einen Augenblick lang herrschte Schweigen. Kristi, die ihm ansonsten gern ins Wort fiel und sogar Sätze für ihn zu Ende führte, war untypisch still. »Und warum denkst du das?«, fragte sie schließlich. »Das ist eine lange Geschichte.«

»Fünf Minuten oder fünf Stunden lang? Komm schon, Dad, schieß los.«

»Na gut, vermutlich hast du ein Recht darauf, es zu

erfahren.«

»Ach, tatsächlich?«

»Die Wahrheit ist, ich bin mir nicht mal sicher, ob deine Mutter in ihrem Grab liegt.«

»Wie bitte? Was sagst du da?« Er vernahm einen Anflug von Panik in ihrer Stimme. »Du bringst mich völlig durcheinander.«

Das war keine Überraschung. Es war genau der Grund, warum er seine Tochter eigentlich nicht hatte einweihen wollen. »Du lieber Gott, sie liegt nicht in ihrem Grab? Was zum Teufel ist bloß los?«

Er erzählte ihr alles, angefangen bei der Sterbeurkunde und den Fotos, die man ihm zugeschickt hatte, ließ auch die »Erscheinungen« nicht aus und endete mit seinem Sprung von dem Pier und dem Mord an Shana McIntyre. »Ich fasse es nicht«, sagte Kristi bestürzt. »Ich meine, Mom ist nicht mehr am Leben! Das ist dir doch klar, oder? Wir haben das doch alles besprochen. Ich dachte, du hättest Halluzinationen wegen der Medikamente. Komm schon! Wäre sie noch am Leben, hätte sie doch längst Kontakt mit uns aufgenommen, zumindest mit mir. Und wenn du glaubst, ihren Geist zu sehen ... ich schätze, damit kann ich umgehen«, räumte sie widerstrebend ein. »Es ist zwar anders als

bei dir, aber immerhin habe ich selbst Dinge gesehen, die ich nicht erklären konnte, und ich habe immer noch Schwarzweißvisionen von Leuten, die anschließend sterben. Das ist verdammt unheimlich. Und denk mal an Olivia ... Dass du Mom gesehen hast oder zumindest dachtest, sie gesehen zu haben, heißt doch noch lange nicht, dass sie am Leben ist.« Sie holte tief Luft, und er stellte sich vor, wie sie sich die Haare aus den Augen strich. »Ich kann es nicht fassen.«

»Ich will nur Klarheit in das Ganze bringen. Offenbar hat mich jemand nach L.A. gelockt.«

»Wieso?«

»Das versuche ich ja gerade herauszufinden.«

»Nun, das gefällt mir gar nicht«, sagte sie wieder.

Er schnaubte. »Da sind wir ja schon zwei.«

»Du bist aber nicht der Lone Ranger, oder? Sag mir, dass es Leute gibt, die dir helfen.«

Noch nie in seinem Leben hatte er sich so allein gefühlt, aber das wollte er nicht zugeben. Er hatte Kristi bereits genug belastet und wollte sie nicht noch weiter beunruhigen.

»Die gibt es. Montoya in New Orleans, außerdem habe ich hier beim LAPD immer noch ein paar Freunde.« Er setzte sich auf die Bettkante und

ignorierte den laufenden Fernseher und die Tatsache, dass er anfing, diesen Ort zu verabscheuen. Die vier Wände des kleinen Motels erdrückten ihn, und er vermisste seine Tochter. Vermisste seine Frau. »Wen denn? Welche Freunde hast du dort noch?«, fragte Kristi. Schließlich war sie alt genug gewesen, um sich zu erinnern, unter welchen Umständen sie L.A. verlassen hatten. Sie wusste, dass ihr Vater nicht im Guten gegangen war.

»Zunächst mal Jonas Hayes. Erinnerst du dich an ihn?«

»Nein.«

»Nun, er hält zu mir.«

»Ich weiß nicht, ob ich dir glauben soll. Und Olivia weiß das alles?«

Er knetete seinen Nacken. »Hm-hm.«

»Die Tochter ist also die Letzte, die davon erfährt.«

»Das würde ich so nicht sagen.«

»Ich schon«, entgegnete sie aufgebracht.

Sie war wirklich sauer, und Bentz konnte nichts dagegen tun.

»Hast du deswegen angerufen?«, fragte Kristi. »Wegen dieser Geschichte?«

Er spürte, wie ihr Ärger durch die Leitung strömte. »Ich dachte, du würdest dich vielleicht erinnern, ob

deine Mom jemals eine Frau namens Ramona Salazar erwähnt hat.«

»Ramona wer? Salazar?«, wiederholte sie. »Nein. Kenne ich nicht.«

»Und eine Phyllis?«

»Bloß die Astrologin.«

»Du weißt davon?« Bentz' Muskeln verspannten sich.

»Sicher. Ich habe sie sogar mal angerufen, damit sie mir die Sterne deutet, aber Mom ist an die Decke gegangen, weil sie meinte, du hättest etwas dagegen, also ist es nie dazu gekommen. Mom hat mich gebeten, es für mich zu behalten, als >unser kleines Geheimnis<. Du weißt doch, wie sie war.«

Offensichtlich nicht.

»Mein Gott, das hatte ich fast schon vergessen.« Bentz gab sich einen innerlichen Tritt. Natürlich wusste Kristi Dinge über Jennifer, die er nicht wusste. »Und diese Astrologin hat ihr viel bedeutet?«

»Ach, das war keine große Sache. Mom ist einfach hingegangen, wie zum Frisör oder zur Maniküre. Ich hab sie nur ein paarmal gesehen, wenn Mom mich unterwegs irgendwo abgeholt hatte.« Kristi lachte. »Ich habe sie insgeheim >die Schildkröte < genannt, wegen ihres kurzen Halses und der dicken Brille.

Mom hielt das für gar nicht komisch, was ich merkwürdig fand. Normalerweise hatte sie einen Sinn für etwas boshaften Humor, aber nicht wenn es um Astrologie ging.«

»Natürlich nicht«, sagte er. Wie viele andere Geheimnisse hatten Mutter und Tochter wohl gehabt, Geheimnisse, von denen er absolut nichts mitbekommen hatte? Sie unterhielten sich noch für ein Weilchen, aber Kristi hatte »Phyllis der Schildkröte« nichts mehr hinzuzufügen. »Ich rufe dich in ein paar Tagen wieder an«, versprach Rick, und sie legten auf. »Phyllis die Schildkröte«, murmelte er. Vermutlich führte das zu nichts, aber er würde sie trotzdem überprüfen.

Er stand auf und drückte den Rücken durch. Sein Blick fiel auf die Reste der Kalifornienrolle, die auf dem Tisch vertrockneten. Er stopfte das welke Salatblatt und die matschigen Tomaten in die weiße Verpackung, knüllte das Ganze zu einem Ball zusammen und schleuderte es in den Mülleimer. Dann setzte er sich wieder auf den Stuhl mit der geraden Lehne, stellte die Füße auf die Bettkante und den Laptop auf seine Oberschenkel. Auf diese Weise würde er die neuesten Nachrichten und den Spielstand beim Basketball mitbekommen und

konnte gleichzeitig seine tausendste Internetrecherche starten.

Er hatte gerade Phyllis' Namen eingetippt, als sein Handy klingelte. Auf dem Display erschien die Nummer von L. Newell. Lorraine? Jennifers Stiefschwester? Noch vor dem zweiten Klingeln ging er dran. »Bentz.«

»Oh. Hallo. Hier ist Lorraine.« Sie klang nervös. Außer Atem. Was hatte das zu bedeuten? »Ich dachte ... du solltest wissen ... O Gott ...«

»Was?«, fragte er alarmiert, und ein unheimliches Gefühl brachte seine Haut zum Kribbeln.

»Ich habe sie gesehen. Ich habe Jennifer gesehen.«

Bentz' Füße prallten auf den Fußboden. Er schob seinen Laptop auf den Tisch. »Was?«

»Ich sagte, ich habe -«

»Das weiß ich, aber wo? Wann?« Er konnte es nicht glauben. Sein Herz wummerte, Adrenalin schoss durch seine Adern, seine Hände umklammerten das Telefon, als wäre es eine Rettungsboje.

»Erst vor ein paar Minuten. In meiner Straße. In Torrance.« Ihre Stimme zitterte. Sie klang zu Tode erschrocken. »In ... in einem grauen Wagen.«

Tatsächlich? Mit der freien Hand griff Bentz bereits nach Schlüsseln und Brieftasche.

»Ich denke, sie hat nicht damit gerechnet, dass ich aus dem Fenster schaue.«

»Hat sie dich gesehen?«

»Ich glaube nicht.«

»Moment mal. Du hast eine Frau in einem grauen Wagen gesehen, die aussah wie Jennifer?« Wieder blickte er durch die Blendläden auf den dunklen, nur vom Neonlicht des Motelschildes erleuchteten Parkplatz. Irgendetwas an der Sache kam ihm nicht geheuer vor. »Ja!«

»Wie hast du sie erkennen können?«

»Ah ... die Straßenlaterne. Der Wagen hat unter der Straßenlaterne gehalten, und sie hat direkt zum Haus geblickt. Direkt in meine Richtung.«

»Ist sie noch da?«

»Keine Ahnung. Sie ist ganz langsam weitergefahren, durch die Wendeschleife der Sackgasse, vor drei oder vier Minuten. Ich hab Angst. Sie ist tot, Rick! Oder zumindest dachte ich das.« Lorraines Stimme klang heiser vor Panik. »Ich wusste nicht, was ich tun soll, und da beschloss ich, dich anzurufen.«

»Ich bin in einer halben Stunde da. Warte auf mich.« Er legte auf und warf sein Schulterholster und die neue Jacke über, dann schlüpfte er in seine

Schuhe. Der Handyakku war fast leer, trotzdem steckte er es zusammen mit seiner Dienstmarke in die Tasche. Ohne das schmerzende Bein zu beachten, stürmte er aus dem Zimmer und auf den Parkplatz. Im Wagen drehte er den Zündschlüssel und raste mit quietschenden Reifen vom Parkplatz auf die Straße. Noch jemand hatte Jennifer gesehen oder zumindest die Frau, die aussah wie sie. Endlich. Auf dem Weg zur Interstate 405 rief er Jonas Hayes an.

Er wurde direkt an den Anrufbeantworter weitergeleitet und erklärte Hayes den Grund seines Anrufs.

Er raste über den Freeway Richtung Süden, schlängelte sich durch das Meer aus Rücklichtern, um schneller voranzukommen, immer an der Grenze zur erlaubten Höchstgeschwindigkeit. Die Nacht war klar, und irgendwo hoch über den Lichtern der Stadt leuchteten die Sterne. Er sah den Mond und das Blinken der Flugzeuge am Himmel, doch in Gedanken war er bei seinem Telefonat mit Lorraine.

War das möglich? Zeigte sich »Jennifer« absichtlich, oder kundschaftete sie Lorraines Haus aus? Oder drehte Lorraine einfach durch? Bildete sich Dinge ein? *Wie du?* Seine Gedanken überschlugen sich und spornten ihn an, noch

schneller zu fahren. Die Tachonadel zeigte bereits über achtzig.

Als er um einen glänzend roten BMW herummanövrierte, kam ihm ein weiterer Gedanke. »Verdammt!« Shana war bereits tot. Hielt »Jennifer« Ausschau nach ihrem nächsten Opfer? Dieser Gedanke traf ihn schwer. War die Frau, nach der er suchte, eine Mörderin? Sein Magen verwandelte sich in einen schmerzhaften Knoten, und er trat aufs Gas und flitzte an einem nach Diesel stinkenden Milchlastwagen vorbei. Ein Idiot auf einem Motorrad überholte, als stünden er und der Neunachser auf der Stelle. Der Motorradfahrer musste um die hundert draufhaben, vielleicht mehr. *Idiot!*

Minuten verstrichen, und Bentz versuchte, sein Handy via Willenskraft zum Klingeln zu bringen. Er musste mit Hayes oder jemandem vom Department reden! Dann entdeckte er die Ausfahrt. Ein Mädchen in einem Honda zog an ihm vorbei und tippte derweil eine SMS in ihr Handy. Er bemerkte es kaum.

Bentz konnte kein Risiko eingehen, was Lorraines Leben betraf. Er vermochte nicht zu sagen, was diese »Jennifer« vorhatte, aber sein Bauchgefühl verriet ihm, dass es nichts Gutes war. Er ging vom Gas, bog ab und hinterließ eine weitere Nachricht auf Hayes'

Anrufbeantworter, in der er den Detective bat, ihn umgehend zurückzurufen. Bentz brauchte diese Bestätigung, die Bestätigung dafür, dass er nicht den Verstand verlor. Dass es sich nicht um Hirngespinste handelte. Dass er nicht den Geist einer toten Frau heraufbeschwor. Und genau das konnte Lorraine nun bestätigen.

»Scheiße!«, murmelte er, als er die Abfahrtsrampe hinunter auf den Verkehr zufuhr, der sich vor der Ampel staute. Ein kleiner Mann mit Mantel, Tarnhose und einem Hut mit einer langen Feder schob langsam einen überquellenden Einkaufswagen über die Fahrbahn. Die Zeit verstrich. Kostbare Zeit.

Endlich hatte der Mann die Straße überquert, die Ampel sprang auf Grün, und die wartenden Fahrzeuge setzten sich wieder in Bewegung. Bentz gab Gas. Sein Herz hämmerte wie verrückt, angetrieben von der Aussicht, Jennifer Auge in Auge gegenüberzustehen.

Lorraine Newell wusste, dass sie sterben würde. Zitternd beobachtete sie die Frau, die sie überfallen hatte, die Frau, die ihr das Telefon ans Ohr und eine Pistole an die Schläfe gehalten hatte und die jetzt den Hörer im Wohnzimmer auflegte. Sämtliche Vorhänge

waren zugezogen. Sie waren allein. Sie hatte Rick Bentz belogen, hatte ihn gebeten, vorbeizukommen. Sie hätte ihn warnen, ihm die Wahrheit sagen müssen, doch sie hatte Angst gehabt, so verdammt große Angst. Diese Hexe würde sie in jedem Fall töten.

Sie erschauerte innerlich und blickte die Frau mit der Waffe an, die dunkle, tödliche Mündung, die nur Zentimeter vor ihrer Stirn schwebte.

»Er kommt«, wisperte sie und fürchtete, gleich in die Hose zu machen. Warum war sie so dumm gewesen und hatte dieser Frau die Tür geöffnet, um sie ihr Telefon benutzen zu lassen? Sie hatte einfach guter Samariter spielen wollen. Doch sobald sie die Tür geöffnet und das Telefon durch den Spalt gereicht hatte, verwandelte sich die Frau, die ihr vorgejammert hatte, sie müsse einen Abschleppwagen rufen, aber ihr Handyakku sei leer, in einen Dämon. Sie stieß die Tür in Lorraines Gesicht, zog eine schwarze Pistole aus der Jacke und rammte Lorraine die stählerne Mündung tief in die Rippen.

Als sie drinnen war, hatte sie Lorraine die Hände auf dem Rücken gefesselt, ihr das Telefon ans Ohr gepresst und sie gezwungen, einen Text abzulesen und nur im Notfall zu improvisieren.

Das hatte sie getan. Sie hätte *alles* getan, um ihr Leben zu retten. Doch vergeblich, das wusste sie jetzt.

»Lass mich ... lass mich aus der Sache raus, bitte«, flehte sie verzweifelt. Schweiß rann ihr über den Rücken. Sie zitterte.

»Ich werde niemandem etwas sagen. Ich verspreche es.

Wenn Bentz kommt, werde ich ... werde ich ihm sagen, dass alles nur ein Scherz war.«

»Das ist es auch«, erwiderte die Frau hintersinnig.

»Bitte.«

»Halt die Klappe!«

Wenn sie nur weglaufen, die Pistole wegstoßen könnte! Doch es war zu spät. Lorraine zweifelte nicht eine Sekunde, dass diese Teufelin sie ins Jenseits befördern würde. Ohne ein Fünkchen Gnade riss ihr die Frau das Blatt aus der Hand, von dem Lorraine hatte vorlesen müssen. Lorraine hatte in ihrem Gesicht nach einem winzigen Anzeichen von Erbarmen gesucht, einem Riss in der eisigen Fassade. Doch der eiskalte Ausdruck blieb, und die Frau stieß Lorraine vor sich her durch einen kleinen Flur in die Küche. In der es dunkel war.

O Gott. Es musste doch einen Weg geben, sich in

Sicherheit zu bringen!

»Beweg dich!«, befahl die Frau und drückte die unnachgiebige Pistolenmündung fest in ihren Rücken. Tränen liefen über Lorraines Gesicht. Ihr Herz pochte so rasend schnell, so unregelmäßig, dass sie das Gefühl hatte, es würde explodieren. Sie sprach ein stummes Gebet und flehte Gott um Gnade an.

»Bitte, bitte tu das nicht«, flüsterte sie angstschlotternd. Sie wollte nicht sterben. Jetzt doch noch nicht! Und nicht auf diese Art und Weise. »Bitte«, flehte sie noch einmal. Ihre Stimme brach vor Verzweiflung. »Ich werde keiner Menschenseele etwas verraten. Ich schwöre es. Du kannst mir vertrauen.«

»Schscht. Alles wird gut.« Langsam fuhr die Frau mit der kalten Pistolenmündung Lorraines Rückgrat hinauf, vom Kreuz bis zur Schädelbasis. Dort hielt sie inne. *Oh, lieber Gott!*

In dieser entsetzlichen Sekunde wusste Lorraine, dass es vorbei war.

Nichts, was sie tat oder sagte, würde diese durchgedrehte Verbrecherin von ihrem Vorhaben abbringen. Sie schloss die Augen im selben Augenblick, in dem der Schuss die Stille zerriss.

24

Bentz spürte, dass etwas in der Luft lag, in der Stille der Nacht. Die Straße war leer, als er vor Lorraines Haus anhielt - kein silberner Chevy, nichts. Aus dem dreigeschossigen Haus fiel Licht, aber sämtliche Vorhänge waren zugezogen. Hatte Lorraine nicht gesagt, sie habe Jennifer gesehen, als sie aus dem Fenster blickte? Doch es kam noch schlimmer: Als er sich dem Haus näherte, stellte er fest, dass die Haustür offen stand. Hatte sie sie für ihn geöffnet?

Niemals. Als er mit Lorraine telefoniert hatte, war sie außer sich gewesen vor Angst. Jeder einzelne Muskel in seinem Körper spannte sich an. »Lorraine!«, rief er und zog langsam und geräuschlos die Waffe aus seinem Schulterholster. »Lorraine? Ich bin's, Rick Bentz.« Stille.

Er witterte die Gefahr, stieß vorsichtig die Tür mit seiner Waffe an, und als es drinnen ruhig blieb, schlüpfte er ins Haus. Das Licht im Wohnzimmer war an, und er erstarrte, als er gegenüber eine fast unmerkliche Bewegung wahrnahm, bis ihm

klarwurde, dass es sich um sein eigenes Spiegelbild in der verspiegelten Wand handelte. Das Zimmer war leer, ein Buch lag aufgeschlagen mit den Seiten nach unten auf dem abgewetzten grünen Sofa.

»Lorraine?« Er horchte, doch er hörte nichts. Lautlos ging er durch den Flur in den hinteren Bereich des Hauses, vorbei an einem leeren Esszimmer. Post stapelte sich auf dem Tisch. Als er die dunkle Küche erreichte, roch er es.

Den unverkennbaren, metallischen Geruch von Blut. Ihm rutschte das Herz in die Hose.

Er riss sich zusammen, ging durch die Küchentür und warf einen flüchtigen Blick auf Füße und einen abgestreiften Pantoffel, die hinter einem Küchentresen hervorschauten. Als er näher herantrat, sah er sie mit dem Gesicht nach unten auf dem Fußboden liegen, den Hinterkopf blutüberströmt. Lorraine.

Galle stieg ihm hoch. Bentz schaltete das Licht an und vergewisserte sich kurz, dass sonst niemand in der Küche war, dann kniete er sich neben sie. Obwohl er wusste, dass sie tot war, tastete er nach ihrem Puls. Nichts.

»Herrgott!« Seine Schuld, so viel war klar. »Verdammte Scheiße.« Er riss das Handy aus der

Tasche, wählte die 911 und teilte dem Einsatzkoordinator mit, wer er war und was vorgefallen war.

Wer konnte Lorraine das angetan haben? Ohne Zweifel dieselbe Person, die Shana McIntyre ausgeschaltet hatte. Das Bindeglied war eindeutig: Rick Bentz. Das wusste er. Er war der Katalysator. »Jennifer« war bei Lorraine aufgetaucht, wohlwissend, dass diese ihn deswegen anrufen würde, und anschließend hatte sie die Stiefschwester kurzerhand ins Jenseits befördert. Ein lupenreiner Mord. Vielleicht sah sie sogar in diesem Augenblick zu, genoss die Vorstellung.

Krankes Miststück.

Obwohl er spürte, dass das Haus leer und der Mörder längst verschwunden war, konnte er sich nicht ganz sicher sein. Er steckte das Handy weg und nahm sich den Rest des Hauses vor. Behutsam, darum bemüht, nichts zu berühren und nicht eventuelle Fingerabdrücke oder Hinweise, die zum Täter führen könnten, zu zerstören, durchsuchte er die Schränke und überprüfte die hintere Veranda - nichts. Natürlich nicht. Bentz rief noch einmal bei Hayes an und hinterließ ihm die dritte Nachricht innerhalb einer Stunde, dann kehrte er zum

Wohnzimmer zurück. Ein lauter, unwirklicher Schrei gellte durchs Zimmer. Bentz ging hinter der Flurwand in Deckung, dann spähte er genau rechtzeitig um die Ecke, um eine graue Katze unter der Couch hervorschießen und hinter einen karierten Sessel flitzen zu sehen, von wo aus sie ihn fauchend mit ihren funkelnden goldenen Katzenaugen anstarrte. Bentz' Puls, der in astronomische Höhe geschnellt war, beruhigte sich ein bisschen. Er hatte vergessen, dass Lorraine schon immer Katzen gehalten hatte.

Innerlich bebend und mit dem heftigen Verlangen nach einer Zigarette wartete er draußen auf der vorderen Veranda bei einem Pampelmusenbaum auf das Eintreffen der Beamten. Sein Bein pochte. Er versuchte, Ruhe zu bewahren, indem er auf die Geräusche der Nacht lauschte. Über das Summen der Insekten und das Bellen eines Hundes hinweg war das schrille Heulen einer Sirene zu hören. Bentz strich sich das Haar aus dem Gesicht und bemerkte einen nervösen Nachbarn, der durch die Vorhänge hindurch zu ihm herüberspähte.

Gleich beginnt die Vorstellung, dachte er. Ein Jogger lief vorbei. Bentz folgte ihm mit den Augen. Eine schlanke Frau - oder war es ein Mann? - mit

einer Baseballkappe und dunkler Kleidung. Keine Reflektoren. Sie blickte in seine Richtung, doch sie war zu weit fort, als dass er ihre Züge hätte erkennen können.

Trotzdem kam ihm irgendetwas an ihr vertraut vor. *Wie bitte?* Der Gedanke ließ ihn erstarren. *Vertraut?* Hast du den Verstand verloren? Du kannst doch nicht mal erkennen, ob der Jogger ein Mann ist oder eine Frau. Reiß dich zusammen, Bentz, und finde heraus, was hier vorgeht, ehe noch eine der Personen stirbt, mit denen du über Jennifer gesprochen hast. Denk nach, um Himmels willen. Du wirst jede Menge Fragen beantworten müssen. Noch während er die Frau beobachtete, bog sie in eine Seitenstraße ab. Vielleicht hatte sie ein silbernes Auto gesehen, das in der Nachbarschaft herumgekurvt war. »He!«, rief er ihr nach, doch sie war schon zu weit entfernt. Zu Fuß würde er sie niemals einholen können, und den Wagen konnte er nicht nehmen. Nicht, nachdem er die Polizei gerufen hatte, die, dem Geräusch der Sirenen nach zu urteilen, in den nächsten dreißig Sekunden eintreffen würde. *Jetzt vergiss mal den Jogger.*

Bentz brachte die Stimme in seinem Kopf zum Schweigen und ging zum Gehsteig. Er sehnte sich

immer noch nach einer Zigarette oder einem starken Drink oder auch beidem.

Warum hatte Lorraine ihn angerufen? Hatte sie Jennifer wirklich gesehen? Oder war das alles eine List gewesen? Er blickte die dunkle Straße hinunter, und da durchschnitten auch schon Scheinwerfer die Nacht. Ein Streifenwagen bog mit Sirenengeheul um die Ecke. Wer hatte Lorraine umgebracht? Jennifer?

Bentz' Instinkt sagte ihm, dass der Mord an Lorraine eindeutig mit dem an Shana McIntyre zusammenhing, und beide Frauen waren tot, weil sie mit seiner Ex-Frau befreundet gewesen waren. Beide Frauen waren *seinetwegen* tot. Weil sie mit ihm gesprochen hatten. Vor lauter Schuldgefühlen konnte er kaum atmen. Wenn er sie nicht angerufen, nicht vor ihrer Haustür aufgekreuzt wäre, wären Shana und Lorraine jetzt vielleicht noch am Leben. Der Streifenwagen hielt am Bordstein. Zwei Officer der Polizei von Torrance kamen aus dem Auto und auf ihn zugeschossen.

»Sind Sie Bentz?«, fragte der Fahrer, ein Jungspund mit gezogener Waffe. Seine Lippen waren schmal, seine Augen zusammengekniffen, er selbst nervös vor Misstrauen. »Ja. Ich bin Polizist. New Orleans Police Department. Meine Waffe steckt in meinem

Schulterholster, die Dienstmarke in meiner Brieftasche.«

»Was ist passiert?«, fragte der zweite Officer, eine Frau, die genauso nervös wirkte wie ihr Partner. Sie hielt die Waffe direkt auf Bentz' Brust gerichtet.

»Jemand ist erschossen worden. Sieht nach Mord aus.« Die Worte kamen ihm mühelos über die Lippen, die ganz gewöhnliche Routine. So gleichgültig, dachte Bentz. Du kanntest sie doch. Du kanntest diese Frau! »Sie hat mich angerufen ... hatte Angst vor jemandem, den sie vor ihrem Haus gesehen hatte. Ich hab mich direkt auf den Weg zu ihr gemacht und sie tot aufgefunden.«

»Das Opfer ist im Haus?«

»Ja. In der Küche. Auf der Rückseite des Hauses. Sonst ist niemand drinnen, abgesehen von einer Katze.«

»Das übernehme ich«, sagte die Polizistin und ging zum Haus. Erneut gellte Sirenengeheul durch die Nacht.

Auf der gegenüberliegenden Seite trat ein fetter Mann in einem engen Trainingsanzug auf die Veranda vor seinem Haus, um zu sehen, was passiert war. Der männliche Beamte hielt nach wie vor seine Waffe im Anschlag. »Keine Bewegung«, befahl er

Bentz. »Bis wir wissen, was hier los ist, will ich nicht mal, dass Sie Luft holen.«

Olivia stellte den Fernseher ab, streckte sich auf dem Wohnzimmersofa aus und pfiff nach dem Hund. Sie war länger aufgeblieben als sonst und hatte sich das Ende einer Schmonzette angesehen, die sie vor zwanzig Jahren schon einmal geschaut hatte.

Jetzt ging sie nach oben und zog sich ihr Nachthemd an. Der Spiegel im Badezimmer verriet nichts von ihrer Schwangerschaft. Gerade als sie sich ins Bett legen wollte und wünschte, Bentz wäre zu Hause, klingelte das Telefon. »Wenn man vom Teufel spricht«, sagte sie zu Harry S., der dazu ansetzte, auf die Matratze zu springen. »Es gibt nur eine Person an der Westküste, die nach Mitternacht anruft, stimmt's?«

Doch das Display zeigte Rufnummernunterdrückung an, so dass Olivia leicht nervös fragte: »Hallo?« Niemand antwortete, und Olivia verspürte genau das Fünkchen Furcht, das sie immer begleitete, wenn Bentz an einem gefährlichen Fall arbeitete. »Hallo?«

»Er bringt sich in Schwierigkeiten«, drang die rauhe Stimme einer Frau an ihr Ohr.

Olivias Kopfhaut kribbelte. Für einen kurzen Augenblick vermochte sie nicht zu sprechen. »Es gibt Todesfälle«, teilte ihr die Stimme mit. »Entschuldigen Sie, wie bitte?« Olivias Herz raste plötzlich, ihre Handflächen wurden feucht. Sie wusste, dass es sich um dieselbe Anruferin handelte wie vor ein paar Tagen. Die Frau, die sie aus der Fassung bringen wollte. »Es hat einen weiteren Mord gegeben.« Die Stimme war nur wenig mehr als ein Zischen.

»Nein!« Olivia rutschte das Herz in die Hose. Rick? War Rick etwas zugestoßen? Um Himmels willen, was sagte diese Frau da? Nein, nein ... natürlich sprach die Anruferin von Shana McIntyre. Oder?

»Wer ist dran?«, fragte Olivia, und ein Teil ihrer Furcht wich großem Zorn.

»Raten Sie mal«, schlug die Sandpapierstimme vor. »Oder fragen Sie RJ. Er wird es wissen.«

»Wen soll ich fragen?«

Sie vernahm ein gedämpftes, sinnliches Lachen. *Jennifer. Bentz' erste Liebe.* »Warum tun Sie das?« *Klick.*

Die Leitung war unterbrochen. Olivia erbebte innerlich, nicht vor Angst, sondern vor weißglühendem, brodelndem Zorn. Ein so heller

Zorn, dass er sie beinahe geblendet hätte. Wie konnte es jemand wagen, ihrem Mann derart übel mitzuspielen und sie dann in ihrem eigenen Zuhause einschüchtern zu wollen? »Du krankes Miststück«, zischte sie, dann knallte sie den Hörer auf. Sie wünschte, sie würde die Frau in die Finger bekommen.

Aufgebracht wollte sie Ricks Nummer wählen, doch dann überlegte sie es sich anders. Wer immer sie angerufen hatte, erwartete, dass sie sich bei RJ ausheulen würde, wie Jennifer ihn zu nennen pflegte, erwartete, dass Olivia die Rolle des kleinen, verängstigten Frauchens spielte. Niemals. Diese Genugtuung würde Olivia diesem Biest nicht verschaffen.

Sie würde erst einmal abwarten. Morgen früh würde sie ihre Telefongesellschaft anrufen und herauszufinden versuchen, wer hinter diesem Anruf steckte. Und dann, wenn der Feigling noch einmal anrief, war sie bereit, ihn fertigzumachen. »Finde dich damit ab«, murmelte sie, entweder an sich selbst gerichtet oder an ihre Peinigerin, das wusste sie nicht so genau.

Um sich zu beruhigen, ging sie nach unten und versicherte sich, dass alle Fenster und Türen gut

verschlossen waren. Leicht zwanghaft, aber es half ihr, sich sicher zu fühlen. Anschließend stieg sie die steile Treppe wieder hinauf ins Schlafzimmer.

Zum ersten Mal seit langer Zeit schloss sie das Fenster, auch wenn ihr das gar nicht gefiel. Sie hatte das Gefühl, klein beizugeben, und das wurmte sie mächtig. Jetzt drang keine kühle Brise mehr vom *bayou* her ins Zimmer und auch nicht das Rascheln der Pappeln oder der Duft der Magnolien. Das einlullende Zirpen der Grillen und das Quaken der Frösche waren ebenfalls nicht mehr zu hören. Verärgert schlüpfte Olivia unter die Decke und klopfte auf die Matratze. Harry S. musste sich kein zweites Mal bitten lassen. Er sprang aufs Bett und grub sich tief in die Decken, um sich ungestört neben Olivia auszustrecken. »Braver Junge«, sagte sie abwesend und kraulte seinen kleinen, wuscheligen Kopf. Er seufzte leise vor Wohlbehagen, aber Olivia lächelte nicht. Sie war zu gereizt, zu frustriert. Wieder zog sie in Erwägung, nach Kalifornien zu fliegen und Bentz von ihrer Schwangerschaft zu erzählen. Sie hatte es satt, von ihm getrennt zu sein. Hatte die Geheimniskrämerei satt.

Vielleicht sollte sie schon morgen abreisen. Oder wenigstens innerhalb der nächsten Tage ...

Sie schüttelte ihr Kissen auf und beschloss, morgen früh als Erstes online zu gehen und sich ein Flugticket zu besorgen. Sie würde nach L.A. zu ihrem Ehemann fliegen, ob es ihm passte oder nicht. Darum ging es doch in einer Ehe: zusammen zu sein, oder nicht? Miteinander zu sprechen. Einander zu vertrauen. Sie verlor ihn, das konnte sie in der Leere ihres dunklen Schlafzimmers spüren.

Aber sie würde um ihn kämpfen. Sie würde ihn nicht aufgeben.

Olivia schloss die Augen und bemühte sich einzuschlafen, doch gerade als sie eindämmerte, schrillte erneut das Telefon.

»Mist ...«

Noch vor dem zweiten Klingeln riss sie den Hörer von der Gabel und wappnete sich gegen eine weitere unheimliche Attacke. »Was denn jetzt noch?«, schnauzte sie. »Ich liebe dich auch«, sagte Bentz.

Sofort ging ihr das Herz auf, und beim Klang seiner tiefen Stimme wurde sie ganz weich. Mein Gott, wie sehr sie ihn vermisste! »Hey«, flüsterte sie. In ihren Augen brannten Tränen. Du liebe Güte, sie führte sich auf wie eine Verrückte. Tränen? Das mussten die Hormone sein. Doch es tat so verdammt gut, seine Stimme zu hören! Sie räusperte sich und setzte sich

im Bett auf, dann fragte sie: »Was gibt's?«

»Nichts Gutes.« Olivia erstarrte.

»Ich bin auf der Polizeistation von Torrance.«

»Torrance?«

»Ja. Ich dachte, du solltest das wissen. Es von mir erfahren.«

»Was erfahren?«, fragte sie mit plötzlicher Furcht.

»Ach, Liwie, es ist ein einziger Schlamassel«, sagte er, und sie hörte die Erschöpfung in seiner Stimme. »Ich habe einen Anruf von Lorraine, Jennifers Stiefschwester, bekommen, die mir mitteilte, sie habe Jennifer vor ihrem Haus gesehen. Ich bin zu ihr gefahren, und als ich bei ihr ankam, war Lorraine tot. Ermordet.«

»Ach du lieber Gott«, flüsterte Olivia, umklammerte mit einer Hand den Hörer und zwirbelte mit der anderen die Bettdecke. »War es Jennifer?«, fragte sie, doch tief im Innern war ihr bereits klar, dass Jennifer Bentz - echt oder eingebildet, Mensch oder Geist - hinter diesem Blutbad steckte.

»Wer weiß?« Rick erzählte ihr, was vorgefallen war, und Olivia, innerlich wie versteinert, hörte zu, versuchte, sich zu konzentrieren, während sie das Gefühl hatte, mit dem Brustkorb in einer Schraubzwinge zu stecken. Obwohl sie keine

Visionen von Morden mehr hatte, die sie aus der Perspektive des Täters heraus mitverfolgte, durchfuhr sie wieder das altbekannte, lähmende Grauen, wenn sie an die toten Frauen dachte und an die Qualen, die sie erlitten hatten.

Bentz sagte, sein Freund Jonas Hayes sei von L.A. nach Torrance gekommen. Er hatte Verständnis für Bentz gezeigt, als dieser sich beschwerte, dass man seine Waffe beschlagnahmt und ihn zum Verhör ins Vernehmungszimmer gezwungen habe. Zum ersten Mal in seinem Leben hatte Bentz auf der anderen Seite des verspiegelten Fensters Rede und Antwort stehen müssen.

Die Polizei von Torrance hatte ihm seine Geschichte abgenommen, obwohl noch immer viele Fragen offen waren, weil Bentz sowohl Shana als auch Lorraine in der Woche vor ihrer Ermordung aufgesucht hatte. Ohne Zweifel stand Bentz unter Tatverdacht.

Olivia fühlte sich elend.

»... es hat Stunden gedauert«, erzählte er gerade mit kaum verhohlenem Ärger, »die ganze Sache mit Jennifer zu erklären und dass mich jemand hier nach L.A. locken wollte, vermutlich der Mörder, um mit diesem Blutbad beginnen zu können. Kurz gesagt:

Ich diene dem Killer als Vorwand - möglicherweise sogar als Motiv - für seine Taten.«

»Moment mal, du glaubst also, Jennifer oder die Person, die sich als sie ausgibt, bringt Leute um und versucht, dich verdächtig zu machen?«

»Genau das.«

»Großer Gott, Bentz! Das ist nicht nur an den Haaren herbeigezogen, das ist einfach verrückt.«

»Und erfordert sowohl eine unglaubliche Planung als auch Glück.« Er hielt inne, als müsse er die Dinge überdenken. »Wie ich schon sagte: Ich wollte nur, dass du es von mir erfährst statt von jemand anderem oder aus den Nachrichten. Wenn die Medien Shana mit Lorraine und dann mit mir und Jennifer in Verbindung bringen, wird sich die Lage ganz schön zuspitzen.« Er zögerte, und Olivia sah innerlich, wie er die Augenbrauen zusammenzog, die Kiefer aufeinanderpresste und sich mit einer Hand frustriert durchs dichte Haar fuhr.

»Ich bin froh, dass du angerufen hast. Ich habe mir Sorgen gemacht.«

»Hast du dich deshalb so gemeldet?«

»Wie bitte? Was? Wie habe ich mich denn gemeldet?«, fragte sie.

»Als wärst du stinksauer. Warum?«

Sie hatte sich ihm nicht anvertrauen wollen, ihn nicht weiter beunruhigen wollen, doch da er sie schon fragte, sah sie keinen Grund, ihn anzuschwindeln oder zu beschönigen, was vorgefallen war. »Nun, du warst nicht der Erste, der heute Nacht angerufen hat.«

»Nicht?«

»Die Spezialistin für Telefonstreiche war vorhin dran.«

»Wer?« Seine Stimme klang leise. Hart. »Ich weiß es nicht.«

»Dieselbe Frau, die schon mal angerufen hat?«

»Ich denke, ja. Keine Anruferkennung, und sie hat nicht gesagt, wer sie ist.«

»Verdammt noch mal, Liwie! Du kannst da nicht bleiben. Nicht allein.«

»Ich bin hier zu Hause. Außerdem ist Harry S. -«

»Völlig nutzlos. Wir haben doch schon darüber gesprochen. Ich komme jetzt nach Hause ... oder morgen. Mir ist nicht wohl, dass du allein bist, bei all dem, was hier passiert.«

»Das passiert aber doch in Kalifornien, und New Orleans ist... wie weit weg? Fünfzehnhundert Meilen? Jemand, der in L.A. Leute umbringt, kann mir doch hier nicht gefährlich werden.«

»Er muss sich nur ins Flugzeug setzen.«

»Aber *du* bist in L.A. Sie wird dort nicht weggehen.«

»Hm.« Er zögerte, als würde er nachdenken. Olivia knipste die Nachttischlampe an, und Harry S. streckte seine feuchte Nase unter der Decke hervor. »Was hat sie gesagt, als sie angerufen hat?«, erkundigte sich Bentz.

»Dass >er sich in Schwierigkeiten bringt<. Ich nehme an, sie meinte dich, da sie von RJ gesprochen hat. Und sie hat gesagt, es sei ein weiterer Mord passiert. Ich dachte, sie spricht von Shana.«

»Wohl kaum. Vermutlich hat sie sich wegen Lorraine auf die Schulter geklopft. Verdammt noch mal, ich verstehe einfach nicht, was sie da tut.«

»Das versteht keiner, aber du wirst schon noch dahinterkommen. Wenn du einmal was gerochen hast, bist du wie ein Hund, der einen Knochen wittert.«

»Um wie viel Uhr hat sie angerufen?«

»Nach Mitternacht, so gegen Viertel vor eins. Ich bin noch aufgeblieben, um mir einen Film anzusehen. Moment, ich schaue mal nach.« Sie drückte ein paar Tasten auf dem Telefon und sah nach, wann der Anruf mit der Rufnummernunterdrückung eingegangen war, dann klickte sie zu Rick zurück.

»Ja, um zwölf Uhr zweiundfünfzig, ich wollte gerade ins Bett gehen. Es war ein kurzer Anruf. Achtundzwanzig Sekunden. Morgen früh will ich bei der Telefongesellschaft nachfragen, woher der Anruf gekommen ist, auch wenn die Anruferkennung ausgeschaltet war.«

»Gute Idee, aber ich denke nach wie vor, du solltest das Haus verlassen.«

»Es ist mitten in der Nacht! Ich habe abgeschlossen und die Fenster kontrolliert. Außerdem hält sich der Mörder wie gesagt in Kalifornien auf. Du musst dir also eher Sorgen machen als ich.«

»In unserem Schlafzimmer ist eine Pistole. Im Wandschrank eingeschlossen.«

»Ich weiß.«

»Hol sie raus und leg sie in den Nachttisch.«

»Rick!«, protestierte Olivia. Jetzt klang er langsam wirklich verrückt. »Ich weiß doch nicht mal, wie ich sie abfeuern soll!«

»Das ist ganz leicht. Ziel. Drück ab.«

»Nachdem ich sie geladen und entsichert habe.«

»Du hast gelogen, du weißt sehr wohl, wie das geht.«

»Aber —«

»Tu mir den Gefallen. Nur so lange, bis ich wieder

zu Hause bin, einverstanden?«

»Und wann wird das sein?«

»Bald«, gelobte er voller Überzeugung. »Okay. Gut. Wir haben eine Menge zu besprechen.«

»Ich weiß.« Er zögerte eine Sekunde. »Du kannst dir sicher sein, Liwie: Ich liebe dich.«

Ihre Brust zog sich schmerzhaft zusammen. Wieder traten ihr Tränen in die Augen. »Ich liebe dich auch. Pass *du* auf dich auf.«

Sie legte auf und starrte an die Decke. Vielleicht hätte sie ihn bitten sollen, seine verdammten Nachforschungen abzubrechen und nach Hause zu kommen, auch wenn das im Augenblick kaum möglich war. Er würde dortbleiben müssen. Sie wollte, dass er die Sache zu Ende brachte, die ihn nach L.A. gezogen hatte.

Dann würde er endgültig zu ihr zurückkehren können, und sie würde ihm von dem Baby erzählen. Erst dann. Sie wusste, dass er im nächsten Flugzeug nach New Orleans gesessen hätte, wenn sie ihre Schwangerschaft zur Sprache gebracht hätte, und dann hätte er ewig bereut, nicht herausgefunden zu haben, was wirklich mit Jennifer passiert war.

Olivia knipste das Licht aus. Sie wollte, dass dieser mörderische, herzzerreißende Feldzug vorbei war.

Für immer. Sie wollte nicht, dass Bentz etwas bereute, dass er dachte, er hätte jemanden im Stich gelassen, der ihn brauchte. Sie wollte sich nicht fragen müssen, ob er einen Teil von sich, sein Herz und seine Träume, im sonnigen Kalifornien zurückgelassen hatte.

Sie brauchte ihn ganz oder gar nicht und war daher nicht bereit, im Vergleich mit seiner Ex-Frau die zweite Geige zu spielen.

Jennifer.

»Hol dich der Teufel«, flüsterte Olivia ins leere, dunkle Zimmer hinein. Welche Rolle spielte Bentz' Ex bei dem Ganzen?

Sie wälzte sich auf die andere Seite und schaute durchs Fenster in die tiefschwarze Nacht von Louisiana. Bentz musste damit abschließen. Jennifers verfluchten Geist ruhen lassen.

Bevor noch jemand ums Leben kam. Bevor Olivia ihn für immer verlor.

25

»Ich habe das doch alles schon der Polizei von

Torrance erzählt«, sagte Bentz, als er Hayes zurück zum Parker Center brachte, wo Hayes seinen SUV abgestellt hatte. Es ging auf drei Uhr morgens zu. Bentz fuhr todmüde den Sepulveda Boulevard entlang, dann nahm er vorsichtig die Auffahrt zur Interstate 110 Richtung Norden. Trotz der späten Stunde herrschte dichter Verkehr auf dem Freeway, rote Rücklichter leuchteten vor ihm auf den leicht abschüssigen Fahrspuren auf.

Hayes war zusammen mit Riva Martinez nach Torrance gekommen, die gescherzt hatte, Hayes hätte sich die absolut schlechteste Zeit herausgepickt, um sein Handy abzuschalten. »Besser spät als nie«, hatte Bentz zu den beiden gesagt, dankbar, dass die Detectives vom LAPD überhaupt reagiert hatten. Wären sie nicht aufgekreuzt, hätte sich Bentz vermutlich immer noch auf der Polizeistation von Torrance befunden und würde unbehaglich auf dem Holzstuhl in dem verdammten Vernehmungszimmer herumrutschen.

Zumindest hatten sie ihm keine Handschellen angelegt. Nachdem er seine Waffe den Beamten ausgehändigt hatte, die als erste eingetroffen waren, war Bentz am Tatort festgehalten worden und hatte beobachtet, wie die Cops Absperrungen errichtet,

Lorraines Haus mit Polizeiband abgegrenzt und die Anwohner befragt hatten, die auf die Bürgersteige geströmt waren. Bentz hatte viele ihrer Bemerkungen über Lorraine mitbekommen. »Eine liebenswerte Frau«, hatte eine ältere Frau betont. »Eine angenehme Nachbarin«, hatte der Mann von nebenan gesagt. »Die Eule«, so hatte Bentz ihn getauft wegen seiner runden Brille, dem dünnen Bart und dem sauertöpfischen Gesichtsausdruck. »Ich kann nicht glauben, dass jemand in ihr Haus eingebrochen ist. Das ist eine anständige Wohngegend!« Die Eule hielt inne, als die fahrbare Bahre mitsamt dem Leichensack vorbeirollte. Eine weitere Frau gab ihren Senf dazu. »Ich weiß nicht viel über sie. Ich glaube, sie war mal verheiratet.« Die Frau hatte weißes Haar und trug ebenfalls einen Bademantel, einen weißen. Sie hatte sich als Gilda Mills vorgestellt. Seit siebenundzwanzig Jahren wohnte sie in dieser Gegend. Nervös hatte sie Lorraines Haus angestarrt, als wäre es die Herberge des Teufels. »Aber ich bin mir nicht sicher.« Gildas knochige Finger wichen nicht von ihrem Mund, als sie fortfuhr: »Keine Kinder, zumindest hat sie nie welche erwähnt. Sie hatte eine Halbschwester. Nein, ich glaube, es war eine Stiefschwester, die gestorben ist.« Sie war zwei

Schritte vom Grundstück fortgetreten, offenbar besorgt, das Böse, das im Haus lauerte, könnte aus dem Rasen quellen und in die Spitzen ihrer rosafarbenen Pantoffeln sickern. Als der Nachrichtenübertragungswagen eingetroffen war, hatte Bentz innerlich aufgestöhnt. Zum Glück waren Hayes und Martinez ein paar Sekunden später in die Sackgasse eingebogen. Ein schlaksiger Fernsehreporter Anfang zwanzig war aufmerksam geworden und hatte eine große Story gewittert, als er die beiden Cops aus L.A. bemerkte, die sich außerhalb ihres eigentlichen Zuständigkeitsbereiches aufhielten. Bentz hatte den Reporter beobachtet, der vergeblich versuchte, Hayes eine Stellungnahme zu entlocken, und festgestellt, dass er viel zu müde und verstört war, um sich darüber zu amüsieren.

Schon bald darauf war er zu der Polizeistation in Torrance eskortiert worden, wo er drei Stunden im Vernehmungszimmer gesessen, gewartet und zwischendurch Fragen beantwortet hatte. Der Lieutenant hatte erklärt, sie müssten Bentz zunächst kurz überprüfen, um die Bestätigung zu erhalten, dass er tatsächlich ein Officer des NOPD war und die Befugnis hatte, eine Waffe mit sich zu führen. Obwohl ihn die Cops mit Respekt und voller

Professionalität behandelten, hatte es Bentz ganz und gar nicht behagt, auf dem Stuhl mutmaßlicher Täter zu sitzen. Stunden später hatte der Lieutenant Bentz endlich mitgeteilt, er könne jetzt gehen. Das wurde aber auch verdammt noch mal Zeit, hatte Bentz gedacht, seine Pistole ins Holster gesteckt und die Rückgabe seiner persönlichen Gegenstände quittiert. Als sich Bentz mit Hayes ins Auto gesetzt hatte, war es nach zwei Uhr morgens gewesen. »Tu mir den Gefallen und lass uns das Ganze noch einmal durchgehen«, sagte Hayes, als sie auf dem Freeway durch die Dunkelheit rasten, und holte Bentz damit ins Hier und Jetzt zurück. Bentz hatte die Fenster einen Spaltbreit geöffnet, die Nachtluft strömte kühl und erfrischend herein. Hielt ihn wach. »Erzähl mir, was heute Nacht passiert ist. Erst die Fakten, dann deine Vermutungen.«

»Zunächst habe ich einen Anruf von Lorraine Newell, Jennifers Stiefschwester, erhalten.« Bentz hatte es gründlich satt, immer wieder dasselbe durchzukauen, aber jetzt, da Hayes bereit war, ihm zuzuhören, würde er es gern noch einmal wiederholen. Eine weitere Möglichkeit, sich Hayes' Unterstützung zu sichern.

Er starrte durch die mit Insektenleichen gespickte

Windschutzscheibe und schilderte die Nacht bis ins kleinste Detail, von der Minute an, in der Lorraines Anruf bei ihm eingegangen war, bis zu dem Alptraum, ihre Leiche auf dem Küchenfußboden zu finden. Er fügte sogar hinzu, dass Olivia seit seiner Abreise telefonisch belästigt wurde. »Es handelt sich um eine Anruferin, die sich auf mich bezieht«, erklärte Bentz. »Sie nennt mich RJ, genau wie Jennifer es getan hat. Die Anrufe sollen Olivia einschüchtern.«

»Tun sie das?«

»Nicht unbedingt. In erster Linie ist sie sauer.«

»Klingt ganz nach deinem Typ Frau.«

»Das stimmt schon«, sagte Bentz. »Aber ich mache mir trotzdem Sorgen. Ich werde Montoya anrufen, damit er ein Auge auf sie hat, bis ich wieder nach Hause komme.«

»Vermutlich will sie keinen Aufpasser.«

»Egal.« Es war das Beste, was er im Augenblick tun konnte, auch wenn es bei weitem nicht genug zu sein schien. Seine Frau durfte nicht in Gefahr geraten. Er entdeckte das Ausfahrtsschild und wechselte auf die richtige Spur. »Du hast einen Jogger gesehen.« Hayes blickte aus dem Fenster auf die Lichter des Stadtzentrums von Los Angeles, wo sich die

Wolkenkratzer in den blauschwarzen Himmel erhoben. »War es derselbe wie in der Nacht, in der du von dem Pier gesprungen bist?«

»Einmal war es ein Mann, einmal eine Frau.«

»Bist du sicher? Du hast beide als schlank und athletisch beschrieben. Beide trugen Baseballkappen, die die Haare bedeckten.«

Das stimmte. Außerdem war er beide Male zunächst unsieher gewesen, was das Geschlecht betraf. »Könnte vermutlich beides zutreffen.«

»Ich habe die Aufzeichnungen der Webcam an dem Santa-Monica-Pier.«

Bentz nahm die Abfahrt und warf Hayes einen raschen Blick zu. *»Du* hast sie? Nicht ich? Obwohl *ich* sie angefordert habe?«

»Die Sicherheitsfirma, die sie betreibt, wollte das über die örtliche Polizei regeln, und das Police Department von Santa Monica hat mich angerufen.«

Verärgert fragte Bentz: »Hast du was Interessantes entdeckt?«

»Keine Frau in einem roten Kleid, weder zwei Stunden vorher noch danach. Keine Frau, auf die Jennifers Beschreibung zutrifft, aber alle anderen standen auf ihren Plätzen. Der alte rauchende Mann, das knutschende Pärchen und ein Jogger. Der Jogger

lief nicht nur vorbei, sondern blieb stehen und blickte über den Pier, etwa zu dem Zeitpunkt, an dem du über die Holzbohlen gerannt bist. An sich ist das keine große Sache, und ich hätte dem auch keine weitere Beachtung geschenkt, hättest du nicht erwähnt, dass du heute Nacht ebenfalls einen Jogger gesehen hast.«

»Könnte Zufall sein.«

»Könnte, aber das glaube ich nicht. Ich gebe nicht viel auf Zufälle.«

»Ich auch nicht.«

»Dann scheint es also tatsächlich um dich und deine erste Frau zu gehen.« Hayes rieb sich das Kinn und kaute nachdenklich auf seiner Unterlippe. »Warum jetzt? Warum wartet jemand zwölf Jahre, bis er es dir heimzahlt?«

»Ich wünschte, das wüsste ich.« Bentz bremste vor einer roten Ampel am Ende der Freeway-Abfahrt.

»Ich will sämtliche Informationen, die du hast. Absolut alle.«

»Okay.«

»Außerdem musst du dich zurückhalten.«

»Ich weiß nicht, ob ich das kann.«

»Also, unter uns: Bei den Kollegen vom Department bist du nach wie vor in aller Munde, und

ehrlich gesagt, kann man es ihnen nicht verdenken. Du kannst unsere Ermittlungen nicht beeinflussen, Bentz. Das weißt du. Kein Detective bearbeitet seinen eigenen Fall. Und wie es aussieht, will Bledsoe dir den Arsch aufreißen.«

»Er will ständig jemandem den Arsch aufreißen. Warum also nicht mir«, fügte Bentz gelassen hinzu, obwohl eine gewisse Schärfe in seiner Stimme mitschwang. »Wie dem auch sei, jeder im Department ist der Ansicht, dass dein plötzliches Auftauchen in L.A. der Auslöser für diese Morde war. Wir müssen das Ganze unbedingt klären.«

»Das wird auch langsam Zeit«, stimmte Bentz zu. »Du hast also mit Shana McIntyre und Lorraine Newell gesprochen. Sonst noch mit jemandem?« Bentz nickte. »Ich habe mich mit Tally White, einer alten Freundin von Jennifer, unterhalten. Einer Lehrerin. Meine Ex-Frau und sie haben sich damals über die Kinder kennengelernt. Tallys Tochter Melody ist im selben Alter wie Kristi. Außerdem habe ich Fortuna Esperanzo aufgesucht, eine weitere Freundin von Jennifer. Sie haben zusammen in einer Kunstgalerie in Venice gearbeitet. Fortuna ist noch dort beschäftigt.«

»Und das ist alles?«

»Ja«, bestätigte Bentz und kämpfte eine ungute Vorahnung nieder. »Ich habe die entsprechenden Angaben im Motel.

Wir könnten einen Abstecher dorthin machen, und ich gebe sie dir.«

»Einverstanden.«

Bentz ordnete sich so ein, dass er den Freeway 405 Richtung Culver City nehmen konnte. Trotz seiner Erschöpfung schoss ihm Adrenalin durch die Adern, und er wusste, dass er nicht würde schlafen können, genauso wenig, wie er sich aus den Ermittlungen würde heraushalten können. Er würde weiter seine Nachforschungen anstellen, stetig und unauffällig. Er würde die Arbeit des LAPD nicht behindern, aber er hatte vor, mit ihren Fortschritten mitzuhalten, was nicht schwer sein dürfte. Schließlich hatte er noch Montoya und ein paar andere Freunde bei der Polizei in New Orleans, Leute, die für ihn Daten und Fakten recherchierten und auf dem Laufenden blieben, was die Dinge anging, die hier unten passierten. Zum Teufel, Montoya lebte doch geradezu für so etwas!

Hayes konnte ihm ruhig sagen, dass er sich zurückhalten solle, doch Bentz würde jetzt nicht aufgeben. Nicht, wenn das Risiko stieg, dass noch mehr Menschen seinetwegen brutal ermordet wurden.

Zwei Frauen waren tot, und zudem war seine Frau belästigt worden. Bedroht. Seine Finger schlossen sich fest ums Lenkrad. Die Wahrheit war, dass Bentz fürchterliche Angst hatte, und die einzige ihm bekannte Möglichkeit, mit dieser Angst umzugehen, war, die Ursache zu vernichten. Den Mörder zu finden.

Doch zunächst einmal musste er so tun, als würde er sich an die Regeln halten. Er bog in die Straße ein, die zum So-Cal Inn führte. Das Neonschild des Motels warf sein grelles Licht auf den Parkplatz. Bentz ließ den Blick über die geparkten Fahrzeuge schweifen und stellte fest, dass alle Stammgäste anwesend waren, dann fuhr er in seine Parklücke und stellte den Motor ab. »Sieht ganz danach aus, als hättest du soeben einen neuen Fall bekommen«, stellte er fest und steckte die Schlüssel ein. »Was wirst du als Erstes tun?«

»Kreide fressen.« Hayes warf Bentz einen finsteren Blick zu. »Ich hasse es, das zugeben zu müssen, aber es sieht so aus, als hättest du recht. Ich denke, der erste Schritt ist, den Leichnam deiner Ex-Frau exhumieren zu lassen. Mal sehen, wer tatsächlich im Sarg liegt.«

Fortuna Esperanzo litt unter Schlaflosigkeit. Es war ihr immer schon schwergefallen, Schlaf zu finden. Ihre Gedanken kamen nie wirklich zur Ruhe, drehten sich unablässig. Trotz ihrer nach persönlichen Wünschen gefertigten De-luxe-Matratze, dem zur Beruhigung im Hintergrund rauschenden kleinen Wasserfall und den schweren Vorhängen, die nicht den kleinsten Lichtstrahl ins Zimmer dringen ließen, schlief sie nicht gut. Heute Abend hatte sie den Kampf nach mehreren rastlosen Stunden aufgegeben und die Schlaftabletten eingenommen, die ihr der Arzt verschrieben hatte. Jetzt dämmerte sie langsam ein, gerade so, dass sie ihr eigenes Schnarchen nicht mehr hörte, wohl aber ihre Katze, Prinzessin Kitty, spürte, die sich neben ihr im Bett regte.

Plötzlich fauchte Prinzessin Kitty.

Was ? Fortuna versuchte, sich von dem bleiernen Mantel des Schlafs zu befreien.

Ein weiteres, böses Fauchen.

»Schsch«, sagte Fortuna und zwang sich, ein Auge zu öffnen. Die Katze sprang vom Bett. Was zum Teufel war los mit der Prinzessin? »Ich lasse dich nicht raus.«

Sie nahm einen widerlich süßen Geruch wahr und bekam eine Gänsehaut.

»Kitty?«, fragte sie angsterfüllt. Ihre Stimme zitterte. Dieser ekelhafte Geruch! Was war das? Gas? O mein Gott, trat im Haus Gas aus?

War noch jemand im Zimmer? Großer Gott, nein! Sie strengte sich an, etwas zu erkennen, aber sie hatte ihre Kontaktlinsen herausgenommen, und der Raum war nahezu pechschwarz.

Hatte sich etwas beim Kleiderschrank bewegt? Die Härchen auf ihren Armen stellten sich auf. Sie griff nach ihrem Handy, das ans Ladegerät angeschlossen auf ihrem Nachttisch lag.

Im selben Augenblick nahm sie eine Bewegung wahr, spürte sie eher, als dass sie sie sah. Was immer dort war, sprang von den Bodenfliesen aufs Bett. Fortuna begann zu schreien, sich zu winden. Doch sie wurde mit dem Gesicht nach oben aufs Bett gedrückt, und ein Lappen, der ebendiesen entsetzlichen Geruch verströmte, wurde ihr über Mund und Augen gepresst. Sie schnappte nach Luft und atmete prompt noch mehr von dem üblen Zeug ein. *Äther!*

Voller Panik schlug und trat sie um sich und versuchte, das erdrückende Gewicht abzuschütteln. Ihr Herz raste. Entsetzen überkam sie. Sie musste sich wehren! Doch die Hand über ihrem Gesicht rührte sich nicht vom Fleck. Noch mehr von der

heimtückischen Substanz drang in ihre Lungen. Vor Angst wie von Sinnen atmete sie tief ein und, oh ... Ihre Sinne schwanden, ihre Glieder fühlten sich so schwer an.

Sie durfte jetzt nicht das Bewusstsein verlieren!

Verzweifelt setzte sie ihren Kampf fort und versuchte, sich aus dem eisernen Griff ihres Angreifers zu befreien. Vergeblich. Der Lappen blieb weiterhin auf ihr Gesicht gepresst.

Der Gestank war entsetzlich, brannte in ihrer Luftröhre und in ihren Lungen und ließ ihren Hals trocken werden. *Warum?,* wollte Fortuna rufen. *Warum tust du mir das an?* Doch tief im Innern wusste sie, dass dieser Überfall etwas mit Rick Bentz' Besuch und seinen Fragen nach Jennifer zu tun hatte. Von dieser Frau war nie etwas Gutes gekommen, auch wenn sie schon lange tot war. Angeblich.

Fortuna hätte wissen müssen, dass sie Bentz nicht trauen konnte. Manche Geheimnisse blieben lieber unausgesprochen. *Närrin!* Fortunas Arme bewegten sich schon langsamer. Ihre Beine fühlten sich an, als wären sie aus Blei, und sie verlor langsam das Bewusstsein.

Beweg dich! Kämpf! Gib nicht auf!, schrie eine Stimme in ihrem Kopf, aber ihre Muskeln wollten

nicht hören, ihre Arme zuckten kaum mehr.

»Gute Nacht, du Miststück«, flüsterte eine Stimme.

Eine Frauenstimme? Sie war sich nicht sicher.

Fortuna spürte, wie ihr eine Nadel in den nackten Oberarm stach. Der Lappen wurde von ihrem Gesicht genommen. O *Gott, bitte …. nicht…*

Doch es war zu spät.

Sie sank zurück auf die Matratze. Der Angreifer, wenn er denn ein Mann war, seufzte. Ein zufriedenes Seufzen. Fortuna stellte sich vor, wie er lächelte, obgleich sie nichts sehen konnte.

Sie versuchte, die Augen zu öffnen, aber ihre Augenlider waren schwer, so verdammt schwer.

Sie konnte sich nicht mehr bewegen.

Nicht einmal, als sie spürte, wie ihr das dünne Nachthemd über den Kopf gestreift wurde. *O Gott, ich werde vergewaltigt,* dachte sie, obwohl es ihr schon fast gleichgültig war. Ihr Puls verlangsamte sich ... die Droge sickerte in ihr Blut. Sie dachte an die Gebete ihrer Kindheit, Gebete, die sie seit Ewigkeiten nicht mehr gesprochen hatte ... *Vater unser im Himmel, geheiligt -*

Sie wurde wieder angezogen. Als hätte Gott sie bereits erhört.

Es musste jetzt Licht im Zimmer sein, denn die

Schwärze, die sie bei geschlossenen Augenlidern sah, war Rot gewichen. Ein Kleidungsstück wurde über ihren Kopf gezerrt, ihre Arme durch die Ärmellöcher gesteckt. *Warum? Das ist doch verrückt.*

Vielleicht rief die Droge, die man ihr gespritzt hatte, Halluzinationen hervor.

Hoffnung flackerte in ihr auf. Vielleicht sterbe ich doch nicht, dachte sie. Man würde sie wohl kaum anziehen, wenn man vorhatte, sie umzubringen.

Es gibt schlimmere Schicksale als einen schnellen Tod, warnte sie die Stimme der Vernunft.

Aber der Gedanke verflüchtigte sich, und binnen Sekunden senkte sich die Bewusstlosigkeit auf sie herab wie ein Engel der Barmherzigkeit.

26

Bentz wachte mit einem bitteren Geschmack im Mund auf, fest entschlossen, nach Hause zurückzukehren. Was zum Teufel hatte er in Los Angeles verloren, wenn Olivia in New Orleans bedroht wurde? Er hatte nur ein paar Stunden

geschlafen, doch bei Tageslicht sah das Motelzimmer noch fremder und ungastlicher aus als sonst. Warum war er noch hier und jagte »Jennifer« nach, wenn seine Frau ihn zu Hause brauchte und möglicherweise in Gefahr war?

Noch vom Bett aus griff Bentz nach seinem Handy auf dem Nachttisch und rief Jonas Hayes an. Er wurde an den Anrufbeantworter weitergeleitet und hinterließ eine Nachricht, dass er abreisen, nach Hause zurückkehren würde. Er stieg aus dem Bett, wohlwissend, dass er das einzig Richtige tat, das einzig Mögliche.

Er schleppte sich unter die Dusche und stellte sich unter den heißen Wasserstrahl - aufs Rasieren verzichtete er. Als er sich fast wieder lebendig fühlte, stellte er den Strahl ab, schlang sich ein Handtuch um die Taille und fing an, seine Sachen in die Reisetasche zu stopfen. Ihm war klar, dass es keinen guten Eindruck machte, einen Tag, nachdem er Lorraines Leiche entdeckt hatte, L.A. zu verlassen. Es würde verdächtig wirken, wenn er gleich nach seinen Unschuldsbekundungen in ein Flugzeug stieg, das ihn weit fortbrachte.

Sei's drum.

Er hatte fast die ganze Nacht damit zugebracht, das

von ihm recherchierte Material in Hayes' Büro im Parker Center darzulegen. Jetzt war das LAPD offiziell mit den Untersuchungen bezüglich Jennifers Tod betraut. Jonas hatte von allem eine Kopie gemacht, von den Fotos, seiner Liste mit den Namen von Jennifers Freundinnen, von Adressen und Telefonnummern sowie den Nummernschildern, die er mit seinem Handy fotografiert hatte. Bentz hatte ihnen die Ereignisse Schritt für Schritt geschildert, alles, was seit seiner Landung in L.A. vor gut einer Woche passiert war. Er hatte Hayes sogar den Namen von Jennifers Zahnarzt gegeben, für den Fall, dass Hayes ihre Exhumierung durchbekommen würde. Das wäre immerhin ein Fortschritt, dachte Bentz jetzt, rubbelte sich mit einem Handtuch die Haare trocken und fragte sich, ob die Röntgenaufnahmen von Jennifers Zähnen wohl mit den Überresten in ihrem Sarg übereinstimmten. Eine Exhumierung würde zumindest Antwort auf eine der Fragen geben ... »Offenbar hinterlässt du eine große Spur der Verwüstung«, hatte Bledsoe bemerkt, als er zur Frühschicht eingetroffen war. »Jeder, mit dem du sprichst, ist kurz darauf mausetot.«

»Leck mich, Bledsoe«, hatte Bentz angriffslustig erwidert. »Glaubst du im Ernst, ich wäre so blöd,

Lorraine umzubringen und dann die Polizei zu rufen?«

»Ich glaube bloß, dass deine Anwesenheit Unheil bringt, das ist alles«, ruderte Bledsoe zurück. Gerade als Bentz die Polizeistation verlassen wollte, war Dawn Rankin aufgetaucht. Sie brachte ein kühles Lächeln zustande, das ihre Augen nicht erreichte, doch das war zu erwarten gewesen. Schließlich waren sie und Bentz einmal ein Paar und hatten sich nicht gerade im Guten voneinander getrennt. Dawn hatte ihm nie verziehen und auch kein Hehl daraus gemacht.

Bevor Bentz in seinem Motelzimmer ins Bett gefallen war, hatte er noch Montoya angerufen und ihm eine Nachricht hinterlassen, mit der Bitte, bis zu seiner Rückkehr auf Olivia aufzupassen. Anschließend hatte er die Nummer seiner Vorgesetzten, Melinda Jaskiel, gewählt und Polizeischutz für seine Frau beantragt. Obwohl Olivia und er außerhalb der Stadtgrenze von New Orleans wohnten, hatte er genug Freunde im Department, die bereit waren, nach ihr zu sehen.

Olivia würde natürlich außer sich sein, doch die Situation spitzte sich zu, und Bentz gefiel der Gedanke nicht, dass sie allein war, selbst wenn die

jüngsten Morde fast zweitausend Meilen von New Orleans entfernt stattgefunden hatten. Bevor er eingeschlafen war, war er der Ansicht gewesen, diese Schutzmaßnahmen seien ausreichend, doch jetzt war ihm klar, dass er nach Hause zurückkehren musste, um sich zu vergewissern, dass Olivia in Sicherheit war. Wer wusste schon, was diese Psychopathin vorhatte, die bereits per Telefon ihre Fühler nach seiner Frau ausstreckte? Er würde kein Risiko eingehen. Schließlich konnte er später immer noch nach Kalifornien zurückfliegen. Im Moment wollte er nur noch zu Olivia. Mit ihr ins Bett gehen. Sein Leben mit ihr wiederaufnehmen. Ihr Wunsch, ein Baby zu bekommen, schoss ihm durch den Kopf, und er ging diese Möglichkeit in Gedanken erneut durch. Verdammt, er wäre über sechzig, wenn das Kind das College beendet hatte!

Na und? Du kannst dich in zehn, fünf zehn Jahren zur Ruhe setzen und es genießen, dein Kind aufwachsen zu sehen. Was ist denn so schlimm daran?

Nichts. Doch die Wahrheit war, dass er sich genauso wenig vorstellen konnte, in Ruhestand zu treten, wie noch einmal ganz von vorn anzufangen und ein Kind großzuziehen. Er packte die letzten

Sachen in seinen Trolley, legte Schulterholster und Pistole hinein, dann zog er das Kabel seines Laptops aus der Steckdose und packte alles in die Laptop-Tasche. Sein Blick fiel auf den Gehstock. Am liebsten hätte er das verdammte Ding in den Müll geworfen, doch stattdessen nahm er es mit. Ein letztes Mal sah er sich in dem schäbigen Zimmer um, dann zog er die Tür hinter sich zu. Er checkte aus und machte sich bei stockendem Verkehr auf den Weg zum Flughafen. Die Sonne kämpfte sich über dem Pazifik durch den Smog und knallte auf die Windschutzscheibe. Die Zeit schien stillzustehen, und Rick wurde ganz kribbelig.

Jetzt, da er die Entscheidung gefällt hatte, nach Hause zu fliegen, war er ungeduldig, konnte es kaum abwarten, von hier wegzukommen. Zum Teil war seine Gereiztheit sicher auf den Schlafmangel zu schieben und auf seine Sorge, dass zwei Frauen allein deswegen ums Leben gekommen waren, weil er nach Los Angeles zurückgekehrt war. Im Grunde aber ging es ihm darum, Olivia so bald wie möglich in Sicherheit zu wissen.

Die Minuten schleppten sich dahin, doch endlich sah er den Tower, dann das Encounter Restaurant, das Wahrzeichen des LAX. »Wird aber auch Zeit«,

murmelte er. Er fuhr zur Autovermietung, und nachdem er den Wagen abgegeben hatte, schleppte er seine Sachen ins Flughafengebäude, um sich ein Ticket zu besorgen. Drinnen wimmelte es von Reisenden, die Schlangen vor dem Schalter zogen sich bis zum Eingang. Geschieht dir recht, dachte er. Warum hast du nicht online gebucht?

Bentz befahl sich, Geduld zu bewahren. Er entschied sich für dieselbe Fluggesellschaft wie auf dem Hinflug und stellte sich in eine kürzere Schlange, doch natürlich gab es eine Verzögerung. Zentimeter um Zentimeter rückte er hinter einer Frau in knallengen Jeans und einer kurzen Jacke, deren Handy am Ohr festzukleben schien, nach vorn, sobald diese die Designertasche zu ihren Füßen mit der Stiefelspitze anschob. Jedes Mal ertönte aus dem Innern der Tasche ein schrilles Protestjaulen. »Einen Augenblick mal«, sprach Knallenge Jeans in ihr Handy. Dann blickte sie auf die Tasche hinab und gurrte: »Ist schon gut, Sherman.« Sherman war anderer Meinung und jaulte noch lauter. Durch das Netzgewebe oben in der Tasche sah Bentz den Hund, der sich wie verrückt drehte, während sich Knallenge Jeans wieder ihrem Telefonat zuwendete. Bei seinem Glück würden sich Hund und Frauchen auf dem

Sitzplatz neben ihm wiederfinden. Egal, Hauptsache, er kam überhaupt nach Hause.

Die Frau vor ihm beendete ihr Gespräch und trat an den Schalter. *»Wir* haben ein Riesenproblem«, begann sie in herausforderndem Ton. »Dieses Ticket ist ganz und gar falsch. Wenn ich über Cincinnati fliegen muss, schaffe ich es nicht rechtzeitig zum Junggesellenabschied meines Cousins. Ich brauche einen Direktflug.«

»Ich glaube nicht, dass wir Direktflüge nach Savannah haben, aber lassen Sie mich mal nachsehen, was ich tun kann«, sagte die Frau hinter dem Schalter und tippte auf ihrer Tastatur.

Bentz trat von einem Bein aufs andere und ließ den Blick durch die überfüllte Abfertigungshalle schweifen. Gruppen von Leuten standen dichtgedrängt vor der Gepäckabfertigung und gaben Rucksäcke, Trolleys und Koffer auf. Ein Teenager schleppte einen außergewöhnlich großen Gitarrenkoffer mit sich, drei Männer zogen Teile hinter sich her, die aussahen wie Golftaschen. In der Nähe der Türen schob ein Angestellter einen älteren Mann in einem Rollstuhl an einer einzelnen Frau vorbei, die vor der Ankunfts- und Abflugtafel stand, das Gesicht suchend auf die Monitore gerichtet. Ein schönes,

vertrautes Gesicht. Bentz erstarrte. Sie war Jennifer wie aus dem Gesicht geschnitten.

Denk nicht mal daran!

Doch da stand sie und betrachtete den großen Bildschirm durch ihre Sonnenbrille.

Auf keinen Fall. Nicht jetzt und hier.

»Nein, das geht auch nicht«, jammerte Knallenge Jeans wie aus weiter Ferne. Bentz blinzelte, bemüht, seinen rasenden Puls unter Kontrolle zu bringen.

Das bildest du dir ein, sagte er sich, das bildest du dir nur ein, weil du die Stadt verlässt. Doch noch während er die gebräunte Frau mit dem kupferbraunen, zu einem Pferdeschwanz gebundenen Haar anstarrte, warf sie ihm über die Schulter einen Blick zu. Die Andeutung eines Lächelns trat auf ihre Lippen.

Er hatte das Gefühl, ihm wäre ein Geist erschienen. Dann drehte sie sich um und ging schnellen Schrittes in die entgegengesetzte Richtung. Weiße Shorts, enganliegendes ärmelloses rosa T-Shirt, schimmernde Flipflops. Das konnte jeder sein. Eine Touristin auf dem Weg nach Disneyland. Jemand, der seine Angehörigen abholt. Eine Frau, die auf einen verspäteten Flug wartet.

Oder jemand, der vorgab, Jennifer zu sein.

»Mist«, fluchte Rick unterdrückt und trat aus der Schlange, um ihr zu folgen. Er konnte nicht zulassen, dass sie ihm entwischte und ihre Spielchen mit ihm trieb. Und mittlerweile schon gar nicht mehr, da sie offensichtlich etwas mit den Morden an Shana McIntyre und Lorraine Newell, vielleicht sogar mit dem Doppelmord an den Springer-Zwillingen zu tun hatte.

Sie blickte erneut über die Schulter, und fast wäre ihm das Herz stehengeblieben. Wenn das nicht Jennifer war, dann musste es ihr Zwilling sein.

Er schmiss seinen Gehstock neben einen Abfallbehälter und ging schneller, versuchte, zu ihr aufzuschließen, während sie inmitten einer Reisegruppe verschwand. Immer eiliger zog er seine Rolltasche mit der Laptop-Tasche obendrauf hinter sich her, während sie auf einen Ausgang zustrebte. Am liebsten hätte er sein Gepäck stehengelassen, aber das war nicht möglich. Seine Pistole steckte in dem Trolley, und er konnte nicht riskieren, sie zurückzulassen. Sie schlängelte sich durch eine Gruppe asiatischer Touristen, die zu einem anderen Terminal gingen. »O nein, das schaffst du nicht«, flüsterte er und ließ sie nicht aus den Augen. Adrenalin schoss ihm ins Blut, er lavierte sich durchs

Gedränge, mitten durch eine Handvoll Teenager im Gothic Look und vorbei an einer matronenhaften Frau mit Gepäckstücken im Gepardenmuster. Was zum Teufel machte »Jennifer« hier? Dich zurückhalten, du Blödmann. Es ist doch kein Zufall, dass sie gerade jetzt am Flughafen und in derselben Abfertigungshalle ist. Das war genau geplant. Doch woher hatte sie gewusst, dass er hier auftauchen würde? Was sollte dieses lächerliche Katz-und-Maus-Spiel?

Stets lockte sie ihn an und ließ ihn gerade so weit an sich herankommen, dass er sie nicht zu fassen bekam. *Mord, Bentz. Sie steckt bis über beide Ohren in der Sache mit drin.*

Die Frau erreichte die Ausgangstüren, doch Bentz holte schnaufend auf. Er rannte jetzt fast, sein Herz klopfte, seine Augen waren fest auf sie gerichtet. Wortlos hastete er an einem Beamten der Flughafenpolizei vorbei. Er wollte keine Aufmerksamkeit erregen, durfte nicht das Risiko eingehen, festgenommen und befragt zu werden, während ihm »Jennifer« erneut entwischte. Nein.

Diesmal würde er sie schnappen, egal, was passierte. Sein Bein begann zu pochen, doch er biss die Zähne zusammen, folgte ihr durch die Tür und

zerrte sein Gepäck über den rauhen Asphalt des Abholbereichs für Fluggäste. Wohin zum Teufel ging sie? Suchend ließ er den Blick über die Raucher, die erschöpften Reisenden auf den Wartebänken und die Leute schweifen, die in ihre Mobiltelefone sprachen, während sie auf jemanden warteten. Das Flughafensicherheitspersonal winkte Autos durch und versuchte, den Verkehr in Bewegung zu halten.

Dann entdeckte er sie. Sie ging zum Kurzzeitparkplatz und trat aus dem Schatten der überdachten Abholzone in den strahlenden Sonnenschein. Bentz eilte ihr nach und wäre beinahe gestolpert, als sein Trolley an einer Bordsteinkante hängenblieb.

»He!«, rief er. Doch sie ging, ohne sich umzudrehen, mit großen Schritten weiter, zwischen den Autos hindurch, die in der Sonne brieten. »He! Jennifer!«

Sie lief schneller und wühlte in ihrer Handtasche. Einen Augenblick später blitzten Schlüssel in ihrer Hand auf.

Bentz ließ seinen Blick hektisch über den Parkplatz schweifen und entdeckte den Wagen - den silbernen Chevy Impala mit dem verschossenen Parkaufkleber. Ohne den Schmerz in seinem Bein zu beachten,

sprintete er los, sein Gepäck schlingerte neben ihm her. »Bleib stehen!«

Hastig schloss sie die Tür auf.

Bentz ließ sein Gepäck los, stürzte die letzten Meter auf sie zu und riss ihr die Schlüssel aus der Hand. »Keine Chance.« Schwer atmend blickte er sie an, Schweißtropfen bildeten sich zwischen seinen Augenbrauen.

Wer war diese Frau, diese jüngere Version seiner Ex? Zumindest war sie aus Fleisch und Blut und keine Geistererscheinung.

Sie versuchte, sich an ihm vorbeizudrücken, doch er versperrte ihr den Weg, indem er sich in die Lücke zwischen dem Impala und dem daneben parkenden Minivan stellte. »Wer zum Teufel sind Sie?« Der Duft ihres Parfüms, Gardenien, erfüllte die Luft und verwirrte seine Sinne, doch er würde sich nicht von der Vergangenheit verführen lassen. Er würde diesem Spiel ein Ende setzen, hier und jetzt.

Sie wandte ihm ihr schönes Gesicht zu, und sein Inneres wurde weich wie Wachs. Sie sah seiner Ex-Frau so ähnlich, dass sie ihr eineiiger Zwilling hätte sein können. Abgesehen davon, dass sie zu jung war.

»Ich hätte gern meine Autoschlüssel zurück«, sagte sie mit fester, furchtloser Stimme.

»Noch nicht, junge Dame.« Er fasste sie am Arm und hielt sie fest. Am liebsten hätte er die Wahrheit aus ihr herausgeschüttelt.

»Was ist Ihr Problem?«, fragte sie.

»Sie«, erwiderte er.

»Ich?« Ihre Augen verfinsterten sich, und sie versuchte, sich aus seinem Griff zu befreien.

Für den Bruchteil einer Sekunde fragte er sich, ob er einen Fehler gemacht hatte, ob sie wirklich keine Ahnung hatte, dass sie Jennifer so ähnlich sah. Doch ihr Wagen war genau der, den er in San Juan Capistrano und auf dem Freeway entdeckt hatte. Diese Frau hatte ihn verfolgt. »Geben Sie mir meine Schlüssel zurück«, forderte sie ihn erneut auf, als ein Mann mit über die Schulter geworfener Jacke an ihnen vorbei zu seinem Wagen ging und sie argwöhnisch musterte.

Bentz war klar, dass es so aussah, als würde er sie bedrohen, also ließ er ihren Arm los, wich aber nicht von der Stelle. »Sie fahren nirgendwohin.« Er steckte ihre Autoschlüssel in seine Hosentasche.

»Muss ich erst die Polizei rufen?«, fragte sie. Der Mann, der an ihnen vorbeigegangen war, blieb stehen. »Gute Idee.« Er zückte seine Dienstmarke. »Ich *bin* die Polizei. Aber das wissen Sie ja, oder?«

Das schien den Mann zufriedenzustellen. Er klemmte seine Jacke unter den Arm und ging weiter. Ihre glänzenden Lippen verzogen sich zu einem Schmollmund.

»He, wenn Ihnen diese Dienstmarke nicht reicht, reden wir einfach mit jemandem vom LAPD. Das ist mir nur recht. Wir suchen alle nach Ihnen.«

»Dann wissen Sie also bereits, wer ich bin?«, fragte sie und zog eine Augenbraue bis über den Rand ihrer Sonnenbrille.

»Ich weiß, dass Sie versuchen, irgendein perverses Psychospiel mit mir zu treiben.«

»Tatsächlich?«

»Sie versuchen, mich glauben zu machen, Sie wären meine Ex-Frau.«

»Sie hören sich an wie ein Irrer. Geben Sie mir meine Schlüssel zurück.«

»Niemals.«

Er schob ihre Sonnenbrille hoch und blickte in Augen, die so grün und strahlend waren wie die von Jennifer. Doch irgendetwas stimmte nicht, irgendetwas war anders. Das Herz dröhnte ihm in den Ohren, eine Million Fragen wirbelten durch seinen Kopf. Wer war sie? Warum tat sie das? Woher war sie gekommen? »Zwei Frauen sind Ihretwegen

gestorben.«

Ihr Blick flatterte, und sie zuckte leicht zurück. »Was? Gestorben? Nein.«

»Shana Mclntyre wurde in ihrem Pool ermordet. Davon haben Sie doch gehört, oder?«

Sie schien aufrichtig schockiert zu sein. »Sie glauben, dass ich ...? Großer Gott, nein. Damit habe ich nichts zu tun.«

»Lorraine Newell. Erinnern Sie sich an sie?« Die Frau blickte ihn ausdruckslos an, als hätte sie nie von Lorraine gehört.

»Sie ist ebenfalls tot. Kopfschuss. Gestern Abend. Direkt nachdem sie mich angerufen und mir erzählt hat, dass Sie vor ihrem Haus stehen. Sie haben sie umgebracht.«

»Das ist nicht wahr«, widersprach sie gereizt. »Davon weiß ich nichts.«

Das leichte Zittern ihrer Unterlippe wirkte überzeugend, doch Bentz hatte bereits mehrfach eine Kostprobe ihrer schauspielerischen Fähigkeiten erhalten. »Wir beide werden in die Innenstadt fahren.«

»Wie bitte?«

»Sie müssen mit ein paar Leuten reden. Mit Detectives, die Ihnen gern einige Fragen stellen

würden.« Sie schloss kurz die Augen. »Hör mal, RJ, ich -«

»Warum nennen Sie mich so?«

Ihr Lächeln verblasste, und für einen Moment wurde sie wieder zu Jennifer. »Weil ich dich immer so genannt habe. Erinnerst du dich nicht?«

Er hätte ihr diesen Auftritt beinahe abgekauft, aber eben nur beinahe. Ihre Unverfrorenheit war unfassbar. »Sie wollen mich immer noch glauben machen, Sie wären sie?«, fragte er, verblüfft, dass sie nicht lockerließ. »Warum zum Teufel tun Sie das? Warum verfolgen Sie mich? Was wollen Sie? Warum sind Sie bei mir zu Hause aufgekreuzt?« Obwohl Bentz für gewöhnlich eher wortkarg war und das Sprechen lieber den Tatverdächtigen überließ, sprudelten ihm in diesem Fall die Fragen, die ihn lange gequält hatten, nur so aus dem Mund. »Bei dir zu Hause?«

»Sie wissen schon - das Cottage etwas außerhalb von New Orleans.«

»Wie bitte?«

»Das Krankenhaus ... Sie waren auch dort. Auf der Türschwelle. Als ich aus dem Koma erwacht bin. Oh, ja, nicht zu vergessen der Pier von Santa Monica und das alte Inn in San Juan Capistrano.«

Sie schwieg. Eine Taubenschar trippelte zu einer Fahrspur hinter ihrem Wagen. Aus dem Augenwinkel sah Bentz die Vögel auf dem Asphalt picken. Als ein Auto vorbeifuhr, flatterten sie auf.

Da die Frau nicht antwortete, ballte er frustriert die Fäuste. »Sie haben mich angerufen, meine Frau belästigt, und Sie werden dringend gesucht in Zusammenhang mit zwei Mordfällen. Deshalb werden wir jetzt zum Polizeipräsidium fahren.« Er griff in seine Hosentasche und zog die Schlüssel des Impala heraus. »Steigen Sie ein. Ich fahre.«

»Augenblick.«

»Gefällt Ihnen das nicht, *Jennifer?«*

»Ich, ähm -« Sie blickte über die Fahrzeuge, deren Windschutzscheiben das strahlende Sonnenlicht spiegelten, Richtung Abfertigungshalle. Reisende passierten die Ein- und Ausgänge.

Konnte er ihr vertrauen? *Auf keinen Fall!* Doch es gab so viele Fragen ...

»Du hast recht. Wir müssen reden.«

»Was Sie nicht sagen.« Er umklammerte die Schlüssel in seiner Hand. Seine Gedanken rasten. Mein Gott, sie sah Jennifer so ähnlich! Sie duftete und ging wie sie, und sie hatte genau ihre aufreizende Art an sich. »Dann reden Sie.« Ein Jet erhob sich mit

lautem Dröhnen in den blauen Himmel.

»Nicht hier.«

»Hier können wir ausgezeichnet reden. Oder, noch besser, auf dem Präsidium.«

»Ich dachte an einen etwas .... persönlicheren Ort.«

»Sie machen Witze.«

»Wie wär's mit Point Fermin?«, fragte sie und hob einen Mundwinkel, genau wie Jennifer es immer getan hatte - ein kleines Detail, das ihm an die Nieren ging. »Warum dort?«, hakte er nach, aber er kannte die Antwort. Jennifer und er waren oft mit dem Wagen zu dem alten Holzleuchtturm - ein beliebtes Ausflugs- und Picknickziel - gefahren und hatten unzählige Nachmittage damit verbracht, träge über die von Bäumen beschatteten Rasenflächen zu spazieren und nach einsamen Fleckchen abseits der farbenprächtigen Parkanlagen zu suchen. »Weil es ein besonderer Ort für uns ist, nicht wahr, RJ?«, sagte sie. Ihr Lächeln wurde breiter. »Denk nur an all die Male, die wir dorthin gefahren und zur Küste hinuntergeschlendert sind. An unsere Picknicks. Die Sonne. Wie wir uns geliebt haben.«

Das stimmte ... doch woher wusste sie das? Woher kannte sie diese intimen Details aus seinem Leben? Bentz drückte die Autoschlüssel so fest, dass sich die

Metallzacken in seine Handfläche bohrten. Auch jetzt, da er dieser Frau endlich gegenüberstand, gab es noch mehr Fragen als Antworten. Doch das würde sich ändern.

»Dann will Bentz also verduften«, sagte Bledsoe, der Hayes im Treppenhaus des Departments einholte. »Das gefällt mir gar nicht.«

»Es gefällt dir aber auch nicht, wenn er in der Stadt ist. Sei doch mal ehrlich, Bledsoe, so richtig glücklich machen kann dich nichts.«

»Der Kerl ist ein Arschloch, und ich wünschte, er wäre nie hier aufgekreuzt. Doch das war vor den Mordfällen. Jetzt denke ich, er sollte lieber in der Nähe bleiben.« Sie waren im Erdgeschoss angekommen, und Hayes stieß die Tür auf. Nach der kühlen, klimatisierten Luft im Innern des Parker Center schlug ihnen die Nachmittagswärme entgegen. Draußen rückte Bledsoe den Hosenbund zurecht und zog seine Zigaretten aus der Tasche. Er klopfte eine aus der Packung, bot sie Hayes an, doch der lehnte ab. »Ich hab aufgehört, schon vergessen? Als ich Delilah geheiratet habe.«

»Das ist doch längst vorbei. Corrine würde das nichts ausmachen.«

Er erwiderte nichts. Aus irgendeinem Grund schien Bledsoe eifersüchtig auf seine Beziehung mit Corrine zu sein. Warum, konnte Hayes nicht nachvollziehen, aber Bledsoes rätselhafte Motive blieben für gewöhnlich besser unergründet.

Auf dem Weg zum Parkplatz zündete Bledsoe seine Zigarette an. »Ich verstehe Bentz einfach nicht. Er kommt hier an, fix und fertig, weil er Gespenster sieht, lungert herum und zettelt Ärger an, und dann geschehen diese Morde. Man findet ihn an einem der Tatorte vor, woraufhin er beschließt, die Stadt zu verlassen. Leuchtet dir das ein?« Er zog fest an seiner Zigarette. »Mir erscheint das einfach verdächtig.«

»Es ist ja nicht so, dass er das Land verlässt.«

»Nein. Nur L.A. Du hast meine Frage nicht beantwortet.«

»Das kann ich auch nicht.«

Bledsoe war bei seinem Kabrio angekommen, einem älteren BMW. Das Verdeck war geöffnet, die schwarze Lederausstattung briet in der Sonne. »Hast du dir seine Aufzeichnungen angesehen?«, fragte Hayes.

»Ja«, antwortete Bledsoe widerwillig. »Hab gelesen, was er aus McIntyre und Newell herausgeholt hat. Sieht so aus, als hätten sie auch nicht viel von ihm

gehalten. Unser guter Bentz gewinnt nicht gerade viele Beliebtheitswettbewerbe, aber offenbar ist bei ihm auch mehr als nur eine Schraube locker, wenn du weißt, was ich meine.«

»Steht sonst noch was drin?«

»Nur das, was er uns schon gesagt hat. Die Fotos, die beschmierte Sterbeurkunde, Notizen bezüglich eines silbernen Chevy mit einer alten Parkplakette vom Krankenhaus St. Augustine und Fragen bezüglich Ramona Salazar, die ebenfalls tot ist.« Er nahm einen weiteren Zug und blies den Rauch aus. »So ziemlich gar nichts, wenn du mich fragst. Leider war auch nichts darunter, was seine Anwesenheit in L.A. mit dem Mord an den Springer-Zwillingen in Verbindung bringen würde. Zumindest habe ich bislang nichts gefunden.« Bledsoe trat den Rest seiner Marlboro auf dem Asphalt aus, dann zog er eine Sonnenbrille aus der Jackentasche und schob sie sich auf die Nase. »Was ich gern wissen würde: Wenn Bentz nicht unser Killer ist, wer zum Teufel ist es dann? Diese Tussi, die ihn durch die Stadt verfolgt?«

»Möglich.«

»Das einzig Hilfreiche, was Bentz uns geliefert hat, ist das Nummernschild von dem Fahrzeug der

geheimnisvollen Unbekannten und dass der silberne Impala auf diese Ramona Salazar zugelassen ist.«

»Den Wagen würde ich gern finden«, sagte Hayes. »Und ich würde gern die Person finden, die ihn seit dem Tod der Besitzerin fährt«, sagte Bledsoe. »Sehen, wie diese geheimnisvolle Unbekannte ausschwärmt. Bentz gibt an, Lorraine Newell habe ihn gestern Abend angerufen und behauptet, Jennifers Doppelgängerin gesehen zu haben. Wir überprüfen gerade die Telefonverbindungen, aber er ist zu schlau, um bei so etwas zu lügen. Wie konnte der Mörder das vorausahnen?«

»Vielleicht war er dort. Vielleicht war es ein Trick, um Bentz in die Falle zu locken.«

»Du meinst, der Mörder hat Newell gezwungen, Bentz anzurufen, und sie dann kaltgemacht?«

»Er behauptet, jemand würde Psychoterror mit ihm betreiben.«

»Psychoterror, dass ich nicht lache! Da will ihm einfach jemand ganz gewaltig eins reindrücken.« Dem konnte Hayes nicht widersprechen. Er lockerte seine Krawatte und blickte mit zusammengekniffenen Augen auf den vorbeifließenden Verkehr. »Du weißt, dass wir ihn beschatten lassen.«

»Bringt ja echt 'ne Menge. Er fährt zum Flughafen

und liefert seinen Wagen ab.« Bledsoe schüttelte den Kopf. »So viel zum Thema Polizeimittel verschwenden. Du pfeifst unsere Jungs besser zurück.« Bledsoe öffnete die Wagentür und stieg ein. »Weißt du, Hayes, hier passt einfach gar nichts zusammen. Ich habe mit Alan Gray gesprochen, der ebenfalls auf Bentz' Liste steht. Er ist diese Woche in Vegas, und es fiel ihm schwer, sich überhaupt an Jennifer Nichols-Bentz zu erinnern. Ein Mann mit so viel Geld hatte vermutlich derart viele Frauen, dass er nicht mehr jede einzelne auf der Liste hat.« Bledsoe ließ den Wagen an. »So ein Glückspilz war ich auch gern.«

»Mitunter bedeuten mehr Frauen auch mehr Ärger.« Doch Bledsoe hörte Hayes' weise Worte nicht. Er setzte bereits rückwärts aus der Parklücke.

Hayes schloss mit der Fernbedienung seinen 4Runner auf und stieg ein. Er klappte die Sonnenschutzfolie zusammen und schleuderte sie auf den Rücksitz, dann startete er den Motor, stellte die Klimaanlage ein und fuhr vom Parkplatz. Er hatte Fortuna Esperanzo angerufen und ihr eine Nachricht auf Band gesprochen, dann hatte er mit Tally White telefoniert und ein Treffen mit ihr für den späteren Nachmittag vereinbart.

Anschließend wollte er, wenn alles gut lief, nach Culver City zum Friedhof fahren.

Der gesamte Papierkram war abgeheftet, der Behördenkram erledigt. Jennifer Bentz' ehemaliger Zahnarzt schickte ihnen die Unterlagen zu. Es sah ganz so aus, als würde Bentz' Wunsch nach einer Exhumierung seiner ersten Frau stattgegeben werden.

Gott allein wusste, worauf sie würden.

27

Als sie dem Fenster blickte, bemerkte Olivia eine Streife, die langsam die an ihrem Haus vorbeiführende Landstraße entlangrollte.

Hier draußen. Mitten im Nichts. Die Straße lag ein gutes Stück vom Haus entfernt und war durch die Bäume kaum zu sehen, trotzdem erkannte sie, dass es sich um ein Polizeifahrzeug der Stadt New Orleans handelte.

Großartig. Dann hatte Bentz also eine Patrouille zu ihrer Sicherheit hier rausgeschickt. Während er in Kalifornien nach seiner Ex-Frau suchte. Obwohl sie ihm versichert hatte, dass alles okay war. Sie nahm

das Telefon und rief ihn an, aber wie zu erwarten ging er nicht dran. *Typisch.* Immer wenn er mit einem Fall befasst war, war er kaum zu erreichen. Das verstand sie. Was sie wurmte, war seine Besessenheit von dieser geisterhaften Jennifer. Nichtsdestotrotz hatte er offenbar eingefordert, dass die Polizei am Haus vorbeifuhr. Wenn es um Sicherheit ging, war er eben ein echter Kontrollfreak, was ohne Zweifel mit seinem Beruf zu tun hatte. Immer wieder war er mit den schlimmsten Seiten der menschlichen Natur konfrontiert worden, mit unglaublicher Grausamkeit. Ganz zu schweigen davon, dass auch seine Familie mehrfach in unmittelbare Gefahr geraten war.

Sie seufzte. Ihr Unmut wich.

Vielleicht war diese Sicherheitsmaßnahme gar keine schlechte Idee. Schließlich war sie tatsächlich belästigt worden. Olivia goss sich eine Tasse Tee ein, ging ins Arbeitszimmer und loggte sich in ihren Computer ein. Sie hatte bereits die besten Angebote für Flüge an die Westküste aufgerufen und ein passendes gefunden. Das Flugzeug ging heute Nachmittag und landete gegen neunzehn Uhr in L.A. Früh genug, um mit Bentz zum Abendessen zu gehen und ihm die Neuigkeit zu überbringen, dass er wieder

Vater wurde. Sie klickte die Website an und fand die Reservierung, die sie unter »Merken« abgelegt hatte. Mit einem weiteren Mausklick hatte sie das Ticket gekauft. Noch ein Klick, und das Ticket kam aus dem Drucker. Ihr blieben noch vier Stunden, um zu packen und zum Flughafen zu fahren. Sie hatte Tawilda, die wusste, wo der Ersatzschlüssel versteckt war, gebeten, ein paar Tage im Cottage zu wohnen und sich um Harry S. und Chia zu kümmern. Nun galt es nur noch, ihrem Mann Bescheid zu geben, dass sie kommen würde - und das stellte sich als schwierig heraus. Sie versuchte erneut, ihn zu erreichen, doch er ging nach wie vor nicht ans Handy. Und als sie im Motel anrief, wurde ihr mitgeteilt, er habe ausgecheckt. Warum?

Zog er in eine andere Unterkunft um? War er auf dem Weg nach Hause? Oder sonst wohin?

Schließlich wollte sie nicht bis nach Los Angeles fliegen, nur um festzustellen, dass er nach Seattle, Boston oder Timbuktu geflogen war. Seine Abreise aus dem So-Cal Inn machte ihr wirklich Sorgen.

Sie versuchte abermals, ihn zu erreichen, wurde aber sofort auf seinen Anrufbeantworter umgeleitet.

»Oh, Rick«, seufzte sie und trug, den Hund dicht auf den Fersen, ihren langsam kühler werdenden Tee

auf die Veranda. Im Nebel, der zwischen den Pappeln und Zypressen aufstieg, hing der dumpfige Geruch des Sumpflandes. Eine Spottdrossel trillerte leise, eine heftige Brise wirbelte die Blätter auf und zauste ihr Haar.

Sie liebte diesen Ort, und ihr Mann tat es ebenfalls. Es war Zeit, dass er aufhörte, Geistern hinterherzujagen, dass er nach Hause zurückkehrte, wo er hingehörte.

Bevor eine weitere unschuldige Frau ihr Leben lassen musste.

Montoya traute seinen Augen nicht. Er starrte auf den Computerbildschirm auf seinem Schreibtisch und flüsterte: »Erwischt.«

»Wen hast du erwischt?«, erkundigte sich Brinkman, der mit seiner leeren Kaffeetasse auf dem Weg zur Küche war, und blieb neugierig an Montoyas Schreibtisch stehen. »Ach, nichts.« Er würde sich doch nicht gerade dem Detective anvertrauen, der ihm ohnehin auf den Geist ging - Brinkman mit seiner dicken Brille und dem Kranz dunkler Haare um die sommersprossige Platte. Der Kerl machte seinen Job gut, aber eine besserwisserische Nervensäge war er trotzdem. Einer

von denen, die die Weisheit mit Löffeln gefressen hatten. Montoya konnte ihn nicht ausstehen. »Etwas Persönliches.«

»Ach so. Hat vermutlich was mit Bentz zu tun, der sich in L.A. offenbar gerade in Schwierigkeiten bringt.« Brinkmans Augenbrauen schossen über den Rand seiner Brillengläser. »Hast du geglaubt, ich wüsste nichts davon? Das ganze Department spricht doch von nichts anderem.« Er schnaubte auf die herablassende Art und Weise, die Montoya so reizte, dann trollte er sich Richtung Küche. Wo er ohne Zweifel die nächstbeste Person in den Wahnsinn treiben würde, die ihm über den Weg lief. Montoya blickte ihm nach, dann atmete er tief durch und wandte sich wieder seinem Monitor zu. Da war es: das fehlende Puzzleteilchen oder zumindest ein weiteres. Wenn sie Glück hatten und es sorgfältig einfügten, konnten sie sich vielleicht ein Bild machen und so das ganze Rätsel lösen.

Nach Tagen ergebnisloser Recherche, gestützt auf das Material, das Bentz gesammelt hatte, und der Suche nach einem Hinweis hatte er einen Durchbruch erzielt. Gerichtsunterlagen zufolge war Ramona Salazars nächster Verwandter ihr Bruder Carlos.

Carlos Salazar ... Jetzt musste Montoya den Kerl

nur noch ausfindig machen. Er überprüfte die in den Unterlagen angegebene Adresse, und als sich herausstellte, dass sie nicht mehr aktuell war, fing er an, Telefon- und Adressverzeichnisse zu durchkämmen. Nach fünf Anrufen bei Leuten, die ihm mitteilten, er habe die falsche Nummer gewählt, landete er einen Volltreffer.

»Hier ist Carlos«, meldete sich ein Mann mit ausgeprägtem spanischem Akzent.

»Kennen Sie eine Ramona Maria Salazar?«

»Ja, ich bin Ramonas Bruder, Gott hab sie selig«, antwortete Carlos, ohne zu zögern. »Wer will das wissen?« Montoya wäre fast von seinem Stuhl aufgesprungen. Er stellte sich vor und versicherte dem Mann auf Spanisch, dass er ein Beamter des NOPD sei. Dann teilte er Salazar mit, dass er zusammen mit dem Police Department von Los Angeles an einem Fall arbeite, in dem ein viertüriger silberner Chevrolet Impala Baujahr 1999 eine Rolle spielte. Das war zwar ein bisschen weit hergeholt, aber der alte Mann schien es ihm abzukaufen, spätestens als er ihm das Kennzeichen nannte. »Wir möchten wissen, ob Sie den Wagen von Ihrer Schwester geerbt haben.«

»*Si,* das habe ich.«

»Und befindet sich der Wagen noch in Ihrem Besitz?«

»O nein, ich habe ihn dem Sohn meines Cousins verkauft, Sebastian. Für seine Frau«, erklärte der alte Mann. »Und sie fährt das Auto noch?«

»Ich glaube, ja.« Doch er klang verunsichert, besorgt, diesem Fremden am Telefon zu viel mitzuteilen. »Der Wagen ist noch auf Ihre Schwester zugelassen?«

»Ich ... ich hab mich nie mit dem Papierkram befasst. Ich dachte, Sebastian würde sich darum kümmern, aber er ist sehr beschäftigt...« Carlos verstummte, als würde ihm klar, dass er einen Fehler machte, wenn er weitere Fragen beantwortete.

»Schon gut. Ich versuche nur, den Wagen ausfindig zu machen. Wir gehen davon aus, dass er für ein Verbrechen genutzt wurde.«

»Dios«, murmelte Carlos, dann drehte er sich vom Hörer fort und rasselte etwas auf Spanisch herunter. Montoya bekam nur ein paar Worte mit, doch es war klar, dass sich Carlos Sorgen machte. Eine andere Stimme antwortete - eine Frauenstimme -, aber Montoya verstand nicht, was sie sagte.

Nach einer im Schnellfeuertempo geführten Unterhaltung sagte Carlos ins Telefon: »Ich glaube,

Yolanda hat das Auto noch.«

»Die Frau heißt Yolanda?« Montoya machte sich eine rasche Notiz.

»Jaja, Sebastians Frau.«

»Wohnen die beiden in Ihrer Nähe?«

»Nein ... sie haben eine Wohnung in Encino. Wenn es ein Problem gibt, sollten Sie sich an sie wenden. Ich habe einen Kaufvertrag für den Wagen. Ich habe nichts Falsches getan.«

»Kein Problem«, versicherte ihm Montoya. »Geben Sie mir einfach die Telefonnummer und Adresse.«

»Vielleicht hätte ich nicht mit Ihnen reden sollen«, sagte Carlos zögernd.

»Hat der Sohn Ihres Cousins ein Problem mit der Polizei?«

»Nein. Es sind anständige Leute. Lassen Sie sie in Ruhe. Der Vertrag ist rechtmäßig. Ich werde mich darum kümmern, dass der Wagen neu zugelassen wird.« Er legte auf, bevor Montoya noch etwas aus ihm herausholen konnte. Immerhin war das ein Anfang. Montoya versuchte, Bentz anzurufen, aber wieder einmal konnte er seinen Partner nicht erreichen. Also hinterließ er ihm eine kurze Nachricht auf der Mailbox und sagte, er würde weitergraben. Er verspürte denselben Adrenalinrausch wie immer,

wenn er in einem besonders kniffeligen Fall einen Fortschritt erzielt hatte. Es wäre doch gelacht, wenn er nicht weiterkäme! Als Nächstes würde er Yolanda Salazar ausfindig machen. War sie möglicherweise die Frau, die Bentz vorgaukelte, seine Ex zu sein?

Wenn ja, dann war der Spaß bald vorbei.

Ruf an, dachte Bentz, als er Jennifers Doppelgängerin betrachtete. Er hätte die Polizei schon vor zehn Minuten benachrichtigen sollen, als er sie vor der Ankunfts- und Abflugtafel entdeckt hatte. Hätte sie festnehmen lassen und das Spiel beenden sollen.

Doch er wollte sie sich erst selbst vorknöpfen, bis er endlich besaß, weshalb er hergekommen war: Antworten. Antworten, die sie ihm zu geben versprochen hatte, wenn er ihr einen kleinen Ausflug gestattete. »Wenn du die Wahrheit erfahren willst, RJ, werde ich sie dir auf der Fahrt nach Point Fermin erzählen«, sagte sie und verschränkte die Arme. »Anschließend begleite ich dich zum Präsidium. Doch wenn du jetzt die Polizei rufst, sage ich gar nichts mehr, und du wirst die Wahrheit nie erfahren.«

Die Sache gefiel ihm nicht - er traute der Frau nicht. Er zog sein Handy aus der Tasche. »Ich rufe jetzt die

Cops. Ein Freund von mir ist bei der Mordkommission, und der würde gern mit Ihnen reden.«

»Er kann reden, so viel er will, aus mir kriegt er nichts raus. Ruf nicht an, RJ.« Sie verzog die Lippen wie Jennifer und zeigte auf sein Telefon. »So wirst du die Wahrheit nie erfahren. Und das wird dich auffressen.«

Sie wusste, wie sie ihn manipulieren konnte. Aber das hatte sie immer schon gewusst.

Widerwillig hatte er nachgegeben. Letztendlich war er derjenige mit der Knarre. Sie konnte ihm nicht entkommen. Was aber nicht bedeutete, dass er nicht trotzdem nervös war, dass er nicht die Stimme in seinem Kopf hörte, die ihn einen Narren schimpfte.

»Ich fahre«, sagte er und schloss den Impala auf. »Sie nehmen auf dem Beifahrersitz Platz.« Er holte Pistole und Schulterholster aus dem Trolley, legte es an und warf sein Gepäck auf den Rücksitz. Als er hinters Steuer glitt, gingen ihm all die Dinge durch den Kopf, die schiefgehen konnten, doch er versuchte, nicht daran zu denken. So transportierte man einfach keinen Tatverdächtigen, aber schließlich war er hier in L.A. nicht im Dienst. Er war bloß ein Mann, der einem surrealen Alptraum ein Ende setzte.

Sie blickte seine Waffe an und schürzte die vollen Lippen. »Nett.« Ihre Stimme triefte vor Sarkasmus, doch sie wirkte nicht besonders verunsichert. Und das ließ ihn noch misstrauischer werden. Führte sie ihn in eine Falle? Er musste auf der Hut sein. Bereit sein. Es war einfach unheimlich. Ihr Profil ähnelte so sehr dem von Jennifer - die gerade Nase, die tiefliegenden Augen, die hohen Wangenknochen und das spitze Kinn ... Auch die Größe stimmte, doch sie schien eher um die fünfunddreißig zu sein, und er hätte wetten können, dass das keineswegs der plastischen Chirurgie zu verdanken war. Zum tausendsten Male fragte er sich, ob dieses Szenario geplant gewesen war, ein ausgeklügelter Trick, um ihn ins Auto und nach Point Fermin zu locken. Doch wie auch immer, Angst verspürte er nicht, eher Neugier. Besorgt war er, ja. Aber nicht, weil er um sein Leben fürchtete, das wäre schlichtweg Unsinn gewesen.

Er hatte die Strecke noch in Erinnerung, Jennifer und er waren sie oft gefahren. Statt den Freeway zu nehmen, entschied er sich für die Landstraßen Richtung Süden zur Halbinsel Palos Verdes, die sich steil aus dem Meer erhob. Die Frau neben ihm kurbelte das Fenster herunter, öffnete ihren

Pferdeschwanz und ließ sich den Fahrtwind durchs Haar wehen. »Erinnerst du dich an den Leuchtturm?«, fragte sie und warf ihm einen vielsagenden Blick zu. Seine Kehle wurde trocken wie Sandpapier, als er daran dachte, wie Jennifer in der Nähe des weißgetünchten viktorianischen Hauses mit seinem für diese Art Architektur charakteristischen Türmchen und dem roten Dach ihre Bluse ausgezogen hatte. Es war dämmrig gewesen, im Winter, der Park fast leer. Sie hatte gelacht, dann hatte sie sich umgedreht und war mit nackten Füßen durchs Gras davongerannt. Er hatte sie eingeholt, atemlos vor Anstrengung und Erwartung. Im Schatten eines Baumes hatten sie sich geliebt, gerade als die Sonne in den Pazifik zu sinken begann.

»Ich wusste, dass du dich erinnern würdest«, sagte sie mit einem aufreizenden Grinsen.

Woher kannte sie all diese Dinge?, fragte er sich, als er den Chevy die steile Straße hinauflenkte, die sich über die Klippen schlängelte. Von hier aus konnte man nach Westen hin den endlosen Pazifik überblicken. Im Osten drängten sich große Anwesen mit leuchtenden Fassaden und Swimmingpools.

Sie ließ das Fenster nach unten gekurbelt, so dass

die milde Brise des Pazifik ins warme Wageninnere wehte. Sonnenstrahlen glitzerten auf der Wasseroberfläche, Wellen schlugen an die Küste tief unter ihnen. Am Horizont waren ein paar Schiffe zu erkennen.

Schluss damit, befahl sich Bentz, um nicht länger Teil ihrer verdrehten Fantasien zu sein.

»Jetzt mal raus mit der Sprache, wer sind Sie?«, fragte er und drückte den Ellbogen gegen seine Rippen, um unterbewusst das Gewicht seiner Waffe zu spüren. Sie warf ihm einen selbstzufriedenen Blick zu. »Sie sind *nicht* Jennifer.«

Eine dunkle Augenbraue schoss in stummem Widerspruch in die Höhe. »Bist du dir sicher?«

»Sie ist tot. Ich lasse sie gerade exhumieren.« Sie zuckte die Achseln. »Dann wirst du's ja wissen«, sagte sie mit jener rauchigen Stimme, die genauso gut seiner ExFrau hätte gehören können.

Was wissen? Dass du eine Schwindlerin bist?, wollte er sie anschnauzen, aber die salzige Gischt des Ozeans und der Duft ihres Parfüms ließen ihn innehalten und riefen ihm lebhafte Erinnerungen vor Augen, die zu vergessen er sich so sehr bemüht hatte.

»Also los«, sagte er und versuchte, sich auf sein eigentliches Ziel zu konzentrieren. »Wer hat Shana

McIntyre und Lorraine Newell umgebracht?«

»Keine Ahnung.«

»Natürlich nicht.«

»Wirklich«, beharrte sie.

»Sie sagen, der Tod der beiden Frauen habe nichts mit Ihrem ... Wiedererscheinen zu tun?«

»Das weiß ich nicht.«

»Nun, was wissen Sie dann?«

»Dass das Ganze hier komplizierter wird, als ich dachte. Gefährlicher.«

»Erzählen Sie mir etwas, das ich nicht schon weiß.« Er beobachtete, wie sie mühsam schluckte. Ihre Finger verkrampften sich um den Sitzgurt. Endlich wurde sie nervös. Gut. Bentz ließ seine Hände ruhig auf dem Lenkrad liegen, entschlossen, sie festzunageln. »Woher kennen Sie Ramona Salazar?«, fragte er. »Wen?«

»Die frühere Besitzerin des Wagens. Der Chevy ist auf sie zugelassen. Woher kennen Sie sie? Woher haben Sie dieses verdammte Fahrzeug?«

»Ein Geschenk.«

»Von wem?«

»Einem Freund.«

Er musste mit diesen Lügenmärchen Schluss machen. »Tun Sie das nicht, okay? Keine weiteren

Spielchen. Ich habe mich nur bereit erklärt, mit Ihnen hierherzukommen, weil Sie mir die Wahrheit erzählen wollten, und jetzt drehen Sie sich im Kreis und sprechen in Rätseln. Ach zum Teufel, vergessen Sie's.« Er zog sein Handy aus der Tasche und drückte die Kurzwahltaste für Hayes. »Nein, tu das nicht!«, rief sie. »Zu spät.«

Ihre Lippen zuckten, und sie schüttelte den Kopf. »Wen rufst du an?«

»Was denkst du denn?«

»Die Polizei.«

»Bingo!«

»Das solltest du nicht tun.«

»Ja, stimmt.« Er hielt sich das Telefon ans Ohr und wartete.

Hayes ging beim dritten Klingeln dran. »Hayes.«

»Hier ist Bentz. Ich hab sie.«

»Wie bitte?«, fragte Hayes. »Wen?«

»Jennifer. Wir fahren gerade runter zur Küste. Nach Point Fermin.«

»Warum denn das, zur Hölle?«

»Komm einfach dorthin.«

»Moment mal, was soll das? Was geht da vor, verdammt noch mal?«

Aber Bentz drückte das Gespräch weg und bedachte

die Frau mit einem kalten Lächeln. »Besser, du rückst mit der Sprache raus, *Jennifer*. Du schuldest mir verdammt viele Erklärungen.«

28

»Nun warte doch mal!«, rief Hayes und fummelte am Ohrhörer seines Handys. Er war auf dem Weg zu Tally White gewesen, als der Anruf kam. »Ich soll euch in Point Fermin treffen? Du meinst, auf der Halbinsel?« Doch Bentz hatte schon aufgelegt. Hayes versuchte, ihn zurückzurufen, aber der Mistkerl ging nicht dran. »Idiot!« Manchmal fragte er sich, warum er immer noch hinter Bentz stand. Bledsoe hatte recht: Der Kerl war eine tickende Zeitbombe.

Hayes machte eine schnelle 180-Grad-Wendung und fing sich ein aufgebrachtes Hupen von einer Frau in einem goldenen Mercedes ein, gefolgt von dem Stinkefinger eines Teenagers mit Baseballkappe, der einen tiefergelegten Pickup fuhr.

Er fädelte sich in den Verkehr auf der Interstate 110 Richtung San Pedro im Süden der Stadt ein. Von dort war es nicht weit bis Point Fermin.

Was hatte Bentz vor? Und was sollte diese unzusammenhängende Nachricht? Bentz war mit

Jennifer unterwegs? Das war doch komplett verrückt.

Was in ein paar Stunden handfest bewiesen wäre, wenn sie ihre Überreste exhumiert hatten.

Vielleicht hatte sich Bentz aber auch nicht klar äußern können, überlegte Hayes, lenkte seinen Toyota Richtung Freeway-Auffahrt und überfuhr dabei eine gelbe Ampel. Obwohl er sich nicht sicher war, ob es wirklich sein musste, rief er Verstärkung. Martinez meldete sich.

»Hallo. Ich brauche möglicherweise Unterstützung.« Er erzählte ihr von Bentz' Anruf, und seine Partnerin stieß einen leisen Pfiff aus.

»Jesus, Maria und Josef. Langsam glaube ich, dass Bledsoe recht hat. Bentz *ist* durchgeknallt.«

»Das hab ich auch gedacht. Mach dich einfach auf einen weiteren sinnlosen Einsatz gefasst.«

»Genau das, was ich liebe.«

Olivia setzte sich auf ihren Platz im Flugzeug, eingezwängt zwischen einem ausladenden Mann auf dem Fensterplatz, der noch auf ihre Seite rüberquoll, und einer Mutter mit einem sich windenden Kleinkind auf dem Schoß. Das Mädchen, ein süßer, dunkelhaariger Fratz mit großen Augen und

Zöpfchen, betrachtete Olivia aufmerksam, während seine Mutter in der Wickeltasche unter dem Vordersitz wühlte. Der dicke Mann blickte hinaus. Draußen wurde polternd das Gepäck eingeladen.

Olivia versuchte ein letztes Mal, Bentz anzurufen. Als er nicht dranging, hinterließ sie ihm die Nachricht, dass sie unterwegs nach L.A. war, und schaltete das Handy ab. Kein Grund, sich Sorgen zu machen. Er ging nicht dran. Na und? Das war doch nichts Neues.

Sie hatte im Motel und Jonas Hayes Bescheid gegeben, Bentz' Polizistenfreund vom LAPD. Sie hatte sogar Montoya angerufen und ihm erzählt, was sie vorhatte, nur für den Fall, dass Bentz mit ihm sprechen würde, bevor Olivia an der Westküste landete. Ein paar Minuten später rollte der Jet aus dem Abfertigungsbereich. Das kleine Mädchen neben ihr fing an zu weinen, und der massige Kerl hielt seinen iPod umklammert, um ihn anzuschließen, sobald es erlaubt war. Olivia lehnte sich zurück, schloss die Augen und spürte, wie das kleine Mädchen sie kurz streifte. Bei dem Gedanken, dass sie in weniger als zwei Jahren in derselben Situation sein würde wie die leicht gestresste Mom neben ihr, auf der Suche nach Schnullern und Windeln, darum

bemüht, ein lebhaftes Kleinkind bei Laune zu halten, musste sie lächeln. Ein Mädchen? Ein Junge? Egal.

In ein paar Stunden würde sie bei Bentz sein und ihm die Neuigkeit überbringen. Sie konnte es kaum erwarten. Ja, er war vermutlich überrascht, vielleicht sogar geschockt, aber am Ende würde er das wegstecken und begeistert sein. Und ja, wenn sie ihn wiedersah, würde er ihr erzählen, was mit seiner Ex-Frau passiert war. Olivia verspürte einen lächerlichen Anflug von Eifersucht, weil er so viele Tage damit verbracht hatte, seine Vergangenheit mit einer Frau Wiederaufleben zu lassen, die er einst leidenschaftlich geliebt hatte, aber das würde sich schon wieder legen. Immerhin wären sie in Kürze endlich wieder zusammen. Und dann warteten sie.

Der riesige Kerl neben ihr fing an zu schwitzen, das kleine Mädchen zappelte, als der Kapitän durchsagte, dass es eine Verzögerung geben würde. Ein technisches Problem müsse behoben werden, was etwa zwanzig, dreißig Minuten dauerte.

Olivia nahm ihr Buch zur Hand und öffnete es. Sie war nervös und wollte diesen Flug endlich hinter sich bringen. Das ist doch keine große Sache, sagte sie zu sich selbst. Kein Omen oder sonst was. Entspann dich. Die paar Minuten machen nichts aus. Du wirst

bald bei Bentz sein.

Und genau aus diesem Grund würde sie den Lärm und die Unannehmlichkeiten eines mehrstündigen Flugs ertragen können.

»Wie geht's Kristi?«, fragte Jennifers Doppelgängerin. *Lass meine Tochter in Ruhe,* hätte Bentz am liebsten geknurrt. Seine Hände umklammerten das Lenkrad. Der Motor des Chevy heulte auf, als der Wagen den steilen Hügel am Rande des Ozeans hinauffuhr. »Ich denke, Sie sollten sie da raushalten.«

»Ich vermisse sie so -«

»Unsinn!«, brummte er mit tiefer Stimme. Eine Warnung. »Bis hierher und nicht weiter. Verstanden? Als wären Sie Kristis längst verstorbene Mutter!« Er war mehr als angewidert. »Lassen Sie meine Tochter da raus, Sie verdammte Betrügerin. Sagen Sie mir lieber, warum zum Teufel Sie mich >heimsuchen<. Was soll das? Wer sind Sie, und was wollen Sie?«

Sie war in keinster Weise beeindruckt. Stattdessen hob sie einen Mundwinkel, genau wie Jennifer es immer getan hatte, und gurrte: »Oh, RJ, nun komm mal wieder runter.« Er tobte innerlich, sein Blut kochte. Diese Schwindlerin hatte ihm Antworten

versprochen, und nun hatte er lange genug gewartet. »Das reicht«, sagte er mit einer Endgültigkeit, die auch sie mitbekommen musste. »Hören Sie, jetzt ist Schluss. Und zwar augenblicklich.«

»Schon gut, schon gut. Ich hab's kapiert. Halt einfach ... hier an. Dort drüben sind wir zum Strand runtergegangen, da oben, beim Devil's Caldron. Erinnerst du dich?« Mein Gott, woher wusste sie das? Er dachte an den Tag, an dem er mit Jennifer auf dem Weg nach Point Fermin gewesen war. Sie hatte ihn scharf gemacht, ihn im Auto berührt. Er war rechts rangefahren, heiß und erregt. Jetzt warf ihm diese Frau einen koketten Blick zu, als wusste sie genau, woran er dachte. Sie war Jennifer so verdammt ähnlich, dass es ihm eiskalt bis ins Mark fuhr. »Da ...« Sie deutete auf das Schild an der Ecke. Mit schwitzenden Händen und dumpf pochendem Herzen bog er in die Haltebucht hoch über dem Ozean. Das einzige andere Auto dort war ein weißer Datsun mit einem Surfbrett auf dem Dach. Er war leer. Bentz parkte daneben und stellte den Motor ab.

Staub wirbelte über die Kühlerhaube, und noch ehe sie begriff, was er vorhatte, griff er nach unten und schnappte sich ihre Tasche, die im Fußraum lag. »He!«, protestierte sie.

»Ich sehe mir lediglich Ihren Führerschein an, Jennifer.« Er durchwühlte ihre Handtasche und schloss die Hand um eine schmale Brieftasche. Als er sie eilig öffnete, stellte er fest, dass sie leer war. Kein Ausweis. Nicht mal eine Kreditkarte. »Was zum Teufel ...«

Sie lachte. Zog spöttisch eine Augenbraue hoch. »Komm schon, RJ. Gerade du solltest doch wissen, dass eine tote Frau keine Papiere bei sich trägt.«

»Verdammte Scheiße«, murmelte er und warf die Brieftasche nach ihr. Dann biss er die Zähne zusammen, beugte sich vor und öffnete das Handschuhfach über ihren Knien. Es mussten doch Zulassungspapiere für den Wagen vorhanden sein! Vielleicht hatte sie sogar ihren Führerschein dorthinein gelegt.

Doch das Fach war leer, nacktes Metall und Plastik, erhellt von einer kleinen Glühlampe.

»Gib auf«, sagte sie. »Du wirst niemals finden, wonach du suchst.« Sie lachte, ein tiefes, verführerisches, aufreizendes Lachen. »Du wirst es niemals finden, weil du dir die Wahrheit nicht eingestehen willst. Du willst nicht glauben, dass ich Jennifer bin.«

»Ich glaube nicht an Geister.« Er knallte das

Handschuhfach zu. »Und ich falle auch nicht auf Betrüger rein.«

»Vor zwölf Jahren aber schon.«

In der Ferne schlugen die Wellen ans Ufer und verstärkten noch das elende Gefühl in seinem Bauch. »Ich habe meinen eigenen Tod vorgetäuscht, RJ, deswegen habe ich auch den Abschiedsbrief hinterlassen. Mein Leben ging in die Brüche, und ich wollte ... Ich musste einen Ausweg finden.«

Bentz konnte ihr nicht glauben. Er *würde* ihr nicht glauben. »Wer hat denn dann den Wagen gefahren, hm?«, fragte er. »Wer hat deine Ringe getragen? Wen werde ich in deinem Sarg finden? Willst du mir erzählen, du hast eine Frau ausfindig gemacht, die aussah wie du, hast sie in dein Auto gesetzt und dafür gesorgt, dass sie einen Unfall baut?« Er schüttelte den Kopf. »Diese Geschichte kannst du mir nicht verkaufen.«

»Aber ich *bin* Jennifer«, beharrte sie in einem Ton, der dem seiner Ex-Frau so ähnelte. »Und ich kann es beweisen.«

»Das ist ja toll«, sagte Bentz kopfschüttelnd. »Und wie?«

»Das erste Mal haben wir am Strand in Santa Monica miteinander geschlafen.«

Er blieb unbewegt, als ihre Worte über ihn hinwegrollten. »Deswegen bin ich dort runtergesprungen. Von dem Pier. Ich ... ich dachte, das hättest du verstanden. Ich weiß, dass du möglicherweise dachtest, das hätte etwas mit James zu tun ... aber es war wegen uns.«

Die Temperatur im Wagen schien um etliche Grad zu steigen. Niemand wusste von jenem ersten Mal, lange bevor sie geheiratet hatten.

»Sieh der Tatsache ins Auge, RJ«, flüsterte sie. »Ich bin wieder da.«

»Was ...«

Mit einem Klick hatte sie ihren Sicherheitsgurt gelöst und beugte sich vor. Eine Sekunde schwebten ihre Lippen über seinen, zögernd, dann küsste sie ihn.

Erinnerungen schossen ihm durch den Kopf. Wild. Erotisch. Sexy. Jennifer mit ihrem aufreizenden Lächeln, der weichen, glühend heißen Haut, dem feingeschwungenen Hals. Mit diesen Erinnerungen kam der Schmerz: wie gemein sie ihn auf ihre überhebliche Art heruntergeputzt hatte, wie sie sich schamlos Geliebte genommen hatte ... O ja, er hatte sie geliebt. Und er hatte sie gehasst. Aber diese Frau war nicht Jennifer.

Als er sich das klarmachte, kühlten seine erotischen

Fantasien augenblicklich ab.

Seine Gedanken gingen zu Olivia, zu der Frau seiner Träume, die sein Blut zum Kochen brachte. Es war Olivias Gesicht, das er vor sich sah, blonde Locken, sexy, rosafarbene Lippen, Augen in der Farbe von Whiskey, die tief in seine Seele blicken konnten. Sie musste ihm nur mit dem Finger über den Nacken streichen, schon wurde er hart und begierig.

Angewidert schob er Jennifers Doppelgängerin beiseite. »Stimmt was nicht?«, fragte sie. »Nichts stimmt«, erwiderte er. Sie lächelte. »Da hast du vollkommen recht.« Mit einem Ruck flog ihre Tür auf, und binnen einer Sekunde war sie auch schon draußen.

»Verdammt«, knurrte Bentz und löste seinen Sicherheitsgurt. Er fingerte hektisch am Griff, stieß die Tür auf und stürzte aus dem Wagen. »Warte!«, rief er.

Doch sie rannte bereits aufs Gebüsch zu und verschwand einen Pfad hinunter.

»Hey!« Er setzte ihr nach, sein Bein pochte, seine Fußsohlen schlitterten über den sandigen Asphalt der Haltebucht. »Warte!«

Sie verschwand hinter dem Kamm einer Klippe, ihre Füße wirbelten Staub auf.

»Scheiße!« Bentz folgte ihr dicht auf den Fersen, doch er rutschte in der ersten Biegung aus - seine neuen Schuhe boten ihm keinen festen Halt auf dem steilen, unbefestigten Kiespfad den Hang entlang.

Er konnte sich zwar fangen, doch er spürte, wie etwas in seinem verletzten Knie platzte. Schmerz explodierte in seinem Bein. Er fluchte. Großartig.

Bentz biss die Zähne zusammen und rannte weiter. Seine Muskeln brannten.

Halb hinkend, halb schlitternd folgte er dem Pfad mit den scharfen Kehren hügelabwärts.

Irgendwie gelang es ihm, die Frau im Blick zu behalten, ihr kupferfarbenes Haar, das im Sonnenlicht glänzte. »Stopp!«, rief er in den Wind hinein, aber sie ignorierte seinen Befehl und stürmte weiter den tückischen Pfad hinunter.

Er schalt sich einen hundertfachen Narren und folgte ihr. Er wusste, dass sie dabei war, ihn abzuhängen, aber unten am Strand würde er sie schon wieder einholen. Der Sandstreifen am Fuß der Klippe war nicht mehr als eine schmale Sichel, ein Ende begrenzt von der hereinbrechenden, wirbelnden Flut, das andere von einer Felswand, die sich den Hang hinauf erstreckte. Der einzige Zugang von der Landseite aus war über ebendiesen rutschigen Pfad. Unten

gab es kein Entrinnen. Keine Fluchtmöglichkeit. Sie saß in der Falle, und er würde sie ins nächste Präsidium schleifen.

Er ignorierte den Schmerz in seinem Bein und jagte weiter nach unten. Sie war jetzt fast außer Sicht. »Was für ein Spiel spielst du?«, fragte er mit zusammengebissenem Kiefer.

Flüchtig sah er sie in einer weiter unten gelegenen Kehre auftauchen. Die Kurve lag so gefährlich nahe am Abgrund, dass man dort eine Plattform mit Geländer errichtet hatte. Von hier aus hatten die Touristen einen spektakulären Ausblick auf den Devil's Caldron, den Teufelskessel, in dem die aufgewühlte See toste.

Er holte auf. Sah, wie sie die Plattform über der Bucht erreichte.

Keuchend spornte er sich an, schneller zu laufen. Auf der Plattform blieb sie stehen. Eine Sekunde lang dachte er, sie würde auf ihn warten, doch dann schwang sie zu seinem Entsetzen ein Bein übers Geländer. *O Gott, was hatte sie vor?* Doch im Grunde wusste er es. Du liebe Güte. »Nein!«

Sein Herz setzte aus. Sie stand auf der Brüstung, hoch oben über dem Devil's Caldron.

Nein, bitte nicht! Schlitternd kam er zum Stehen

und sah ihr voller Schrecken zu. »Tu's nicht!«

Sie blickte über die Schulter und warf ihm eine Kusshand zu. Dann drehte sie sich wieder um und hob die Arme über den Kopf wie eine Ballerina. Einen Moment später sprang sie, ihr Körper eine winzige T Tadel, die an den Klippen vorbeischoss. Bentz zwang sich zuzusehen, wie sie aus seinem Blickfeld verschwand und den tosenden Fluten tief, tief unten entgegenstürzte.

29

Es war, als würde er Jennifer noch einmal sterben sehen. Bentz umklammerte das Geländer und starrte in die aufgewühlte See unter ihm. Er fühlte sich so elend, dass er hätte schreien mögen. Sein Herz hämmerte. Warum war sie gesprungen? Warum?

Er suchte jeden Zentimeter Küstenstreifen und Wasser nach einer Spur von ihr ab - nach einem Fitzchen Rosa oder Weiß, das auf der wild wogenden Brandung tief unter ihm tanzte.

Nichts. Um Himmels willen ...

»He!«, hörte er von weit her, wie durch einen langen Tunnel. »He!«

Er blinzelte, um wieder klar sehen zu können, dann

wandte er sich um und sah jemanden den Hang herunterlaufen. Nein, nicht eine, sondern zwei Personen. Ein langhaariger Bursche in den Zwanzigern und ein langbeiniges Mädchen, das hinter ihm herrannte.

»Ich hab sie springen sehen! Allmächtiger, sie ist tatsächlich gesprungen!«, keuchte der Junge, das Gesicht rot vom Laufen, die Augen vor Sorge weit aufgerissen. »Ist alles in Ordnung mit ihr?«

»Das ist doch unmöglich«, sagte seine Begleiterin. »Ich meine, das müssen doch gut fünfzehn Meter sein!«

»Mehr. Vielleicht sogar zwanzig!«, widersprach er mit Nachdruck und lief zur Brüstung. Dann fiel sein Blick auf Bentz' Pistole. »Oh, hoppla ...«Er blieb abrupt stehen und hob die Hände. »Ganz ruhig, Mann.«

»Ich bin Polizist«, sagte Bentz und holte seine Dienstmarke heraus - etwas, das er schon Hunderte, vielleicht Tausende Male gemacht hatte, aber heute kam es ihm fremd vor, surreal, als würde er sich selbst dabei zusehen. »Rick Bentz. New Orleans Police Department.« Seine Stimme klang gespenstisch. Er schaute hinunter in die Brandung. Sicher würde sie wieder auftauchen. Sie *musste* doch

wieder auftauchen! Sein Blick streifte über die tosenden Fluten, die felsigen Untiefen und den sichelförmigen Sandstreifen. Nichts.

»Ach so ... Sie waren hinter ihr her. War sie eine Kriminelle?«, fragte der Junge. Offenbar glaubte er Bentz nicht. »Aus New Orleans?«, hakte seine Freundin nach, die hinter ihn getreten war und schüchtern an seiner Schulter vorbeispähte.

Wenn ihr wüsstet, dachte Bentz erschöpft und griff nach seinem Handy, die Augen immer noch auf den Ozean gerichtet. Wo *zum Teufel bist du? Nun komm schon!* Insgeheim wünschte er sich nichts mehr, als dass sie an die Oberfläche kam, lebendig, diese Frau, die er schon einmal zu Grabe getragen hatte.

»Hier unten ist kein Empfang, Kumpel«, sagte der Junge mit einem Blick auf Bentz' Handy. »Sie müssen wieder rauf gehen.«

Bentz nickte, aber er konnte sich nicht von der See und den Wellen losreißen, die sich an dem kleinen Küstenstreifen brachen und Gischtwolken zu ihnen heraufschickten. Lieber Gott.

Wie schon einmal, wie in der Nacht auf dem Santa-Monica-Pier, war sie verschwunden. »Verdammt noch mal«, murmelte er mit zusammengebissenen

Zähnen, dann wandte er sich den beiden jungen Leuten zu und versuchte, sich zusammenzunehmen. »Wie heißt du?«, fragte er den Jungen. »Travis.«

»Okay. Also, Travis, nimm das Handy, lauf nach oben und ruf die 911.« Er drückte ihm das Handy in die Hand. »Sag ihnen, dass eine Frau in den Devil's Caldron gesprungen ist, und wenn sie wollen, dass du dranbleibst, dann tu das. Wenn nicht, leg auf und drück die Kurzwahltaste 9 für Detective Jonas Hayes, ein Freund vom LAPD. Erzähl ihm, was passiert ist, und richte ihm aus, dass ich es nicht nach Point Fermin schaffe. Sag ihm, wir brauchen ein Such- und Bergungsteam, und zwar so schnell wie möglich.«

Travis nickte, offenbar erleichtert darüber, dass er etwas zu tun hatte, dass er helfen konnte.

»Und wohin gehen Sie?«, fragte das Mädchen Bentz.

Er deutete mit einem Kopfnicken in Richtung der tosenden See unter ihnen. Er wusste, dass es nichts bringen würde, aber er musste wenigstens versuchen, sie zu finden. Sie durfte doch nicht einfach verschwunden sein!

Montoyas Eifer wurde schließlich belohnt. Er hatte so viel Zeit im Internet verbracht und so oft mit

Kalifornien telefoniert, dass seine Schultern vor körperlicher Untätigkeit schmerzten. Aber es hatte sich ausgezahlt. Er blickte zum Fenster und stellte fest, dass es dunkel geworden war. Die meisten Detectives von der Tagschicht waren längst gegangen.

Über die kalifornische Kraftfahrzeugzulassungsbehörde hatte er mehrere Yolanda Salazars mit Wohnsitz Encino ausfindig gemacht. Er war alle durchgegangen und hatte die Frau herausgefiltert, die er suchte.

Carlos Salazar hatte ihm am Telefon mitgeteilt, dass Yolanda mit Sebastian, dem Sohn seines Cousins, verheiratet war. Die Akten hatten ergeben, dass sie sauber war: Studentin am Junior College, die ihre Rechnungen von ihrem Einkommen als Frisörin bezahlte.

Was dagegen Montoyas Aufmerksamkeit erregte, war ihr Mädchenname: Laut Heiratsurkunde war sie eine geborene Valdez, Yolanda Filipa.

Valdez? Sein Herz setzte für einen Schlag aus, als ihm die Verbindung klarwurde. Er lehnte sich auf seinem Schreibtischstuhl zurück und klickte mit dem Kugelschreiber, während eine Kopie ihres Führerscheins auf dem Bildschirm erschien.

Eine hübsche Frau. Laut Führerschein zweiunddreißig. Eine Musterbürgerin. Nichts, was sie verdächtig machte. Abgesehen davon, dass sie ihren Wagen nicht umgemeldet hatte, was an sich keine große Sache war - wäre es nicht ein weiteres Puzzleteilchen, etwas, das dieses Versäumnis interessant machte.

Yolanda war nämlich die große Schwester von Mario Valdez, dem Jungen, den Bentz während seiner Zeit beim LAPD versehentlich erschossen hatte. Wieder klickte Montoya mit dem Kugelschreiber, wieder rief er Bentz und Jonas Hayes an, und wieder ging keiner von beiden dran.

Montoya überlegte, ob er an die Westküste fliegen sollte, um Bentz zu unterstützen, dann verwarf er den Gedanken. Bentz war ein erwachsener Mann und in der Lage, allein mit seinen Problemen klarzukommen. Er würde das Ganze schon klären.

Wenn er Hilfe brauchte, würde er anrufen. Oder? Er starrte auf das Foto von Yolanda Valdez-Salazar. »Was spielst du?«, fragte er das Bild. Sah sie Bentz' erster Frau ähnlich genug, um ihn zu täuschen? Hatte sie etwas mit dem Tod von Shana McIntyre und Lorraine Newell zu tun? Kugelschreiberklicken. Und was war mit diesen Zwillingen? War sie der führende

Kopf hinter dem Doppelmord, der, oberflächlich betrachtet, genauso aussah wie der vor zwölf Jahren? Sie war zwanzig gewesen, als Mario ums Leben kam, und zur selben Zeit waren damals auch Delta und Diana Caldwell umgebracht worden. Sie war jünger als die Opfer. »Nein«, sagte er laut und runzelte die Stirn. Das ergab keinen Sinn.

Das Gesicht auf dem Bildschirm starrte ihn ausdruckslos an. Eine Killerin? Die Drahtzieherin hinter dem Jennifer-Bentz-Spuk?

Wenn das der Fall war, hätte sie zweimal nach New Orleans fliegen müssen, um Bentz zu »erscheinen«. Vielleicht sollte er den Cops in L.A. unter die Arme greifen und schon mal ihre Kreditkartenabrechnungen überprüfen, um herauszufinden, ob sie im letzten Jahr einen Abstecher nach Big Easy gemacht hatte. Anschließend würde er sämtliche Informationen, die er über die Frau zusammengetragen hatte, an Detective Jonas Hayes mailen, der Bentz' eigener Aussage zufolge hinter ihm stand.

Montoya lächelte bei dem Gedanken, an einem Fädchen zu ziehen und ihr meisterliches Spiel zu entwirren. »Es ist vorbei«, sagte er zu dem Bild auf seinem Computermonitor. »Du hast dich mit dem

Falschen angelegt.«

»Was zum Teufel ist hier passiert?«, schrie Hayes über die tosende Brandung, den Wind und das gleichmäßige Wusch-Wusch-Wusch der Rotorblätter hinweg. »Ich wünschte, ich wüsste es«, sagte Bentz und blickte zu dem über ihnen schwebenden Hubschrauber von der Küstenwache hinauf. Er fühlte sich innerlich wie betäubt, konnte es nicht fassen. Sie standen im Sand, und die Nachmittagssonne schien warm und freundlich, während die Bergungskräfte den Devil's Caldron absuchten. Die kalifornische Autobahnpolizei koordinierte die Suche zusammen mit der Küstenwache.

»Und du behauptest, die Frau ist von hier oben ins Meer gesprungen?« Hayes deutete zur Plattform hinauf, die ungefähr zwölf Meter über der Bucht angebracht war. »Ja.« Bentz blickte auf die Pfosten und Balken, die die Plattform stützten. »Das überlebt keiner.«

Ein Muskel in Bentz' Kiefer zuckte. Er wollte widersprechen, wollte glauben, dass die Frau am Leben war, dass ihr Sprung in das aufgewühlte Wasser nicht ihren Tod bedeutet hatte.

Er hatte Hayes bereits von seinem Gespräch mit ihr berichtet, aber natürlich würde er noch eine formelle

Aussage machen müssen. Hayes hatte sich erkundigt, warum Bentz nicht weiter nach Point Fermin gefahren war, und er hatte wissen wollen, wie Bentz überhaupt so dumm hatte sein können, mit ihr ins Auto zu steigen. Eine gute Frage.

Bentz hatte sich alles in Erinnerung gerufen, was in den letzten paar Stunden passiert war, und hatte die Ereignisse im Kopf hin und her gewälzt, doch er war einfach nicht dahintergekommen, warum sich die Frau letztendlich von ihm hatte schnappen lassen, nur um ihn hierherzulocken. Noch immer gab es keine Spur von ihr. »Also, wo ist die Leiche?«, fragte Hayes und blickte aufs Meer. »Mist, wir müssen Taucher rausschicken, wenn die Küstenwache nichts findet. Wenn sie überhaupt da runterkönnen. Verdammte Scheiße.«

Bentz bückte sich und schöpfte eine Handvoll Sand. Jennifers Doppelgängerin konnte doch nicht einfach spurlos verschwunden sein! Es musste doch irgendeinen Hinweis geben.

»Wir können hier nichts mehr tun«, sagte Hayes und schüttelte den Kopf. »Okay, lass uns verschwinden.« Auf dem Weg zum Pfad konnte Hayes es nicht lassen, Bentz einen Vortrag zu halten. »Du bist also mit ihr ins Auto gestiegen. Wolltet ihr

etwa eine kleine Spazierfahrt machen? Guter Gott, Bentz! Ich schätze, wir können glücklich sein, dass sie dich nicht mit in die Tiefe gerissen hat. Ich verstehe einfach nicht, warum dich diese Frau hierherschleift und dann verschwindet. Und aus welchem Grund ist dieses gespenstische Wesen so versessen darauf, sich ins Wasser zu stürzen?«

»Sie ist kein Gespenst«, stellte Bentz klar, während sie sich an den steilen Anstieg zur Haltebucht hinauf machten. »Und ich weiß es nicht.« Er humpelte, sein Knie und seine Hüfte schmerzten. Ohne Zweifel war die alte Verletzung wieder aufgebrochen.

»Wenn wir oben sind, brauche ich deine Waffe«, sagte Hayes. »Nur um sicherzugehen, dass sie nicht abgefeuert wurde.«

»Sie wurde nicht abgefeuert.«

»Trotzdem.«

»Ja, ich weiß.«

Sie benötigten fast fünfzehn Minuten, bis sie bei der Haltebucht ankamen. Bentz schwitzte, sein Bein pochte. Er betrachtete den silbernen Wagen, den »Jennifer« gefahren und der angeblich ein Geschenk gewesen war. Alles an ihrer Geschichte war erstunken und erlogen, nichts war so, wie es schien. Die Polizei hatte bereits eine Absperrung rund um

das Fahrzeug vorgenommen, ein Abschleppwagen war unterwegs, um den Chevy in die Werkstatt der Spurensicherung zu bringen, wo er gründlich untersucht werden würde.

Sein Handy piepte, und er stellte fest, dass mehrere Nachrichten für ihn eingegangen waren. Die meisten von Olivia, in der letzten teilte sie ihm mit, dass sie in einem Flugzeug nach Los Angeles saß. »Verdammt!«

»Schlechte Nachrichten?«

»Olivia ist auf dem Weg hierher. Ihr Flieger landet in ein paar Stunden. Ich muss sie vom Flughafen abholen.«

»Ich glaube kaum, dass wir das in ein paar Stunden hinter uns gebracht haben«, sagte Hayes. »Es gibt einiges, was wir durchgehen müssen. Ich weiß übrigens, dass sie kommt. Sie hat mich angerufen, weil sie dich nicht erreichen konnte. Wir schicken einen Polizisten, der sie abholt und zum Zentrum bringt. Wenn wir fertig sind, fahre ich euch zu einer Autovermietung.«

»Sie könnte doch selbst einen Wagen mieten.« Hayes winkte ab. »Nein, ich habe schon alles organisiert und ihr eine Nachricht hinterlassen. Vielleicht möchtest du sie anrufen und ihr das Ganze erklären.« Bentz wollte gerade wählen, als er unten

am Strand Rufe hörte. Als sie sich umdrehten, sahen sie den Hubschrauber der Küstenwache an einer Stelle über dem Ozean schweben, wo an der Wasseroberfläche ein Taucher zu erkennen war. Bentz drehte sich der Magen um.

Hayes' Blick war auf den Bergungskorb geheftet, der langsam vom Hubschrauber herabgelassen wurde. Er blinzelte, dann sprach er mit zusammengebissenem Kiefer das Offensichtliche aus: »Scheint so, als hätten sie Jennifer gefunden.«

Sherry Petrocelli ging ans Telefon und bestätigte, dass sie Rick Bentz' Frau vom LAX abholen würde. Sie hatte bereits Dienstschluss, aber sie schuldete Jonas Hayes noch den einen oder anderen Gefallen. Bentz war ihr völlig schnuppe, sie kannte den Kerl nicht mal, aber sie hatte Gerüchte gehört, und jetzt, wo er wieder in L.A. war, schien die Hölle loszubrechen.

Die Wahrheit war, dass sie sich zur Mordkommission versetzen lassen wollte, und Jonas war ihre Eintrittskarte. Ihre Freundin und Kollegin Paula Sweet hatte ihr versichert, dass Jonas die Schlüssel zum Heiligtum in der Hand hielt - er war in der Abteilung hoch angesehen, und seine Fürsprache

und Empfehlung würden ihr die Tür öffnen. Sie kannte auch Corrine O'Donnell, die mit Jonas zusammen war, und Corrine war ebenfalls der Ansicht, dass Hayes ihr helfen könne. Wenn sie der Chauffeursdienst einen Schritt näher zur Mordkommission brachte, sollte es ihr recht sein. Doch erst einmal würde sie etwas essen gehen. Olivia Bentz' Flug hatte Verspätung, deshalb passte es ihr gut, sich mit einer Freundin bei Bruno zu treffen, einem Italiener in Marina del Rey, nicht weit vom Flughafen entfernt. Sie teilten sich eine Vorspeise mit frittierten Calamari, dann bestellte Sherry Spaghetti mit Muschelsoße. Zwischen den Gängen entschuldigte sie sich ein paarmal, um den Babysitter anzurufen und herauszufinden, wie es mit Olivia Bentz' Flug voranging. Statt Wein bestellte sie Mineralwasser.

Wenn das Ganze ein Schritt war, ihre Karriere anzukurbeln, wollte sie kein Risiko eingehen.

Es machte sie daher wirklich sauer, als sie merkte, dass ihr übel wurde.

Mit Sicherheit lag das weder an der Muschelsoße noch an dem frittierten Tintenfisch. Sie hatte noch nie allergisch auf Meeresfrüchte reagiert. Aber ihr Magen spielte verrückt, und ihr wurde leicht

schwindelig.

»Mensch«, stöhnte sie. »Ich fühle mich hundeelend.« Sie trank noch mehr Mineralwasser in der Hoffnung, dass sich ihr Magen dadurch beruhigte.

»Lass uns gehen«, sagte ihre Freundin und trank ihren Martini aus. »Ich lade dich ein.« Sie warf Sherry ein Lächeln zu und legte etwas Bargeld auf den Tisch. »Aber nächstes Mal bezahlst du.«

»Okay.« Als Sherry aufstand, waren ihre Beine wie aus Gummi, und ihr drehte sich der Kopf. Fast so, als wäre sie betrunken. Verrückt. Und erst diese Bauchschmerzen! Sie trat aus dem Restaurant, ohne sich von ihrer Freundin helfen zu lassen, doch als sie am Wagen ankam, wusste sie, dass sie nicht würde fahren können. »Ich schaff's nicht«, sagte sie genervt.

»Ich kann dich nach Hause bringen.«

»Aber ich muss in weniger als einer Stunde am Flughafen sein!«

»Soll ich für dich einspringen?«

»O Gott, nein.« Auch die frische Luft, die vom Ozean herüberwehte, half nicht. Der salzige, fischige Geruch ... Ihr wurde noch übler.

»Wie wär's, wenn ich dich fahre?«, schlug ihre Freundin vor. Anfangs kam Sherry dieser Vorschlag

merkwürdig vor, doch dann fragte sie: »Das würdest du tun?«

»Warum nicht?«

»Ich weiß nicht mal, ob ich es schaffe, reinzugehen und sie ausfindig zu machen.«

»Keine Sorge. Darum kümmere ich mich.« Sherry fing an zu schwitzen und ließ sich ohne Widerrede auf den Beifahrersitz fallen. »Vielleicht solltest du mich einfach nach Hause bringen.« *Oder ins Krankenhaus,* dachte sie, aber das kam ihr dann doch zu drastisch vor. »Das mache ich, sobald wir Bentz' Frau abgeholt haben.« Sherry bemerkte den Abscheu in der Stimme ihrer Freundin, die soeben aus der Parklücke setzte, und ihr kamen erste Zweifel.

Sie fuhren auch nicht in Richtung Flughafen, sondern nach Norden, raus aus der Stadt.

»He, was machst du?«, fragte sie und fing sich einen eisigen Blick ein.

Meine Güte, das ist eine Falle! Sherry wühlte in ihrer Tasche nach dem Handy, aber es war zu spät. Sie war nicht schnell genug, ihr Verstand genau wie ihre Reaktionen beinahe lahmgelegt.

»Du«, lallte sie mit dicker Zunge. »Du hast mir was ins Glas getan ...« *O verdammt.* Das Wageninnere

drehte sich. »Und zwar ganz schön viel, Sherry«, sagte ihre Freundin mit einem gleichmütigen, fast heiteren Lächeln. Ihre Hände umfassten das Lenkrad so fest, dass die Fingerknöchel weiß hervortraten. Die Dämmerung senkte sich herab, die nächtliche Dunkelheit rauschte vorbei.

In dieser Sekunde verspürte Sherry Petrocelli einen Schauer in ihrer Seele, so kalt wie ein arktischer Wind. Ihre Pistole lag sicher verwahrt zu Hause im Safe, doch selbst wenn sie sie bei sich gehabt hätte, wäre sie nicht in der Lage gewesen, sie zu ziehen, geschweige denn abzudrücken.

Wenn es eine Möglichkeit gegeben hätte, diesen Wahnsinn zu beenden, dann hätte sie es getan. Aber es war zu spät. Außer sich vor Angst, dachte sie an ihren sieben Jahre alten Sohn Hank und an ihren Mann Jerry - ein Tolpatsch, den sie fünfzehn ihrer zweiunddreißig Lebensjahre geliebt hatte. Jerry und Sherry - sie hatten ihre sich reimenden Namen für so witzig gehalten! Wer würde sich um die beiden kümmern, wenn sie nicht mehr da war? Wer würde ihren Jungen großziehen? Den unbeholfenen Jerry lieben? »Bitte«, sagte sie verzweifelt.

»Bitte was?«, fragte ihre Freundin, die die Unverfrorenheit besaß, sich über sie lustig zu

machen. »Gute Nacht, Sherry«, sagte sie zufrieden.

Sherry fühlte, wie eine Träne über ihre Wange kullerte. O *Jerry, es tut mir so leid.*

Im nächsten Moment hörte Sherry Petrocellis Herz auf zu schlagen.

30

Als der Jet auf dem Flughafen von Los Angeles gelandet war, konnte Olivia nicht schnell genug aus der Maschine kommen. Das Flugzeug war mit fast zwei Stunden Verspätung gestartet, jeder an Bord hatte vor Nervosität geschwitzt wegen der Reparaturarbeiten an der Temperaturanzeige. Der Flug selbst war unruhig und laut gewesen. Während die Minuten dahintickten, hatte Olivia bemerkt, dass sie immer aufgeregter, immer besorgter wurde. Was, wenn Bentz gar nicht mehr in Los Angeles war? Was, wenn er die Person, die sich als Jennifer ausgab, ausfindig gemacht und Kontakt mit ihr aufgenommen hatte? Was, wenn noch eine Freundin seiner Ex-Frau ermordet worden war?

Sie zog ihr Handgepäck aus dem Fach über ihrem Kopf und schob sich hinter der Mutter mit Kleinkind den engen Gang der Boeing 737 entlang. Auf der

Gangway ging es auch nicht schneller vorwärts. Als sie den Flugsteig erreichte, zog sie ihr Handy hervor, stellte es an und hörte ihre Nachrichten ab, darunter eine von Bentz. Er hatte als Letzter angerufen, und er wiederholte Hayes' Angebot, sie ins Präsidium bringen zu lassen. Sie solle nach einem Officer Ausschau halten, der an der Gepäckausgabe auf sie warte und ein Schild mit ihrem Namen bei sich habe.

Merkwürdig, dachte sie, doch sie versuchte, nicht gleich den Panikknopf zu drücken. Niemand hatte ihr mitgeteilt, warum sie sich von einem Beamten abholen lassen sollte, anstatt ein Auto zu mieten oder sich ein Taxi zu nehmen. Und warum holte Bentz, der Ankunftszeit und Flugnummer kannte, sie nicht selbst ab? Warum sollte sie aufs Präsidium kommen?

Sie wählte Bentz' Handynummer und hätte am liebsten vor Frust geschrien, als er nicht dranging. Anschließend versuchte sie es bei Hayes, und wieder wurde sie direkt an die Mailbox weitergeleitet.

So viel dazu, per Mobiltelefon stets erreichbar zu sein. Sie warf das Handy wieder in die Handtasche und ging zur Gepäckausgabe. Irgendwie war ihr nicht wohl bei dem Ganzen, und hätte sie nicht Bentz' Nachricht abgehört, wäre sie direkt zum Mietwagenschalter gegangen. Und wohin gefahren?

Aus dem So-Cal Inn hat er bereits ausgecheckt. Du hättest ihn vermutlich sowieso auf dem Präsidium angetroffen. Sei einfach dankbar, dass er noch in L.A. ist. Du wirst ihn bald wiedersehen. Vielleicht schon in weniger als einer halben Stunde!

Ihr Handy klingelte, und sie sah Bentz' Nummer. Gott sei Dank! »Hi.«

»Tut das gut, deine Stimme zu hören! Ich hab mir Sorgen gemacht.«

Ihr schnürte sich die Kehle zusammen. »Kann ich mir denken.« Tränen drückten gegen ihre Lider. »Der, ähm, der Flug hatte Verspätung, ein technisches Problem, das erst nach zwei Stunden behoben werden konnte. Aber jetzt hab ich's geschafft.«

»Gut.«

Sie konnte ihn kaum hören bei den Geräuschen um sie herum - Lautsprecherdurchsagen für die Flüge, quietschende Rollkoffer, die aufgeregten Gespräche der Leute in der riesigen Flughafenhalle.

»Warum treffen wir uns auf dem Präsidium? Ich dachte, du würdest mich abholen.«

»Ja, das hätte ich auch gern getan, aber ich muss eine Aussage machen. Es gibt noch ein paar lose Enden zu verknüpfen.«

»O Gott, es ist noch jemand gestorben«, sagte Olivia und blieb so ruckartig stehen, dass die Frau hinter ihr, die einen Kinderwagen schob, fast gegen sie geprallt wäre. »Entschuldigung«, sagte die Frau und lavierte um Olivia herum, die zur Seite trat und vor einem T-Shirt-Laden stehen blieb. »Hab ich recht?«, fragte sie mit angstvoll klopfendem Herzen. »Ist noch jemand tot?«

»Ich fürchte, ja. Die Frau, die so getan hat, als wäre sie Jennifer.« Er klang erschöpft und verstört. »Es ist eine lange Geschichte, aber ich habe gesehen, wie sie von einer etwa zwölf Meter hohen Aussichtsplattform in den Ozean gesprungen ist.«

»Wie bitte?«

»Sie ist vor mir davongelaufen.«

»O Gott«, flüsterte Olivia. Die Kakophonie der Flughafengeräusche verwandelte sich in das Tosen des Meeres, die Menschen um sie herum verblassten, als sie sich eine Frau vorstellte, die zum tödlichen Sprung in den Pazifik ansetzte.

»Etwas später hat die Küstenwache einen Leichnam gefunden.«

Olivia lehnte sich gegen die Wand des T-Shirt-Ladens und schloss einen Moment lang die Augen. »Dann ist sie also tatsächlich tot? Die Person, die dir

weismachen wollte, du wärst verrückt?« Olivia konnte es nicht glauben.

»Ja, ich glaube schon. Ich muss noch den Leichnam identifizieren, was im Grunde ein Witz ist. Ich kenne nicht mal ihren richtigen Namen!«

»Hast du mit ihr gesprochen?«

»Ja.«

»Ich meine von Angesicht zu Angesicht, nicht diese mitternächtlichen Telefonanrufe.«

»Ich hab sie geschnappt, und sie wollte mir die Wahrheit sagen, zumindest hat sie das behauptet, aber ... ach, zum Teufel ... ich muss aufhören.«

»Nein, warte! Du hast diese >Jennifer< geschnappt?«

»Ja. Ich werde dir bald alles erzählen, Liwie. Nach dem Leichenschauhaus fahre ich zur Mordkommission im Parker Center, wo ich noch ein paar Fragen beantworten muss, deshalb treffen wir uns dort. Ich beeile mich.« Jemand klopfte auf ihrem Handy an, eine Nummer, die sie nicht kannte. Sie reagierte nicht darauf und beobachtete stattdessen ein Elternpaar, das Gepäck und Kinder zum Hauptterminal bugsierte.

»Eine Polizeibeamtin holt dich ab«, sagte Bentz. »Sie heißt Sherry Petrocelli, eine Freundin von

Hayes. Sie fährt dich zum Zentrum. Dort ist die Abteilung für Raub- und Tötungsdelikte untergebracht.«

»Das weiß ich.«

»Gut. Wir treffen uns dort. Hayes hat Petrocelli deine Handynummer gegeben, damit sie dich anrufen kann.«

»Ich glaube, das hat sie gerade getan«, sagte Olivia.

»Na, dann bis gleich.«

»Ich kann's kaum erwarten. Ich liebe dich.«

»Wenn du nur wüsstest, wie sehr ich *dich* liebe!«

Wieder brannten Tränen in ihren Augen. Sie hatte einen Kloß im Hals und konnte vor Rührung kaum sprechen.

»Vielleicht ist ja jetzt alles vorbei«, flüsterte sie. Am anderen Ende der Leitung entstand eine Pause. »Ich weiß nicht, ob das jemals vorbei sein wird.« Und damit legte er auf.

»Rick -« Sie stand da mit dem Telefon in der Hand und kam sich vor wie eine Närrin. Schon wieder stand sie kurz davor, in Tränen auszubrechen. Diese verdammten Hormone! Sie befand sich in einem derart überreizten emotionalen Zustand, dass sie sich einfach nicht unter Kontrolle bekam. Dabei war sie eine erwachsene Frau und würde bald Mutter sein.

Olivia biss die Zähne zusammen und ging weiter.

Zum ersten Mal, seit sie kalifornischen Boden betreten hatte, verspürte sie die Entschlossenheit, die Sache durchzuziehen. Sie war bereit, sich der Herausforderung zu stellen, ganz gleich, wie diese aussehen mochte. Du schaffst das, dachte sie, und schob sich ihre Sonnenbrille auf die Nase. *Ich bin bereit.*

Komm schon, komm schon, geh an das verdammte Telefon!

Ich beobachte die Passagiere, die zur Gepäckausgabe strömen und sich drängelnd und stoßend um das Band scharen. Sie schnappen sich ihre Kinder und behalten ihre Laptops im Blick, während sie darauf warten, dass sich das Karussell zu drehen beginnt und ihnen ihre Gepäckstücke bringt. Mich nehmen sie gar nicht wahr. Wo *ist sie?*

Für einen kurzen Moment gerate ich in Panik. Vielleicht hat sie den Flug gar nicht genommen. Vielleicht habe ich etwas falsch verstanden.

Oder schlimmer noch, ich bin eine Verdächtige, und sie warten nur auf mich. Weil sich Sherry Petrocelli nicht auf dem Präsidium gemeldet hat. Mein Herz rast bei dem Gedanken, dass ich gefasst werden

könnte, noch bevor ich fertig bin, bevor ich meinen Plan ausgeführt habe, Rick Bentz vollständig zu vernichten.

Prüfend blicke ich mich in der Halle um und versichere mich, dass keine Cops auf den Wartestühlen lungern oder sich hinter einer aufgeschlagenen Zeitung verstecken. Die Geschäftsreisenden und Familien hier sind keine Undercover-Beamten.

Nein, die Gepäckausgabe sieht sauber aus. Ich hole tief Luft. Ich muss ruhig bleiben. Diesen Vorsatz im Hinterkopf, zwinge ich mich zu einem falschen Lächeln. Es ist absolut wichtig, dass Olivia Bentz mir vertraut, mir abkauft, dass ich sie zu ihrem geliebten Ehemann chauffieren will. Bei dem Gedanken möchte ich mich übergeben. Wieder suche ich mit den Augen den Zugang zur Gepäckausgabe ab, betrachte prüfend die Gesichter der Reisenden auf der Jagd nach der einen, die sich für immer in mein Gehirn eingebrannt hat.

Wo ist sie, um Himmels willen? Ich fange an, auf und ab zu gehen, doch dann bleibe ich wieder stehen. Ich will keine Aufmerksamkeit erregen, bislang bin ich den Überwachungskameras gewissenhaft ausgewichen, habe ihnen den Rücken zugedreht und

mein Gesicht abgewendet. Die Perücke und die Brille tun ein Übriges, doch ich darf nicht zu viele Risiken eingehen. Meine Handflächen beginnen zu schwitzen. Wo zum Teufel ist sie? Verdammt noch mal, könnte das Miststück bitte auftauchen?

Ich habe sie angerufen, ihr von Petrocellis Handy aus eine Nachricht hinterlassen ...

Das Mobiltelefon schrillt. Endlich!

Ich gehe rasch dran und zwinge mich, »Officer Petrocelli« in den Hörer zu sagen.

»Hi, hier ist Olivia Bentz. Ich glaube, Sie haben versucht, mich zu erreichen. Mein Mann sagte, Sie würden mich vom Flughafen abholen, irgendwo in der Gepäckausgabe?« Sie klingt gestresst und müde.

Meine Nerven entspannen sich ein wenig. »Das ist richtig«, erwidere ich.

»Ich stehe neben dem Gepäckförderband von United.« Und dann entdecke ich sie. Sie trägt eine Sonnenbrille, hat eine Handtasche bei sich und zieht nur eine Reisetasche hinter sich her.

Leichtes Gepäck. Cleveres Mädchen.

Wir lächeln beide und stecken unsere Handys ein.

»Olivia Bentz?«, rufe ich und winke ihr zu. »Wie war Ihr Flug?«

Sie zuckt die Achseln. »Verspätet.«

»Ich bin Sherry, eine Freundin von Jonas Hayes. Er hat mich gebeten, Sie abzuholen.«

»Ja, das hat man mir gesagt.«

Sie betrachtet meine Uniform, und ich sage: »Sie wissen, dass ich beim LAPD arbeite, oder?« Sie nickt höflich, und ich öffne Petrocellis Brieftasche mit ihrer Dienstmarke. Durch meine Perücke sehe ich Sherry ähnlich genug, um sie zu überzeugen.

»Ich danke Ihnen, dass Sie mich abholen, Officer Petrocelli«, sagt sie. So wohlerzogen und höflich. »Nennen Sie mich Sherry. Der Wagen steht draußen«, sage ich, und wir gehen hinaus zum Parkplatz, wo der Streifenwagen wartet. Ich öffne die Hintertür. »Sie können Ihre Sachen auf die Rückbank legen«, sage ich, und das tut sie, sogar die Handtasche mit ihrem Handy, das ich in einem Innenfach entdecke. Ich setze meine Dienstmütze ab und verstaue sie ebenfalls auf dem Rücksitz, wobei ich heimlich das Handy an mich nehme, ausschalte und wieder in die Handtasche stecke. Als ich mich wieder aufrichte, gleitet sie bereits auf den Beifahrersitz. Perfekt.

Völlig unbesorgt, zögert sie nicht eine Sekunde, während ich ein Gefühl der Genugtuung verspüre. Wie lange habe ich auf diesen Augenblick gewartet!

Doch ich darf nicht übermütig werden. Noch nicht. Mir bleibt nur ein schmales Zeitfenster, also eile ich zur Fahrerseite. Je schneller ich das Flughafengebiet mit all seinen Überwachungskameras und Möchtegern-Cops hinter mir lasse, desto besser. Ich darf jetzt keinen Mist bauen. Nicht so kurz vor dem Ziel, so verdammt dicht davor.

»Wie weit ist es bis zum Parker Center?«, fragt sie und schließt ihren Sicherheitsgurt.

»Nicht weit.« Ich setze mich hinters Steuer und werfe ihr ein warmes Lächeln zu. »Die Rushhour ist schon vorbei, es sollte also nicht lange dauern. Höchstens eine halbe Stunde.«

»Gut.«

»Schon mal in L.A. gewesen?«, erkundige ich mich. »Einmal, vor langer Zeit. Mit Anfang zwanzig. Ich habe für eine Weile in Arizona, in Tucson, gelebt. Von dort aus bin ich ein paarmal nach San Diego gefahren, und einmal hab ich's bis Los Angeles geschafft. Aber wie ich schon sagte: Das ist lange her.«

Wunderbar. Dann würde sie sich nicht wirklich orientieren können. Denn natürlich fahre ich nicht in Richtung Parker Center.

Das weiß sie nur noch nicht.

Wie lange waren sie in diesem sterilen Vernehmungsraum gewesen? Bentz rutschte auf dem Holzstuhl hin und her und hatte den Eindruck, seit seinem Telefonat mit Olivia sei eine Ewigkeit vergangen.

Der Kaffee vor ihm auf dem Tisch war kalt geworden, doch das war ihm egal. Hayes, der die Vernehmung geführt hatte, war hinausgegangen, um nachzusehen, ob Olivia schon eingetroffen war. Bentz stellte sich vor, wie sie im Dienstzimmer saß und geduldig wartete. Es war nicht fair, dass er sie in diese Sache hineinzog, doch er war froh, dass sie gekommen war. Konnte es kaum abwarten, sie zu sehen. Sie zu berühren.

Bentz stand auf und streckte sich. Er hatte diesen kleinen, stickigen Vernehmungsraum, den es auf jedem Revier gab, gründlich satt. Eine Kamera oben in der Ecke hatte die Befragung aufgezeichnet. Bentz hätte einen Rechtsanwalt verlangen oder die Aussage verweigern können, aber er hatte nichts zu verbergen.

Hayes wusste das. Seine, Bentz', Schilderung der Ereignisse, die sich am Devil's Caldron abgespielt hatten, war von Travis und seiner Freundin bestätigt worden. Das Ganze hier war ein sinnloses

Unterfangen, aber Hayes wollte keinen Fehler machen.

Bentz betrachtete sich in dem großen Einwegspiegel. Gott allein wusste, wer auf der anderen Seite der Glaswand stand. Vermutlich Andrew Bledsoe und Riva Martinez, die nur darauf warteten, dass ihm ein Schnitzer unterlief. Vielleicht war auch der Staatsanwalt anwesend, zusammen mit anderen Detectives. Vielleicht sah sogar Dawn Rankin durch die Scheibe zu.

Bentz kannte die Vorgehensweise. Macht Rick Bentz die Hölle heiß. Beweist, dass aus dem guten Cop ein böser geworden ist, jemand, der durchgeknallt genug ist, um in L. A. aufzukreuzen und Leute umzubringen, die seine Ex-Frau gekannt hatten.

Obwohl er schon alles mit Hayes durchgekaut hatte, würde dies hier die offizielle Version »für die Akten« werden. Also hatte er sämtliche Fragen, seine Ehe mit Jennifer betreffend, über sich ergehen lassen, ihre Seitensprünge, die Scheidung sowie den neuerlichen Anlauf, es noch einmal miteinander zu versuchen, obwohl sie ihn auch da immer wieder hintergangen hatte. Und dann war sie bei diesem Unfall ums Leben gekommen. Er sah ein, dass es unvermeidlich war,

diese düstere Periode in seinem Leben wieder aufzurollen, doch das hatte ihm sehr zugesetzt.

Dann hatte Hayes zu »Jennifer, dem Geist« übergeleitet, und Bentz hatte sich ins Gedächtnis gerufen, wie er sie in seinem Krankenhauszimmer in Louisiana gesehen hatte. Wie er herausgefunden hatte, dass die Frau, die ihn »heimsuchte«, in Wirklichkeit aus Fleisch und Blut war, eine Schwindlerin, mit der er törichterweise die Küste entlangkutschiert war, bevor sie sich in den Devil's Caldron gestürzt hatte. Eine Tragödie.

»Nun, morgen sollten wir ein paar Antworten haben, was dein Gespenst anbelangt. Oder zumindest deine Frau«, hatte Hayes gesagt. Der Detective hatte sich durch den Behördenkram gekämpft und Jennifers Exhumierung für den nächsten Morgen angesetzt. Ein Schritt in die richtige Richtung.

Bentz war zu Shana Mclntyre und Lorraine Newell vernommen worden, und auch der Caldwell-Fall war auf den Tisch gekommen. Hayes hatte ihn gefragt, was er über den Doppelmord wusste, der fast identisch war mit dem an den Springer-Zwillingen. »Das hatten wir doch schon«, sagte Bentz ungeduldig, weil er wusste, dass Olivia auf ihn wartete. Er war müde, hungrig und konnte ihnen auch

nicht mehr anbieten als die Wahrheit.

»Ich kann das alles auf hunderterlei Weise erzählen«, hatte er gesagt, »und es würde doch nichts ändern. Ich habe nichts mit dem Mord an Shana oder Lorraine zu tun, und ich habe keinen blassen Schimmer, was diesen Zwillingen zugestoßen ist. Es klingt mir ganz danach, als hätte erneut der Einundzwanziger-Killer oder ein Trittbrettfahrer zugeschlagen. Dass sie nach meiner Rückkehr nach L.A. umgebracht worden sind ... Ich stimme zu, dass es da eine Verbindung zu geben scheint. Vielleicht bin ich eine Art Katalysator, was ich nicht hoffe, aber nicht ausschließen kann.«

Bentz blickte auf, als sich jetzt die Tür öffnete und Hayes eintrat. »Ist Olivia draußen?«, erkundigte er sich. »Noch nicht«, erwiderte Hayes.

Eiskalte Furcht packte Bentz. »Was willst du damit sagen? Sie sollten doch längst hier sein! Würdest du mir bitte mein verfluchtes Handy zurückgeben?«

»Vorschrift, Mann.« Hayes hob abwehrend die Hände. »Du kriegst es, sobald wir hier fertig sind. Martinez ist gerade dabei, Petrocelli ausfindig zu machen.« Mit seiner gelockerten Krawatte sah Hayes genauso erschöpft aus, wie sich Bentz fühlte. »Mir fehlen nur noch ein paar Kleinigkeiten für die

Akten.«

Bentz fuhr sich mit der Hand durchs Haar. »Und die wären?«

»Heute, am Devil's Caldron - hat das Opfer da gewusst, dass du bewaffnet warst?«

»Sie hat meine Pistole gesehen. Hat im Auto eine Bemerkung darüber gemacht.«

»Also hast du sie mit der Waffe verfolgt.«

»Ja, aber ich habe sie nicht aus dem Holster gezogen. Sie wusste, dass ich nicht auf sie schießen würde.«

»Woher sollte sie das wissen?«

Gute Frage. »Weil sie mich kennt. Sie weiß Dinge über mich, die nur Jennifer wusste.« Mit sinkendem Mut räumte Bentz ein: »Es scheint so, als würde jedes Mal, wenn ich etwas über Jennifer herausfinde, eine ihrer Freundinnen ihr Leben dafür lassen müssen. Fast so ... ich weiß, das klingt jetzt verrückt, aber es kommt mir tatsächlich fast so vor, als hätten sie ihren Zweck erfüllt und wären überflüssig geworden.« Er blickte Hayes an und schüttelte den Kopf. »Es ist echt merkwürdig. Als wäre sie mir immer ein Stück voraus. Sie scheint meinen nächsten Schritt zu kennen, noch bevor ich ihn mache. Verdammt noch mal, Hayes, sie *wusste,* dass ich am

Flughafen sein würde!« Als er die Worte aussprach, packte ihn erneut der Schreck. »O Gott«, flüsterte er, »Olivia!«

»Was sagst du?«

Seine Gedanken rasten, angetrieben von Adrenalin und nacktem Entsetzen. »Meine Frau ... Ich habe dir doch von den Drohanrufen erzählt, die sie bekommen hat. Was ist, wenn diese Psychopathin auch hinter ihr her ist?«

»Aber Jennifer, oder wer auch immer sie war, ist tot! Du selbst hast sie ins Meer springen sehen.«

»Ich weiß.« Dennoch konnte er die Furcht nicht abschütteln, die ihn gepackt hatte.

»Außerdem hat Petrocelli sie vom Flughafen abgeholt«, erinnerte ihn Hayes.

»Und wo zum Teufel stecken sie dann?« Ricks Puls hämmerte in seinen Ohren. Er blickte auf die Uhr. »Vielleicht wollte sich Olivia zuerst ein Hotel suchen? Sich irgendwo ausruhen und ihre Sache abstellen, statt hier zu warten?«

»Niemals.« Olivia war genauso erpicht darauf gewesen, ihn zu sehen, wie umgekehrt. Das hatte er an ihrer Stimme gehört.

Hayes lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und warf sich die lose Krawatte über die Schulter. »Du hast

diese Jennifer von der Aussichtsplattform in den Devil's Caldron springen sehen, stimmt's? Also ist deine Frau in Sicherheit.« Bentz war da nicht so überzeugt. Nichts ergab mehr einen Sinn. Alles, woran er geglaubt hatte, stand Kopf. Er strich sich mit der Hand über das mit Bartstoppeln bedeckte Kinn und versuchte, klar zu denken. Logisch. *Finde das Körnchen Wahrheit, das sich zwischen so vielen Lügen versteckt.*

»Lass uns einfach diese Vernehmung hinter uns bringen.«

»Wir sind fertig.« Hayes stand auf und richtete seine Krawatte. »Aber du musst noch die Frau identifizieren, die wir aus dem Wasser gefischt haben. Es ist nicht weit bis zur Leichenhalle.« Er öffnete die Tür und nickte in Richtung Dienstzimmer. »Martinez hilft dir, deine Sachen abzuholen, dann können wir fahren.«

Während Hayes zu seinem Schreibtisch hinüberging, führte Martinez Bentz den Gang hinunter zur Ausgabe. »Meine Frau ist noch nicht aufgetaucht, oder?«, fragte er, um einen freundlichen Ton bemüht.

»Bis jetzt nicht. Ich habe versucht, Petrocelli auf dem Handy zu erreichen, aber sie geht nicht dran.«

Riva Martinez lächelte den Beamten an der Ausgabe an, dann begann sie, den Papierkram auszufüllen. Als sie Bentz die Pistole reichte, warf sie ihm einen Blick zu, der Granit hätte spalten können.

Bentz legte das Holster an und fragte sich, was um alles in der Welt er getan hatte, um es sich mit Riva Martinez zu verderben. Vielleicht reichte allein die Tatsache, dass sich ihre zu bearbeitenden Fälle verdoppelt hatten, seit er nach L.A. zurückgekehrt war.

»Sie sollten längst da sein«, sagte er mit zunehmender Besorgnis. »Es ist schließlich nicht weit.« Mit einem Achselzucken reichte Riva ihm das Behältnis mit seinem Handy, seiner Brieftasche und den Hausschlüsseln. »Vielleicht liegt's am Verkehr. Letzte Woche gab es einen Unfall auf der Interstate 405, und ich bin vierzig Minuten zu spät zu meiner Schicht gekommen!« Sie deutete mit einem Kopfnicken auf die Formulare. »Quittieren Sie bitte hier.« Nachdem er unterschrieben hatte, reichte sie ihm eine Kopie, dann drehte sie sich um und marschierte entschlossen den Korridor entlang. Bentz schaute ihr nach. Er hatte ein ungutes Gefühl, das noch zunahm, als sie hinter einem großen Gummibaum verschwand. Irgendetwas war faul.

Auf dem Weg zurück in die Abteilung stellte Bentz sein Handy an. Keine Nachrichten von Olivia. »Verdammt.« Er wählte ihre Nummer. Ohne Erfolg. Sein Anruf wurde direkt an Olivias Mailbox weitergeleitet, und er bat sie, ihn sofort zurückzurufen, dann legte er auf. Das passte nicht zu ihr.

Entspann dich. Sie ist in Begleitung einer Polizistin. Wer weiß, wodurch sie aufgehalten werden. Vielleicht gibt es ein Problem mit dem Gepäck, oder sie sind irgendwo etwas essen gegangen. Vielleicht ist auch ihr Akku leer ... Trotzdem wurde er das Gefühl nicht los, dass etwas nicht stimmte. Er drückte die Kurzwahltaste für Montoya, der noch vor dem zweiten Klingeln dranging.

»Hab deinen Anruf bekommen«, sagte Bentz. »Ich habe gerade mit Hayes gesprochen. Hab ihm Informationen bezüglich der Besitzerin des silbernen Chevy geschickt: Yolanda Salazar. Ein Verwandter hat ihr den Wagen bar verkauft. Sie hat ihn nie umgemeldet, aber der eigentliche Knackpunkt ist: Ihr Mädchenname lautet *Valdez*. Sie ist Marios große Schwester.«

»Was? Machst du Witze? Mario Valdez' Schwester«, wiederholte Bentz perplex. An

Montoyas Stimme erkannte er, dass dieser ihn keineswegs auf den Arm nahm. Binnen Sekunden war er wieder in der dunklen Gasse, jemand richtete eine Pistole auf Trinidad ...

Ein silberner Mondstrahl auf dem schwarzen Lauf.

Er geriet in Panik.

»Polizei. Lassen Sie die Waffe fallen!«, rief er.

Doch der Kerl ließ die Waffe nicht fallen.

Er schießt! Er wird Trinidad abknallen!

Bentz drückte ab.

Und der vermeintliche Schütze ging zu Boden …

Jetzt noch, zwölf Jahre später, war dieser fatale Augenblick unauslöschlich in Bentz' Gedächtnis eingebrannt. Die Erleichterung, seinem Partner das Leben gerettet zu haben, war bald nacktem Entsetzen gewichen, als er feststellte, dass der Schütze noch ein Kind war, ein Junge mit einer Spielzeugpistole. Es war ein Alptraum, den Bentz nie ganz verwinden würde. »Ach du liebe Güte«, sagte Bentz halb zu Montoya, halb zu sich selbst.

»Sie wohnt in Encino«, fuhr Montoya fort. »Ich habe sämtliches Material per Fax und E-Mail an Hayes geschickt, es müsste inzwischen da sein.«

»Gut. Danke.«

Yolanda Valdez. Er legte auf. Während er im Gang auf und ab ging, versuchte er, sich an die ältere Schwester zu erinnern. Die Familie hatte drei Kinder gehabt. Mario war der Jüngste, Yolanda um einiges älter, zum Zeitpunkt des Unfalls etwa zwanzig. Und dann noch ein Bruder ... wie hatte der bloß geheißen? Franco? Frederico? Oder ... nein, Moment ... Fernando, das war der Name. Aber Bentz konnte sich nicht daran erinnern, dass Yolanda ausgesehen hatte wie Jennifer ... nein, das ergab keinen Sinn. Salazar? War sie nicht bereits verheiratet gewesen? Sie hatte doch anders geheißen! Er versuchte, sich an ihren damaligen Nachnamen zu erinnern, aber er war ihm entfallen. Jetzt hieß sie Salazar? Rick überlegte hin und her, versuchte, Schlüsse zu ziehen. Etwas passte nicht. Er rief noch einmal Montoya an. Als sein Partner dranging, erzählte ihm Bentz von seiner Befürchtung. »Ich glaube, sie war damals mit jemand anderem verheiratet. Sie hieß nicht Salazar, sondern hatte einen englischen Namen ... Johns, nein, so auch nicht. Kannst du das noch einmal überprüfen?«

»Alles klar, wenngleich ich überall nur auf diese beiden Namen gestoßen bin, Valdez und Salazar. Aber ich grabe weiter.«

»Danke.«

Beunruhigt legte Bentz auf. Er machte einen Bogen um zwei Beamte, die sich auf dem Gang unterhielten, und ging wieder ins Dienstzimmer, wo Hayes inmitten von Papieren an seinem Schreibtisch saß. Montoyas E-Mail war angekommen. »Schau mal.« Hayes zeigte Bentz das Führerscheinfoto von Yolanda Salazar. »Glaubst du, das ist deine Jennifer?«

»Darauf würde ich nicht wetten.« Bentz rieb sich kopfschüttelnd die Bartstoppeln. »Ich habe keine Ahnung, welcher Zusammenhang zwischen dieser Frau und der Jennifer besteht, die mich verfolgt hat.«

»Wir müssen wohl noch ein bisschen tiefer schürfen, aber jetzt werden wir erst mal in der Pathologie erwartet.« Er deutete auf die Unterlagen. »Nimm die mit. Wir müssen los und unsere Springerin identifizieren.« Bentz folgte Hayes zum Parkplatz und versuchte, unterwegs die Informationen zu lesen, die Montoya geschickt hatte. Die Straßenlaternen verströmten bereits ihr blassblaues Licht. »Hat jemand was von Petrocelli gehört?«, erkundigte sich Bentz, als bei sie Hayes' 4Runner ankamen. »Noch nicht.«

»Mir gefällt das nicht«, sagte Bentz und kletterte

auf den Beifahrersitz.

Mit einer Hand tippte Hayes eine Nummer in sein Mobiltelefon, mit der anderen ließ er den Motor an. »Hi, Sherry. Hier Hayes. Ich frage mich, was euch aufhält. Ruf mich auf dem Handy an.« Er legte auf. »Ich weiß auch nicht, was da los ist. Sie geht nicht dran.«

Bentz warf ihm einen Blick zu. »Das Beste, was das LAPD zu bieten hat?«

»Sie ist bestimmt da, wenn wir zurück sind.«

»Das sollte sie tunlichst. Und zwar mit meiner Frau.« Bentz starrte durch die Windschutzscheibe. Jonas fuhr vom Parkplatz und fädelte sich in den Verkehr ein. Wo zur Hölle war Olivia?

In Sicherheit. In Begleitung einer zuverlässigen Polizeibeamtin. Entspann dich.

Er wählte noch einmal ihre Nummer, doch wieder wurde er direkt an die Mailbox weitergeleitet. Angst überkam ihn, und er stöhnte leise auf.

In der Pathologie lief Bentz unruhig auf und ab und wappnete sich innerlich gegen den Anblick der Leiche, die Hayes vom Coroner zur Besichtung fertigmachen ließ. Er hatte sich nie an diese Situation gewöhnen können, und ihm wurde immer leicht übel, wenn er sich mit dem Tod konfrontiert sah. Doch das

versuchte er vor seinen Kollegen zu verbergen. Wenn andere Cops davon Wind bekommen hätten, wäre er immer damit aufgezogen worden. Dennoch hatte er die Prozedur oft genug mitgemacht, um zu wissen, wie sie ablief. In dem Augenblick rollte eine Assistentin eine mit einem Laken bedeckte Bahre herein und warf einen Blick auf das Zehenetikett, um sicherzugehen, dass es sich um die richtige Kandidatin handelte. »Bist du bereit?«, fragte Jonas.

Bentz riss sich zusammen. »Ja.« Eine Lüge, natürlich. »Ich weiß nicht, wie sie heißt«, erinnerte er Hayes. »Das macht nichts. Sag mir nur, ob es sich um dieselbe Frau handelt.«

Bentz nickte, und Hayes bedeutete der Assistentin, das Tuch zur Seite zu schlagen.

Da lag sie, mit dem Gesicht nach oben, reglos, die Haut bläulich. Bentz fühlte, wie ihm die Galle hochstieg, und er riss ungläubig den Mund auf.

Nicht etwa Jennifer lag auf dem Stahltisch.

Stattdessen blickte er in das leblose Gesicht von Fortuna Esperanzo.

31

»Das ist nicht >Jennifer<«, presste Bentz hervor.

Seine Angst und Verwirrung wuchsen. Was zum Teufel ging hier vor? Fortuna tot? O verdammt! Hayes' Kopf fuhr herum, und er starrte Bentz fassungslos an. »Wie bitte?«

»Das ist nicht die Frau, hinter der ich her war. Das hier ist Fortuna Esperanzo. Jennifer hat mit ihr zusammen in einer Kunstgalerie in Venice gearbeitet.«

»Mit dieser Frau?« Hayes deutete auf den Leichnam. »Ja!« Bentz lehnte sich gegen die Wand und schloss für einen Moment die Augen, nur um sie sofort wieder zu öffnen und sich immer noch in diesem Alptraum wiederzufinden. Hayes rieb sich die Stirn, Enttäuschung und Erschöpfung waren ihm deutlich anzumerken. »Kein Wunder, dass ich sie nicht erreichen konnte.«

»Sind Sie sicher, dass das die Frau ist, die man aus dem Ozean gefischt hat?«, fragte Bentz die Assistentin. »Absolut. Sie riecht immer noch nach Salzwasser«, antwortete sie. »Wir wissen noch nicht, woran sie gestorben ist. Erst nach der Autopsie.«

Entmutigt fuhr sich Bentz mit der Hand durchs Haar. »Was hat sie angehabt?«, fragte er an die Assistentin gewandt. »Haben Sie ihre Sachen?«

»Ich glaube ... lassen Sie uns mal nachsehen.« Sie

überflog ihr Klemmbrett. »T-Shirt, Größe S, ärmellos. Rosa. Shorts. Größe vierunddreißig. Weiß. Weiße Unterhose, ein hautfarbener BH. Körbchengröße B. Keine Schuhe. Kein Schmuck.«

»Mist.«

»Was?«

»Das Outfit. Genau dasselbe, was die Frau anhatte, die ich verfolgt habe. Ich weiß natürlich nicht, welche Unterwäsche sie getragen hat, aber sie hatte definitiv ein ärmelloses rosafarbenes T-Shirt und weiße Shorts an. Jemand hat das gewusst. Der Mörder. Er oder sie hat das gewusst.«

»Glaubst du, Jennifer ist der Killer?«

»Wie das?«

»Wer denn sonst?«

»Wenn ich das doch verdammt noch mal wüsste!« Eine Welle der Übelkeit stieg in Bentz hoch, und er wandte sich ab. »Lass uns mit Yolanda Salazar reden und herausfinden, was sie weiß. Vielleicht kann sie einen Zusammenhang herstellen zwischen Fortuna Esperanzo und der Frau, die von der Aussichtsplattform gesprungen ist.« Er ging bereits Richtung Ausgang. Eine tiefe, lähmende Furcht packte ihn. Olivia, wo um Himmels willen steckte sie? Was, wenn sie tot war? Er wandte sich zu Hayes

um und sagte: »Aber zuerst halten wir am Parker Center und sehen nach, ob meine Frau eingetroffen ist.«

Ich stehe an Deck meines Bootes, meine kostbare Fracht unter mir, und kann den aufgeregten Schauer, der mich durchrieselt, nicht unterdrücken. Alles läuft einfach perfekt.

Und das habe ich ganz bestimmt nicht dieser Olivia zu verdanken.

Als wir vom Flughafen fortfuhren, blickte »Liwie« auf die Straßenschilder, was Sorge in mir aufkommen ließ. Was, wenn sie sich doch besser in der Stadt auskannte, als sie behauptet hatte? Sie zwang mich dazu, früher zu handeln als geplant. Ich konnte einfach nicht riskieren, dass sie etwas merkte und telefonieren wollte. Ich musste das Überraschungsmoment für mich nutzen.

Sobald wir das Flughafengebiet hinter uns gelassen hatten, bremste ich vor einer gelben Ampel ab und nieste. »Oh, könnten Sie mir bitte ein Taschentuch geben?«, fragte ich sie. Die Ampel wurde rot, und ich hielt an. »Dort in dem Fach?«

»Sicher.« Sie öffnete das Handschuhfach und begann, zwischen den Karten und Servietten zu

suchen, die ich dort hineingestopft hatte. Sie bemerkte nicht, dass ich meinen treuen kleinen Pomeroy-Elektroschocker hervorgezogen hatte, den ich bei Craigslist erworben hatte, unter falschem Namen, versteht sich. »Oh, da haben wir die Taschentücher ja«, sagte sie.

Ich drückte auf die automatische Türverriegelung, setzte blitzschnell die Elektroden an ihren Nacken und betätigte den Abzug. Sie riss den Mund auf. Vor Schreck traten ihre Augen hervor. Dann reagierte ihr Körper, und sie verlor die Kontrolle über ihre Gliedmaßen. Sie schnappte nach Luft. Jetzt wurde es kniffelig, schließlich saß ich im Auto hinter dem Lenkrad. Ich griff in meine Handtasche, zog ein Stück Klebeband heraus und presste es auf ihren offenen Mund. Dann nahm ich Sherrys Handschellen und legte sie um ihre Handgelenke. Alles musste schnell gehen, und ich hatte weder die Zeit noch die Möglichkeit, ihr die Arme hinter dem Rücken zu fesseln, also schloss ich die Hände in ihrem Schoß zusammen.

Das Arschloch von Fahrer hinter mir drückte auf die Hupe seines Porsche. Die Ampel war auf Grün gesprungen. »Nimm eine Beruhigungstablette, du Scheißkerl«, murmelte ich und kümmerte mich nicht

weiter darum. Olivia starrte mich an, ihr Mund bewegte sich hinter dem Klebeband. Wieder drückte der selbsternannte Dale Earnhardt auf die Hupe, dann zog er mit quietschenden Reifen an mir vorbei, wobei er mich mit allerhand unflätigen Gesten bedachte. Liebend gern wäre ich dem schnittigen Wagen hintendrauf gefahren und hätte mir den Fahrer zur Brust genommen, aber ich riss mich zusammen. Ich hatte schon genug am Hals.

Als Olivia - oh, Pardon, »Liwie« - außer Gefecht gesetzt war, trat ich aufs Gas und raste zu dem künstlich angelegten Hafen, nur etwa sechs Kilometer vom Flughafen entfernt. Neben dem bekannten Yachtclub gab es dort zahlreiche Ankerplätze für Freizeit- und sonstige kleine bis mittelgroße Boote. Dass Olivias Flugzeug Verspätung hatte, hatte mich ganz schön in zeitliche Bedrängnis gebracht. Ich würde Anrufe bekommen. Ich musste ihr einen weiteren Elektroschock verpassen, um sie fesseln zu können. Dann zerrte ich sie aus dem Auto, steckte sie in einen Schlafsack und schaffte sie aufs Boot, was nicht einfach war. Sie wog einige Kilo mehr, als ich gedacht hatte.

Jetzt, auf dem Deck, Olivia sicher unter mir im Frachtraum, ist mir leichter zumute. Die Aufregung

lässt mich erschauern, und ich frage mich, ob Rick Bentz auch nur die leiseste Ahnung hat, dass sich sein Schatz nicht mit ihm treffen wird. Dass er sie nie wiedersehen wird. »Ha!«, murmele ich vor mich hin und hoffe, dass er vor Angst vergeht.

Olivia ging immer noch nicht dran.

Bentz befahl sich, nicht in Panik auszubrechen, aber selbst Hayes fing an, sich Sorgen zu machen. Er hatte Bledsoe vom Wagen aus angerufen und ihn gebeten, eine Einheit nach Venice zu schicken, die Fortuna Esperanzos Haus abriegeln und durchsuchen sollte. Die Galerie würden sie sich vornehmen, sobald diese am nächsten Morgen öffnete. Er hatte auch mit Tally White telefoniert, die ausgesprochen lebendig, aber zu Tode verängstigt war. Die offenbar systematischen Morde hatte sie so in Panik versetzt, dass sie für den nächsten Vormittag einen Flug nach Portland, Oregon, zu ihrer Schwester gebucht hatte.

Als sie ins Parker Center eilten, entdeckte Bentz Riva Martinez, die immer noch an ihrem Schreibtisch arbeitete. »Bledsoe und Trinidad sind unterwegs nach Venice«, teilte sie Hayes mit und drehte ihr rotes Haar am Hinterkopf zu einem Knoten, den sie mit einem Schildpattkamm feststeckte. »Die

Streifenbeamten haben schon den Tatort gesichert.«

»Wenn es sich um einen Tatort handelt.« Bentz' Kiefer war steinhart. Drei tote Frauen, seit er in Los Angeles eingetroffen war, außerdem der Mord an den Springer-Zwillingen. Und jetzt ... Olivia?

Die Furcht höhlte ihn innerlich aus, doch er durfte, *wollte* sich nicht davon überwältigen lassen. »Meine Frau ist immer noch nicht hier?«, fragte er. Martinez zuckte die Achseln. Diesmal zeigte sich ein Anflug von Besorgnis in ihren dunklen Augen. »Ich habe Petrocelli angerufen, aber sie meldet sich nicht.« Ihre Augenbrauen zogen sich zusammen, als sie auf ihren Monitor blickte, auf dem ein Bild von Shana McIntyres Leichnam erschien.

Bentz musste sich abwenden. Im Leichenschauhaus war es schon schlimm genug gewesen, und noch schlimmer war es, sich vorzustellen, dass seine Frau diesem oder dieser Irren in die Hände gefallen war, der Shana, Lorraine und jetzt auch noch Fortuna umgebracht hatte. »Ich habe mit Petrocelli vor etwa ...« - Hayes blickte auf seine Uhr - »vier Stunden zuletzt telefoniert. Sie wusste, dass der Flug Verspätung hatte, doch sie sagte, sie wolle rechtzeitig zum Flughafen fahren.«

»Vier Stunden sind eine lange Zeit.« Martinez griff

nach der Jacke, die sie über ihre Stuhllehne geschleudert hatte. »Ich hab schon eine Fahndung nach Petrocellis Wagen rausgegeben, wollte lieber auf Nummer sicher gehen.«

»Gute Idee«, stimmte Hayes zu.

Bentz fühlte, wie ihm die Zeit davonlief, wertvolle Sekunden, die für Olivia den Unterschied zwischen Leben und Tod bedeuten konnten. »Wir müssen sie finden!«

»Wir werden sie finden«, versicherte Hayes ihm. Doch Bentz war nicht überzeugt. Er fühlte sich rastlos, wollte etwas tun, irgendetwas, anstatt nur zu warten. Gott, wenn Olivia seinetwegen in Gefahr war, wegen dieses Jennifer-Fiaskos ...

Er rief seine Tochter an und spürte, wie seine Knie nachgaben, als Kristi dranging. »He, Dad, bist du zu Hause?«

»Noch nicht.« *Ach Kristi, ich wünschte, ich wäre es. Zu Hause in Louisiana bei Olivia. Meine Güte, was habe ich mir nur dabei gedacht?* »Jagst du immer noch Gespenster?«

»Ich glaube, ja.« Er erzählte ihr nichts von Olivia, wollte sie nicht beunruhigen. Im Grunde hatte er sich nur vergewissern wollen, dass Kristi in Sicherheit war, dass er nicht seine ganze Familie in Gefahr

gebracht hatte.

Nur Olivia.

Der Gedanke, dass sie sich womöglich im Augenblick in den Händen eines Mörders befand ... Trotz der Angst, die an ihm nagte, gelang es ihm, sich weiter mit seiner Tochter zu unterhalten. Nachdem er aufgelegt hatte, rief er die Fluggesellschaft an. Er wurde weiterverbunden, und nach einer kurzen Auseinandersetzung über die Rechtlichkeiten teilte man ihm mit, dass Olivia in dem Flugzeug gesessen hatte, das schon vor Stunden gelandet war. Bentz fand alles bestätigt, was Olivia ihm am Telefon erzählt hatte. Mehr konnte ihm die Fluggesellschaft auch nicht sagen. Olivia war auf dem Weg vom Flughafen hierher verschwunden.

»Am Flughafen gibt es Überwachungskameras«, sagte Bentz zu den anderen Detectives. »An den Ein- und Ausgängen sowie in der Gepäckausgabe. Ich will die Bänder sehen.«

»Die kriegen wir. Wenn wir Petrocelli nicht ausfindig machen«, sagte Hayes.

Bentz wusste nicht, ob er die Warterei aushalten würde - zu oft schon war in seinem Leben jemand, den er liebte, in Gefahr gewesen. Es war nicht das erste Mal, dass er halb krank vor Sorge um Olivia

war. Er durfte nicht zulassen, dass ihr etwas zustieß.

Und er durfte nicht einfach hier herumsitzen und darauf warten, dass andere Leute das Heft in die Hand nahmen. »Komm«, sagte er an Hayes gewandt. »Wir sollten uns mit Yolanda Salazar unterhalten.«

»Das musst du mir nicht sagen. Ich bin bereits dabei, einen Haftbefehl zu erwirken. Aber *du* sprichst mit niemandem. Das ist unser Fall, und du hast hingegen ein ganz persönliches Hühnchen zu rupfen.«

»Darauf kannst du wetten! Meine Frau wird vermisst!«

»Ich spreche von dem tödlichen Schuss. Das Department hat sich mit den Angehörigen von Mario Valdez geeinigt, und ich halte es für unklug, wenn du mit ihnen aneinandergerätst. Es wäre mir sehr recht, wenn sie nicht wüssten, dass du dabei bist. Zumindest so lange nicht, bis wir wissen, woran wir sind. Wenn du an der Vernehmung teilnimmst, dann als Beobachter. Du kennst die Regeln - du musst dich nur daran halten.«

»Deine Regeln.«

»Ach Scheiße, Mann. Ich bin froh, dass du mitfährst, aber es ist mein Zuständigkeitsbereich. Mein Fall. Und, du hast recht, meine Regeln.« Er

warf Bentz einen unnachgiebigen Blick zu. »Kommst du jetzt mit oder nicht?«

»Das würde ich mir um nichts in der Welt entgehen lassen«, sagte Bentz sarkastisch.

Er gab sich alle Mühe, ruhig zu bleiben, sich nicht den schlimmsten Fall auszumalen, und kletterte auf den Rücksitz des 4Runner. Hayes fuhr, Martinez saß auf dem Beifahrersitz.

Wieder warf er einen prüfenden Blick auf sein Handy: kein Anruf. Keine SMS. Nichts. Er versuchte, einen Sinn in die Ereignisse des Nachmittags zu bringen, doch vergeblich. »Irgendwelche Fingerabdrücke oder Hinweise in dem silbernen Chevy?«, erkundigte er sich. »Das wissen wir noch nicht«, gab Martinez zu. Wie zum Teufel hatte Fortuna Esperanzo im Pazifischen Ozean landen können, so nahe am Devil's Caldron? Wieder und wieder rief er sich »Jennifers« Sprung ins Gedächtnis. Wie sie sich von der Brüstung abgestoßen hatte, durch die Luft geschnellt und dann aus seinem Blickfeld verschwunden war. Wie war das möglich?

Er versuchte, sich Szenarien auszumalen, die des Rätsels Lösung sein könnten, und wenn auch nur, um sich von der einen Frage abzulenken, die ihm

unablässig im Kopf hämmerte:

Wo zum Teufel war Olivia?

Olivia war so erschöpft, dass sie sich kaum bewegen konnte.

Außerdem war sie zu Tode verängstigt, in dieser Dunkelheit, in einem stinkenden Verschlag, einer Art Käfig tief im Innern des Bootes.

Diese Irre - Petrocelli oder wie auch immer sie hieß - hatte vor, sie zu töten. Weil sie mit Rick verheiratet war. Und die anderen Frauen waren tot, weil sie ihren Ehemann gekannt hatten.

Nein. Das stimmte nicht ganz. Alle toten Frauen hatten *Jennifer* gekannt, eine Frau, der Olivia nie begegnet war. *Sie waren umgebracht worden. Ermordet. Und das wird dir auch passieren, wenn du nicht einen Weg hier raus findest.*

Ihre Gliedmaßen waren nicht zu gebrauchen, ihr Kopf drehte sich. Obwohl sie bei Bewusstsein war und die Augen weit aufgerissen hatte, wollte ihr Körper einfach nicht gehorchen. Es war, als wäre ihr Gehirn komplett von ihren Muskeln abgekoppelt, als schickten ihre Synapsen falsche Signale.

Wie hatte sie nur so dumm sein können, dieser Frau zu vertrauen? Warum hatte sie die Dienstmarke nicht

sorgfältiger geprüft? Mit Sicherheit arbeitete ihre durchgeknallte Entführerin nicht wirklich für das LAPD. Woher willst du das wissen? Auch Cops können durchdrehen, und Petrocelli ist möglicherweise eine Psychopathin.

Gleichgültig. Wer immer ihre Entführerin war, sie hatte vor, sie zu töten.

Als sie sie aus dem Wagen gezerrt und in den Schlafsack gesteckt hatte, hatte Olivia einen flüchtigen Blick auf eine dunkle Straße und hoch aufragende Gebäude werfen können. Die Gegend roch nach Fisch. Sie hatte gehört, wie die Frau ächzte und schnaufte, als sie Olivia auf eine Art Karre hievte. Eine Karre mit mindestens einem quietschenden Rad. Olivia hatte versucht zu schreien, mit Armen und Beinen zu rudern, um ihre Angreiferin zu treffen oder die Aufmerksamkeit eines Passanten zu erregen. Doch ihr Hirn war nicht in der Lage gewesen, ihre Gliedmaßen in Bewegung zu setzen, ihre Muskeln zum Gehorsam zu zwingen. Die Elektroschocks hatten sie völlig außer Gefecht gesetzt. Sie dachte an das Baby in ihrem Bauch ... Hatte es die Stromstöße überlebt? Es tut mir leid, dachte sie, es tut mir so leid.

Die Karre rumpelte und schlingerte - Olivias Entführerin schnaufte, als sie sie über den unebenen

Boden schob. Olivia horchte und hörte das Dröhnen eines Jets über sich, dann ein Schiffsnebelhorn.

Sie versuchte, ihre Gedanken zusammenzunehmen, um herauszufinden, wo sie war, doch es war so dunkel, so beengend, so verdammt heiß in dem Schlafsack, dass ihr selbst das Atmen schwerfiel.

Denk nach, Olivia. Gib nicht auf. Du hast schon einmal in der Klemme gesessen, und sobald die Wirkung der Elektroschocks nachlässt, kannst du deine Hände gebrauchen. Wenigstens sind die Handschellen vorn. Gib nicht auf. Lass dich von der Angst nicht lähmen. Denk an das Baby, an Rick. Du darfst nicht aufhören zu kämpfen. *Reiß dich zusammen. Es muss einen Ausweg geben!*

Der Boden unter der Karre veränderte sich, die Räder rollten jetzt sanfter. Dann wurde sie hochgehievt und, immer noch im Schlafsack, auf einen harten Untergrund gewälzt, bevor man sie eine steile, enge Treppe hinunterzerrte. Es bedurfte ihrer ganzen Willenskraft, sich leicht zu krümmen und mit schwachen Armen ihren Bauch zu schützen. Ihr Baby zu schützen ...

»War besser, du würdest ein paar Pfund abnehmen«, murmelte die Frau.

Am Fuß der Treppe angekommen, wurde Olivia

noch ein Stück weitergeschleift und dann auf dem Fußboden abgelegt. Durch die dichten Fasern des Schlafsacks roch sie etwas Beißendes, Fauliges ... Urin?

»Willkommen daheim«, spottete die Frau in selbstgefälligem Ton. Sie keuchte vor Anstrengung. Olivia vernahm das Klimpern von Metall. Schlüssel? Sie horchte angestrengt, während sie sich zum oberen Ende des Schlafsacks vorarbeitete. Fieberhaft folgten ihre widerspenstigen Finger, zusätzlich behindert durch die Handschellen, dem Reißverschluss bis zum Zipper und zogen ihn langsam nach unten. Wieder und wieder rutschten die Finger ab, noch immer reagierte ihr Körper nicht richtig auf die Anweisungen ihres Gehirns, und sie stand kurz davor, in Panik auszubrechen.

Gib nicht auf. Mach weiter. Die Wirkung des Elektroschockers hält nicht mehr lange an.

Mit einem festen Ruck am Zipper zwang sie die ineinander verhakten Krampen auseinander. Der Reißverschluss öffnete sich.

Die Frau, die Olivias mitleiderregende Versuche, sich zu befreien, beobachtet hatte, lachte. Doch Olivia würde sich nicht kampflos ergeben.

Sie zerrte weiter am Zipper, bis ein starker

Uringeruch in ihre Nase drang. Der Schlafsack öffnete sich, und im Licht einer einzelnen Lampe, die alles in ein unheimliches Gelb hüllte, erkannte Olivia, dass sie sich im Frachtraum eines Bootes befand, in einer Art Käfig mit Stahlstreben vom Boden bis zur Decke. Ein Käfig für Tiere, dem Geruch und den Strohresten nach zu urteilen, die zwischen den Bodenplanken steckten. Ein leerer Eimer stand in einer Ecke neben einem Krug mit Wasser. Offenbar für mich, dachte Olivia und gefror innerlich zu Eis.

Der einzige Zugang zum Käfig war eine Tür, die die Frau soeben abschloss. *Klick.* Für Olivia klang dieses Klicken wie das Läuten von Totenglocken.

»Dumme Kuh«, sagte die Frau und nahm die blonde Perücke ab. »Mach's dir bequem, du wirst eine Weile hierbleiben.«

Gut. So war Olivia wenigstens allein, um ihre Flucht zu planen.

Als hätte die Frau ihre Gedanken gelesen, sagte sie: »Ach ja, du kannst dir noch so viel Mühe geben, deinen Knebel abzureißen, du kannst dir auch gern die Lungen aus dem Hals schreien - es wird dir nichts nutzen. Hier unten hört dich keiner.«

Sie lächelte selig. Nacktes Entsetzen rumorte in Olivias Brust. Wie lange wollte diese Wahnsinnige

sie hier festhalten? Einen Tag? Zwei? Eine Woche? Für immer? Und was dann? Mit Sicherheit handelte es sich nicht um eine Entführung, der eine Lösegeldforderung folgen würde. Nein. Olivia kannte die brutale Wahrheit: Die Frau hatte vor, sie umzubringen. Sie und ihr Baby. Es war nur eine Frage der Zeit.

»Ich frage mich, was dein Mann macht, Olivia. Ob er schon mitbekommen hat, dass du verschwunden bist.« Dieser Gedanke schien die Frau zutiefst zu befriedigen. Olivia hätte sie am liebsten in Stücke gerissen. Aber sie musste sich zwingen, sich mit dieser Irren auseinanderzusetzen.

»Oh, ich verstehe«, sagte die Durchgeknallte. »Du glaubst, er ist ein Held. Hat sich in New Orleans einen Namen als Star-Detective gemacht, hab ich recht? Hat alle hinters Licht geführt, jeden Einzelnen.« Sie wirkte jetzt aufgewühlt, erbost, ihre Augen glitzerten vor Hass. »Ich will deinen Traum, mit deinem Ehemann glücklich bis ans Ende eurer Tage leben zu können, ja nicht zerstören, aber die Wahrheit ist: Rick Bentz ist ein Scheißkerl. Ein abgehalfterter Cop, noch dazu nicht mal ein guter. Er hat ein Kind abgeknallt, hat er dir das erzählt?« Sie zog die Augenbrauen hoch und genoss es offenbar,

Bentz vor Olivia schlechtzumachen.

»Dein Mann ist ein Verlierer, Olivia. Und du? Dein Pech ist bloß, dass du ihn geheiratet hast. Und willst du wissen, warum? Weil er ein solcher Mistkerl ist, dass *du* dafür bezahlen musst. Du und die anderen.«

Sie warf einen Blick auf die Uhr und fluchte. Dann blickte sie sich kurz im Frachtraum um, nahm einen Benzinkanister aus dem Unrat und lächelte. »Ach, da hatte ich ihn versteckt.«

Olivias Angst verwandelte sich in nacktes Entsetzen. Diese Wahnsinnige würde das Boot anzünden! Während sie in der Falle saß!

»Nein«, haspelte Olivia hinter dem Klebeband. »Nein!« Voller Zorn hob sie die Hände zum Gesicht und knibbelte daran, bis sich eine Ecke löste. Dann zwang sie ihre Finger, ihr zu gehorchen, und riss sich das Band vom Mund. Hautfetzen von Wangen und Lippen blieben daran kleben. »Nein!«, rief sie wieder, doch die Frau ignorierte ihr Flehen und lief die Treppe hinauf. Ihre Schritte klapperten auf den Metallstufen. *O Gott!*

»Tun Sie das nicht!«, schrie Olivia.

Oben angekommen, blieb die Frau einen Augenblick lang zögernd stehen. Überlegte sie es sich vielleicht anders? »Bitte«, jammerte Olivia

verzweifelt. Doch dann hörte sie die Verrückte sagen: »Leck mich!« Außer sich vor Angst, rüttelte Olivia laut schreiend an der Käfigtür, in der Hoffnung, dass diese aufsprang, doch vergeblich. »Bitte nicht!« Die Frau löschte das Licht.

Der Frachtraum mit Olivias Gefängnis wurde schlagartig pechschwarz. Eine Tür schlug zu.

Tränen liefen über Olivias Gesicht. Sie wartete auf das Platschen von verschüttetem Benzin, auf das schreckliche Ratschen eines Streichholzes, welches es in Flammen setzte. Doch es blieb still.

32

Es wird eine lange Nacht, dachte Hayes auf dem Weg nach Encino. Bentz und Martinez starrten in die vorüberziehende Landschaft, auf die sich rasch die Dämmerung herabsenkte. Hayes rief Corrine an. Corrine hatte gewusst, dass er spät arbeiten würde, und ihm deshalb vorgeschlagen, anschließend auf einen Sprung bei ihr vorbeizukommen. An und für sich eine gute Idee, doch im Augenblick hatte er keinen blassen Schimmer, wann er fertig sein würde, weshalb er ihre Verabredung absagte. »Du machst *schon wieder* Überstunden?«, fragte sie gereizt, und

er hoffte, die anderen im Wagen würden es nicht mitbekommen. »Dann verschieben wir es eben auf ein andermal. Schon wieder.«

Corrine war sauer, aber er konnte es nicht ändern. Er hasste es, in Anwesenheit anderer Cops private Telefongespräche zu führen, selbst wenn Martinez und Bentz taktvoll zur Seite blickten. Es war einfach unangenehm, vor allem da Corrine früher einmal mit Bentz zusammen gewesen war, doch wenn er an einem Fall arbeitete, blieb ihm keine andere Wahl.

Genau so etwas passiert, wenn man kein eigenes Leben hat, dachte Hayes und nahm die Ausfahrt nach Encino. »Hoffentlich sind Yolanda und Sebastian Salazar zu Hause«, sagte er. Ein paar Blocks vom Ventura Boulevard entfernt standen kleine, einstöckige Häuser aus der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, mit großen Gärten, deren Rasenflächen langsam braun wurden.

Die Salazars wohnten auf einem Eckgrundstück. Ihr Haus war in einem hellen Farbton gestrichen, der im bläulichen Licht der Straßenlaterne grau wirkte. Der Garten war von einem hohen Maschendrahtzaun umgeben, ein Schild verkündete: WARNUNG VOR DEM HUND. »Großartig.« Martinez drückte sich in den Vordersitz. »Ich hasse Hunde.«

Hayes runzelte die Stirn. »Wieso?«

»Bin als Kind mal gebissen worden. Harriet, der Dackel des Nachbarn. Scheußliches kleines Biest.«

»Du kannst doch nicht alle Hunde über einen Kamm scheren.«

»Wetten, doch?«, sagte sie, als Hayes den Motor abstellte.

»Sie riechen Ihre Angst, Martinez«, behauptete Bentz. »Solange Sie sich vor ihnen fürchten, werden Sie nicht in der Lage sein, sich ihnen zu nähern.«

»Das ist ganz in meinem Sinne«, gab sie zurück. »Ich bin froh, auf Distanz bleiben zu können.« Noch bevor sie die Türen des Toyota geöffnet hatten, fing besagter Hund zu bellen an und fletschte auf der anderen Seite des Zauns die Zähne. Die aufgebrachte Kreatur war schwarz und hellbraun, mit einem Kiefer in der Größe von Arkansas. Ein Rottweilermischling, vermutete Hayes. »Oh, dieser ist ja ein richtiges Schätzchen.« Martinez' Hand verharrte reglos über dem Türgriff. »Nennen wir ihn einfach Fluffy.«

Hayes blickte in den Rückspiegel und sah, dass sich Bentz zum Aussteigen anschickte.

»Denk nicht mal daran«, warnte er seinen ehemaligen Kollegen. Er durfte Bentz nicht ungebremst auf die Salazars loslassen. Was Hayes

anging, so fungierte Bentz lediglich als Berater, und das war's. Obwohl er anderer Meinung war als Andrew Bledsoe und Dawn Rankin, die Bentz unterstellten, auf irgendeine Art und Weise in die Morde verwickelt zu sein, konnte er nicht zulassen, dass Bentz für das LAPD ermittelte. Bentz stand nicht mehr auf der Gehaltsliste, und seine Einmischung würde den Nachforschungen möglicherweise ernsthaft schaden. Vermutlich hätte er ihn gar nicht mitnehmen sollen, doch Hayes hatte sich erkenntlich zeigen wollen. Immerhin war Bentz bislang der Einzige, der bei den Ermittlungen wirkliche Fortschritte vorzuweisen hatte. Hayes hatte kaum einen Blick auf den Garten geworfen, da veranstaltete der Hund einen Krawall, der Tote geweckt hätte. Von der Rückseite des Hauses ertönte eine Männerstimme: »Rufus! Aus!«

Rufus schenkte dem keine Beachtung und geriet stattdessen noch mehr aus dem Häuschen, rannte geifernd im Kreis und hörte nicht auf zu bellen. Dem fehlenden Rasen auf Rufus' Seite des Zauns nach zu urteilen, machte er das nicht zum ersten Mal.

»So viel zum Überraschungsmoment«, murmelte Bentz. Martinez musterte den Zaun. »Wir können nur hoffen, dass er hält.«

Als sie die Treppe zur Eingangsveranda hinaufstiegen, ging ein Licht über der Tür an, das die Betonstufen in gelbes Licht tauchte. Die Haustür öffnete sich. Hinter der Fliegengittertür erschien eine schlanke Frau mit langen dunklen Haaren, die ihr über die Schultern fielen. Sie trug ein weißes Tank-Top und eine orangefarbene Caprihose und wirkte sichtlich genervt.

Hayes erkannte Yolanda Salazar von dem Führerscheinfoto, das Montoya ihm zusammen mit weiterem Material geschickt hatte, auch wenn es ihr nicht gerecht wurde: In natura sah sie viel hübscher aus, sogar wenn sie schlecht gelaunt war.

»Kann ich Ihnen helfen?«, fragte sie, ohne zu lächeln. »Ich bin Detective Hayes vom Los Angeles Police Department, und das ist meine Partnerin Detective Martinez.« Sie zeigten ihre Dienstmarken. »Sind Sie Yolanda Salazar?« Ein leichtes Zögern, dann nickte die Frau kaum merklich. »Warum sind Sie hier?«

»Wir würden Ihnen gern ein paar Fragen stellen.«

»Worüber?« Im Bruchteil einer Sekunde wich ihr Ärger Furcht. »Fernando? Geht es um meinen Bruder? Oh, *dios,* sagen Sie nicht, er wurde verletzt oder steckt in Schwierigkeiten.« Sie bekreuzigte sich

schnell.

»Nein, darum geht es nicht«, versicherte ihr Hayes. »Wir müssen mit Ihnen über den Wagen, den silbernen Chevrolet Impala, Baujahr 1999, sprechen, der Ihnen gehört und auf Ramona Salazar zugelassen ist.«

»He, stimmt was nicht?« Ein Mann tauchte aus dem Innern des Hauses auf. Er war viel größer als Yolanda Salazar und ein wahres Muskelpaket, sein T-Shirt spannte sich über seinen breiten Schultern. Er trug eine tief sitzende Jeans. »Was ist los?«

»Polizei«, sagte sie und warf ihrem Mann einen besorgten Blick zu.

»Sind Sie Sebastian Salazar?«, fragte Martinez. »Korrekt.« Er hatte einen breiten Akzent. »Wir sind hier, um Ihrer Frau ein paar Fragen über ihr Auto zu stellen.«

Sebastian zuckte zusammen. Er drehte sich zu seiner Frau um und sagte in Schnellfeuergeschwindigkeit etwas auf Spanisch, das Hayes nicht verstand, doch vielleicht hatte Martinez etwas mitbekommen. »Können wir reinkommen?«, fragte Martinez. Die beiden Salazars blickten sich an, dann murmelte Sebastian etwas auf Spanisch und öffnete die Tür. »Bitte«, sagte er. Weiße Zähne

blitzten unter seinem dicken Schnurrbart auf. »Nehmen Sie Platz.«

Yolanda blieb an der Tür stehen und blickte neugierig hinaus. »Kommt Ihr Freund auch rein?«

Hayes sah über die Schulter und unterdrückte ein Stöhnen. Bentz war ausgestiegen und stand im Schein des Verandalichts am Maschendrahtzaun, wo er etwas Beruhigendes zu Rufus sagte, der endlich aufgehört hatte zu bellen. »Er bleibt lieber draußen«, sagte Hayes und versuchte, Yolanda Salazar von Bentz abzulenken. »Es tut mir leid, Sie zu belästigen, aber wenn Sie -«

»Augenblick mal.« Yolandas Augen waren plötzlich kalte, dunkle Kieselsteine, ihr Gesicht nahm einen finsteren Ausdruck an. »Sebastian!« Sie bedeutete ihm, zur Tür zu kommen, und sprudelte etwas auf Spanisch hervor. *»Bastardo!«,* zischte sie dann.

Hayes biss die Zähne zusammen, ihm war klar, worum es ging. Bentz.

Yolanda fuhr zu Hayes und Martinez herum. »Raus mit Ihnen! Sie bringen einen Kindermörder in mein Haus? Den *hombre,* der meinen Bruder getötet hat? Erschossen!« Anklagend wies sie hinaus auf die Straße. »Das ist der Cop, der Mario auf dem Gewissen hat, einen zwölf Jahre alten Jungen! Einen

Unschuldigen!« Ihre Oberlippe verzog sich vor Abscheu. »Gehen Sie jetzt«, beharrte sie. Und dann, zu Hayes' Entsetzen, stürzte sie zur Tür hinaus.

Bentz ging am Maschendrahtzaun auf und ab und telefonierte. »... ich glaube, ihr Name war Judd. Yolanda Judd«, sagte er eben zu Montoya, als Yolanda höchstpersönlich aus dem Haus gestürmt kam. Barfuß rannte sie über den Rasen des Vorgartens auf ihn zu. »Was tun Sie hier, Sie Kindermörder!«, schrie sie anklagend.

Hayes und Martinez waren ihr dicht auf den Fersen, gefolgt von dem riesigen Kerl.

»Ich ruf dich wieder an«, sagte er rasch zu Montoya und unterbrach die Verbindung.

»Können Sie uns nicht in Frieden lassen? Reicht es nicht, dass Sie meinen kleinen Bruder umgebracht und das Leben meiner Mutter ruiniert haben?«, schrie sie, als Bentz zu ihr herumfuhr. Sie spuckte ihm mitten ins Gesicht. Bentz ballte die Hände zu Fäusten. *Durchgedrehtes Miststück!* Nur mühsam gelang es ihm, seinen Zorn zu bändigen.

»Verschwinde!«, rief Hayes und scheuchte Bentz in dem schwachen Versuch, die Situation zu entschärfen, in Richtung Auto. »Mrs. Salazar, wir müssen Ihnen lediglich ein paar Fragen bezüglich

Ihres Autos stellen«, wandte er sich an Yolanda.

»Und warum ist *er* hier?« Sie deutete mit dem Finger auf Bentz, der sich das Gesicht abwischte. Ganz bestimmt nicht, um mich von dir beleidigen zu lassen, hätte Bentz am liebsten erwidert. »Wissen Sie, wo sich Ihr Wagen jetzt befindet?« Hayes trat zwischen Yolanda und Bentz.

»Bei Fernando ... oh, *dios*. Fernando! Wo ist er?« Ihre Wut schien sich in echte Besorgnis zu verwandeln. »Ich weiß es nicht, Mrs. Salazar. Aber wir haben Ihr Fahrzeug.«

»Wie?« Sie wirkte verblüfft.

»Es steht auf dem Parkplatz des Präsidiums. Wir untersuchen es auf Beweismittel.«

»Was für Beweismittel?«

»Es könnte mit drei Mordfällen in Verbindung stehen.«

»Wie bitte?« Sie starrte Bentz an, aber ihre Feindseligkeit war verflogen. »Mordfälle?«

»Richtig. Wer fährt den Wagen normalerweise?«

»Ich.«

Hayes blickte zur Auffahrt, wo ein Nissan-Pick-up mit Verdeck neben einem glänzenden Lexus geparkt war. »Und wer fährt die beiden?«

»Der Nissan gehört mir«, sagte Sebastian. Yolanda

warf ihm einen vernichtenden Blick zu. »Yolanda fährt den Lexus. Wir haben den Chevy als Zusatzwagen gekauft, weil Carlos uns ein gutes Angebot gemacht hat. Im Moment hat Fernando ihn ausgeliehen.«

»Er wohnt hier?«, erkundigte sich Martinez. Yolanda kniff missbilligend die Lippen zusammen, doch Sebastian nickte und antwortete: »Meistens.«

»Hat er noch ein anderes Fahrzeug?« Martinez hatte ein kleines Notizheft gezückt und schrieb mit. »Sein Blazer steht in der Werkstatt. Braucht ein neues Getriebe. Er hat sich noch nicht entschieden, ob der Wagen das wert ist.«

»Wo ist Fernando jetzt?«, fragte Martinez und riskierte einen Blick auf den Hund, der jetzt auf den Hinterbeinen an dem Maschendraht stand.

»Ich weiß es nicht.« Yolandas Augen huschten nervös die Straße entlang, als erwartete sie, dass ihr Bruder jeden Augenblick aufkreuzte.

»Ist er bei der Arbeit?«, hakte Martinez nach.

»In der Schule«, erklärte Sebastian und legte Yolanda seinen großen Arm um die Schultern. »Er besucht Abendkurse am Junior College. Wie meine Frau. Normalerweise kommt er nach seiner Schicht im Restaurant nach Hause, er arbeitet im Blue Burro,

aber heute nicht. Er hat angerufen und gesagt, er gehe direkt zur Schule.«

»Haben Sie eine Telefonnummer, unter der wir ihn erreichen können?«

»Nein!«, sagte Yolanda, offenbar erschrocken, aber Sebastian legte ihr eine Hand in den Nacken und massierte sie beruhigend, während er Martinez die Nummer nannte. »Verdammt noch mal, Sebastian!«, rief Yolanda und stieß seine Hand weg.

Ihr Mann ließ sich nicht aus der Fassung bringen. »Wenn er in Schwierigkeiten steckt, müssen wir das wissen.« Hayes wechselte das Thema. »Hat Fernando eine Freundin? Oder sonst jemanden, dem er den Wagen leihen würde?«

»Nichts Ernsthaftes«, sagte Yolanda.

Sebastian machte ein finsteres Gesicht. »Fernando kennt viele Mädchen. Aber ich habe keine Ahnung, ob er einem davon den Wagen geliehen hat. So dumm sollte er besser nicht sein, schließlich gehört der Wagen meiner Frau.«

»Kennen Sie eine Frau namens Jennifer Bentz?«, erkundigte sich Hayes. Als Yolanda die Achseln zuckte, fuhr er fort: »Lassen Sie uns wieder reingehen. Es gibt ein paar Fotos, die ich Ihnen gern zeigen würde.«

Yolanda warf Bentz einen letzten hasserfüllten Blick zu, dann kehrte sie widerwillig ins Haus zurück.

Innerlich immer noch brodelnd, kletterte Bentz auf den Rücksitz des Toyota und ließ die Tür offen, damit Luft ins Auto kam. Er grübelte über Yolanda und den silbernen Chevy nach.

Sie hatte heute nicht hinter dem Steuer gesessen. Genauso wenig wie Fernando. Trotzdem stand Fernando Valdez als Nächster auf Bentz' Liste der zu befragenden Personen. Er schlug Hayes' Warnung in den Wind und wählte die Nummer, die Sebastian ihnen genannt hatte, doch Fernando ging nicht dran.

Bentz lehnte sich zurück und fragte sich, ob Yolanda die Wahrheit sagte. Er bezweifelte es.

Er sah einen Radfahrer in reflektierender Kleidung vorbeisausen. Eine Katze aus einem der Nachbargärten streifte durchs Gebüsch, auf der Jagd nach Mäusen. Mittlerweile hatte sich Rufus darauf beschränkt, jaulend hinter dem Maschendraht auf und ab zu laufen.

Per Handy reservierte Bentz einen neuen Mietwagen, außerdem rief er beim So-Cal Inn an. Vielleicht war Olivia entgegen alle Hoffnung doch

durch die Maschen geschlüpft und hatte dort nach ihm gesucht. Natürlich hatte er kein Glück.

Er buchte ein anderes Zimmer, diesmal mit Aussicht auf den Pool, und bat Rebecca, ihn anzurufen, wenn sie etwas von seiner Frau hörte. Das war zwar nicht sehr erfolgversprechend, aber er musste sämtliche Möglichkeiten ausschöpfen.

Zwanzig Minuten später - Hayes und Martinez kamen gerade aus dem Haus der Salazars - klingelte Bentz' Handy. Bentz hoffte, Olivias Nummer auf dem Display aufleuchten zu sehen, doch stattdessen sah er die von Montoya. »Bentz.«

»Du hattest recht«, sagte Montoya. »Ich habe ein paar Akten über Yolanda Valdez in Los Angeles County eingesehen, und es scheint so, als sei sie für eine kurze Zeit mit einem gewissen Erik Judd verheiratet gewesen. Erik war Dachdecker und hatte einen Unfall, er ist vier Stockwerke tief gestürzt und gestorben, noch bevor die Scheidung durch war.«

»Sie wollten sich scheiden lassen?«

»Der Antrag war gestellt. Und der Clou ist: Er hatte eine Lebensversicherung über fünfhunderttausend Dollar abgeschlossen. Eine halbe Million. Und die Begünstigte war niemand anderes als seine zukünftige Ex-Frau.«

»Irgendetwas faul an dem Unfall?«

»Die Versicherungsgesellschaft hat gezahlt. Laut Bankunterlagen ist Yolandas Haus in Encino schuldenfrei, und sie hat noch achtzigtausend auf der Bank.« Montoya klang zufrieden mit sich. »Für die gibt's keinen Studentenkredit.«

»Danke«, sagte Bentz. »Und jetzt tu mir einen Gefallen: Finde so viel wie möglich über den Bruder raus, Fernando Valdez. Er hat den Wagen benutzt, den >Jennifer< gefahren ist. Ich denke, er wohnt bei seiner Schwester und seinem Schwager, aber im Augenblick ist er nicht aufzutreiben.«

»Mal sehen, was ich tun kann.«

»Danke.«

»Du schuldest mir ein Bier ... Nein, warte, ich finde, das reicht nicht. Schließlich steckst du schon halb in einem Fall drin.«

»Gib mir bitte Kredit«, sagte Bentz. »Du hast nichts von Olivia gehört, oder?«

»Nein. Wieso? Ist sie nicht aufgekreuzt?«

»Nein. Sie ist in L.A. gelandet, das hat sie mir am Telefon gesagt. Officer Petrocelli wollte sie abholen, und seitdem habe ich nichts mehr von ihr gehört.«

»Bist du sicher, dass sie an Bord war? Per Handy hätte sie von überall anrufen können.«

»Ja. Ich habe mit der Fluggesellschaft gesprochen.«

»Was kann denn nur passiert sein?«

»Keine Ahnung«, gab Bentz zu, doch er wollte nicht mutlos klingen. »Ich werde sie finden.«

»Sicher, Mann«, bekräftigte Montoya, doch in seiner Stimme schwang eine Besorgnis mit, die Bentz' eigene Befürchtungen widerspiegelte.

Ich muss schnell vorgehen, und ich werde leicht nervös. Das spüre ich, und es gefällt mir nicht. Nicht, dass ich nicht flexibel wäre - ich ziehe es lediglich vor, dass mein Plan bis ins kleinste Detail aufgeht. Aus diesem Grund habe ich zwölf Jahre daran gefeilt. Zwölf lange, quälende Jahre.

Das kann ich jetzt nicht in den Wind schießen, denke ich, während ich mir in der Kajüte die Kleidung abstreife und mein Bild in dem schmalen Spiegel betrachte. Ich bin gut in Form, besser, als man vermuten würde, und das rechne ich mir hoch an. Es hat Jahre gedauert, meine Muskulatur zu vervollkommnen, so auszusehen, wie ich will. Wie so viele Dinge in meinem Leben, erfordern meine Kraft und meine äußere Erscheinung Geduld, Zeitgefühl und Entschlossenheit. Schließlich habe ich das Rauchen nicht umsonst aufgegeben.

Leider ist es manchmal notwendig, Risiken einzugehen, aus dem Moment heraus zu reagieren. Es ist nervenaufreibend, das gebe ich zu. Ich stopfe meine Haare unter die Baseballkappe. Nach jenen riskanten Augenblicken muss ich erst mein Gleichgewicht wiederfinden, meine Konzentration zurückgewinnen und mir mein ultimatives Ziel vor Augen rufen.

Ich ziehe eine Jogginghose an und schließe meine Jacke, dann schleiche ich vom Schiff. Um diese Stunde ist hier niemand, so dass ich unbemerkt ins Auto steigen kann. Sherry auf dem Rücksitz ist abfahrbereit. Ihre Kleidung, Dienstmarke und Handtasche liegen neben ihr. »Ganz schön still da hinten«, sage ich zu ihr. Ich blicke in den Rückspiegel, atme langsam ein und aus und fahre zu einer abgelegenen Sackgasse etwa eine Meile von dem Restaurant entfernt, in dem ich mich zuvor mit Sherry getroffen hatte. Wir beide kennen uns schon lange, und es ist eine Schande, dass sie geopfert werden musste, aber um ehrlich zu sein: Sie ist mir schon immer auf die Nerven gegangen, ein Cop ohne Mumm. Ich parke den Wagen und wische die Flächen ab, die ich möglicherweise berührt habe, als ich sie vom Restaurant fortbrachte. Dann werfe ich

die Latexhandschuhe auf den Rücksitz, übergieße alles großzügig mit Benzin, steige aus und zünde ein Streichholz an.

Die kleine Flamme brennt einen Augenblick lang hell auf. Ich schleudere das Streichholz durch das geöffnete Fenster auf die Handschuhe. Der Rücksitz fängt Feuer, das sich schnell weiterfrisst und das ganze Fahrzeug in Flammen setzt.

Perfekt, denke ich und fange an zu laufen. Da sehe ich ihn. Ein Typ auf einem Motorrad, der die Straße hinter der Gasse entlangrast.

Verdammt. Mein Puls schießt in die Höhe. Schweißtropfen treten mir auf die Stirn, meine Hände werden feucht. Was, wenn er mich am Auto gesehen hat? Was, wenn er mich beschreiben kann? Was, wenn ...

Beruhige dich! Er hat dich nicht gesehen. Er wird vielleicht das brennende Auto bemerken, aber genau das hast du doch gewollt, oder? Lauf einfach weiter.

Angespornt von meinen eigenen aufmunternden Worten, jogge ich in meiner normalen Geschwindigkeit durch Hintergassen, was schon schnell genug ist, wenn man bedenkt, was ich alles hinter mir habe.

Ich bin fast beim Restaurant, als ich Sirenen heulen

höre. Feuerwehr. Polizei. Vielleicht ein Rettungsfahrzeug. »Na, dann mal los!«, sage ich. Ich entdecke meinen Wagen, der seit ein paar Stunden in einer kleinen Straße mehrere Blocks vom Restaurant entfernt parkt und geduldig auf mich wartet.

Ohne Probleme fahre ich nach Hause. Nachdem ich meine Laufsachen ausgezogen und in die Waschmaschine gesteckt habe, dusche ich lange warm, was mir ein wenig Zeit gibt, über Bentz nachzudenken und darüber, wie sehr er jetzt leidet. Er ist krank vor Sorge um sein kostbares Frauchen und völlig aus dem Häuschen wegen seiner toten Ex. »Amüsierst du dich, RJ?« Ich lache und schäume meine Haare ein. Heißer Wasserdampf wabert durchs Badezimmer. Als ich meinen Körper einseife, wandern meine Gedanken zum nächsten Schritt, zu dem, was ich morgen vorhabe. Bentz kann sich gleich auf mehrere Herzinfarkte gefasst machen. Olivia wird sterben … *O ja,* denke ich, reibe mir den Massagehandschuh über Bauch und Arme und atme die parfümierte Seife ein. Aber bevor ich sie erledige, möchte ich, dass Bentz auf glühenden Kohlen sitzt, bis er fast verbrennt. Ich reibe meine Füße ab, dann lasse ich erneut das warme Wasser auf mich herabströmen und alle Spuren von Schmutz, Ruß und

Schweiß abspülen. Schließlich trete ich aus der Dusche und trockne mich ab, wobei ich an Olivia denke, die im Frachtraum des Bootes verrottet und sich zu Tode fürchtet. Vermutlich schreit sie sich völlig umsonst die Lunge aus dem Hals.

Habe ich ihr nicht gesagt, sie soll nicht ihre Zeit damit verschwenden? Ich nehme meinen Morgenmantel vom Haken an der Innenseite der Badezimmertür, werfe ihn mir über und knote den Gürtel zu.

Zeit, die Nachrichten zu sehen. Ich gehe ins Wohnzimmer und mache unterwegs kurz am Kühlschrank halt, wo ein Krug mit gut gekühlten Martinis auf mich wartet. Ich werfe zwei Oliven in das Glas mit dem langen Stiel, gieße den Cocktail darüber und mache es mir auf dem Sofa gemütlich, nachdem ich den Fernseher angestellt habe. Eigentlich müsste eine Meldung über einen Autobrand in Marina del Rey eingeblendet werden. Ich schlage die Beine übereinander und warte. Auf dem Bildschirm erscheint ein bekanntes Gesicht.

Donovan Caldwell, dieser Jammerlappen, wird zu dem jüngsten Doppelmord interviewt - dem Springer-Fall. Er und die Reporterin sitzen im Studio, im Hintergrund ist ein riesiger Monitor mit Bildern der

beiden Zwillingspärchen zu sehen. Vier Mädchen, die Augen aufgerissen, als wären sie junge Hunde. Herzzerreißend.

Die Reporterin, eine junge Frau mit dunklen Haaren, großen Augen und einem besorgten Gesichtsausdruck, fragt: »Glauben Sie, der Killer, der Ihre Schwestern umgebracht hat, ist auch verantwortlich für dieses Verbrechen?«

»Genau das behaupte ich«, sagt er inbrünstig, ein aufgebrachter Bruder, der leidenschaftlich mit den Armen in der Luft herumfuchtelt. Donovan Caldwell ist ein kleines, schmächtiges Männlein in einem Izod-Golfhemd und Khakihose. Ein perfekt getrimmter Ziegenbart bedeckt sein Kinn, sein gefärbter Blondschopf soll ihn »hip« wirken lassen. Er ist außer sich und rot vor Zorn. »Hätte das LAPD seinen Job beim ersten Mal richtig gemacht und den Mörder meiner Schwestern hinter Gitter gebracht, würden diese beiden hier noch leben!«

Die Kamera zoomt auf die Opfer, hübsche Mädchen mit einem so lebensfrohen Lächeln.

»Blablabla.« Ich nehme einen weiteren kühlen, beruhigenden Schluck und stelle mit der Fernbedienung einen anderen Sender ein. Natürlich ist mir klar, dass die toten Zwillinge

Nachrichtenthema sind, aber das ist doch nichts Neues. Vor allem die Caldwell-Zwillinge nicht. Immerhin sind sie seit über zehn Jahren tot ... Geschichte. Der kleine Scheißer auf dem Bildschirm geht mir tierisch auf die Nerven. So eine Frechheit - mir die Schlagzeilen zu klauen! Und erst dieser Mist über die Polizei! Er hat doch keine Ahnung, wovon er redet.

Ich starre auf den Fernseher und setze das Glas an die Lippen. Lass uns zu den guten Dingen kommen. Wo zum Teufel ist die Reporterin, die über den Autobrand in Marina del Rey berichtet?

Das ist die einzige lohnende Story.

33

»Wir müssen Fernando finden«, sagte Bentz auf der Rückfahrt zum Parker Center. Hayes wollte erst Martinez absetzen und anschließend Bentz zum Mietwagenverleih bringen. »Ich habe versucht, ihn anzurufen, aber er ist nicht ans Telefon gegangen.«

»Ich dachte, ich hätte dich gebeten, dich im Hintergrund zu halten.« Hayes war sauer. »Das ist

mein Fall.«

»Und *meine* Frau.« Bentz war genauso verärgert und krank vor Sorge.

»Ich weiß.« Hayes seufzte und lockerte seine Krawatte. »Wir lassen Yolanda beschatten und das Haus überwachen, für den Fall, dass Fernando auftaucht.«

»Ich mache mich mal über seinen Job und die Schule schlau«, sagte Martinez. »Ich werde rausbekommen, was er heute gemacht hat.«

Hayes' Handy klingelte. Er meldete sich. Auf dem Rücksitz drehte Bentz fast durch bei dem Versuch, die Puzzleteilchen in diesem Fall zusammenzusetzen.

Wenn er seine Gefühle beiseitelassen konnte und das, was passiert war, mit den Augen eines abgebrühten Polizisten betrachtete, konnte er erkennen, dass er sich im Auge eines mörderischen Hurrikans befand. Die Person, die hinter all dem steckte, der Kopf der ganzen Sache, hatte es auf ihn abgesehen.

Ausgehend vom jetzigen Stand der Ermittlungen, war er das Bindeglied zwischen den ermordeten Frauen. Auch wenn es noch zu früh war, eine endgültige Verknüpfung mit Fortuna Esperanzo herzustellen, wusste Bentz Bescheid. Sie war nicht

etwa in denselben Klamotten, die diese »Jennifer« getragen hatte, aus dem Ozean gefischt worden, weil sie die fatale Entscheidung getroffen hatte, schwimmen zu gehen. Nein, sie war ermordet worden, und der Killer hatte Fortuna benutzt, weil er sicherstellen wollte, dass Bentz den Zusammenhang zu dem Jennifer-Schlamassel erkannte.

Doch wenn die Frau, die seiner Ex so ähnelte, dahintersteckte, warum hatte sie dann ihr Leben riskiert und war in den Pazifik gesprungen? Und wie hatte sie genau zu dem Zeitpunkt am Flughafen sein können, zu dem Fortuna laut Gerichtsmedizin ins Wasser geworfen worden war? Das alles setzte eine genaueste Berechnung voraus. Geduld. Langwierige Planung.

Jemand, der einen ganz persönlichen Groll gegen ihn hegte, trieb sein Spiel mit ihm, hatte Jahre damit verbracht, das perfekte Szenario auszuarbeiten. Die, die er ins Gefängnis gebracht hatte, schloss Rick aus. Wenn sie sich an ihm hätten rächen wollen, hätten sie ihn umgebracht und Schluss. Wer immer hinter dieser Kette von grauenvollen Ereignissen steckte, weidete sich an seiner Qual, beobachtete, wie er den Jennifer-Köder wieder und wieder schnappte. Genau diese Tatsache ließ sein Blut gefrieren. *Yolanda*

Salazar?

War sie mit ihrem hell lodernden Hass in der Lage, eiskalte Rache zu nehmen? Er glaubte es nicht. Sie schien viel zu hitzköpfig zu sein - das hatte er zu spüren bekommen, als sie ihn anspuckte. Sie war besorgt gewesen und zornig, doch ihre Reaktion war nicht die eines Killers gewesen.

Wenn Yolanda ausschied, wer war es dann?

Wie wär's mit jemandem aus dem nahen Umfeld der Caldwell-Zwillinge?

Doch auch das schied aus: Der Mörder wusste einfach zu viele intime Dinge über seine Ex-Frau, über ihre Beziehung.

Und jetzt... war Olivia verschwunden. Jemand hatte es gewagt, sie so lange mit Telefonanrufen zu belästigen, bis sie sich genötigt sah, nach Los Angeles zu fliegen. Das erforderte Selbstvertrauen. Wissen. Und schlicht und einfach verdammtes Glück. Woher wusste der Mörder, dass sich Olivia in den Flieger setzen würde?

Weil er alles über dich, dein Leben, deine Frau weiß. Verdammt noch mal, Bentz, das ist deine Schuld. Deine. Abwesend rieb er sein Bein, das seit seiner Hetzjagd den Devil's Caldron hinunter unablässig schmerzte. Er kam sich vor wie ein Idiot.

Einem Trugbild den Abhang hinunter zu folgen, während sich seine Frau gezwungen gesehen hatte, nach Kalifornien zu fliegen, um wieder bei ihm zu sein, bei ihrem körperlich wie emotional abwesenden Ehemann! Hatte sie nicht gesagt, sie müssten reden? Hatte nicht auch er den Riss in ihrer Ehe gespürt? Schuldgefühle überfielen ihn, all ihre Auseinandersetzungen kamen ihm jetzt belanglos vor. Selbst die, in denen es um Nachwuchs gegangen war. Verdammt, wenn sie sich Kinder wünschte, würde er ihr eine ganze Schar davon machen! Wenn er nur die Chance dazu bekäme. Hayes beendete sein Gespräch. »Wir fahren nicht zurück zum Präsidium.«

»Was ist los?«, fragte Martinez.

Hayes runzelte die Stirn und hielt Ausschau nach der nächsten Ausfahrt. »Jemand hat Sherry Petrocellis Wagen in Brand gesetzt.«

»Du lieber Himmel.« Martinez schlug die Hände vors Gesicht.

»Es kommt noch schlimmer. Sieht so aus, als hätte man eine Leiche auf dem Rücksitz gefunden.«

»Was? Nein!«, schrie Bentz, der so rasch vom Rücksitz hochschoss, dass der Sicherheitsgurt einrastete. Er fühlte sich elend, Zorn und Angst durchfluteten ihn, als er an Olivia dachte. An die

schöne, lebensfrohe, clevere Olivia. *Bitte nicht!* Er konnte kaum atmen.

»Du lieber Gott, Hayes, wenn Olivia etwas zugestoßen ist, wenn sie die Person im Wagen ist -« Er konnte den Satz nicht zu Ende bringen, konnte nicht denken. Meile um Meile flog an ihnen vorbei. Hayes überschritt jede Geschwindigkeitsbegrenzung und raste nach Marina del Rey, wo das Feuer gemeldet worden war. Furcht nagte an Bentz' Seele.

Er versuchte, sich zu beruhigen. *Es ist nicht Olivia. Es ist nicht Olivia. Sie ist am Leben, und es geht ihr gut. Es ist nicht Olivia.*

Trotzdem war er außer sich vor Angst. Die Straße war abgeriegelt, die Polizei hatte Sperren errichtet. Zwei Feuerwehrwagen standen dort, ihre Schläuche schlängelten sich über den nassen Asphalt, Wasser lief in rußigen Rinnsalen in die Gullys. Das schwarze Gerippe eines Autos glühte noch, der beißende Gestank nach verbranntem Gummi, geschmolzenem Plastik und - noch schlimmer - verkohltem Fleisch hing in der Luft. Sobald Hayes' 4Runner abbremste, schoss Bentz aus dem Wagen. Er ignorierte die Absperrung und wandte sich aufgelöst an einen zuständigen Polizisten: »Die Leiche im Fahrzeug ... Um wen handelt es sich?«

»Wer zum Teufel sind Sie?«

Bentz zog seine Dienstmarke, gerade als Hayes und Martinez auftauchten und sich auswiesen. »Wir wissen es nicht«, sagte der Beamte. »Der Leichnam ist schon unterwegs in die Gerichtsmedizin, aber wenn Sie mich fragen, wird eine Identifizierung sehr schwer werden.« Bentz wurde übel. »Eine Frau?«, fragte er. »Das nehmen wir an. Ihr Ausweis ist fast vollständig verbrannt, aber sie hatte eine Dienstmarke bei sich. Sie ist ziemlich verrußt. Ich habe bereits die Nummer überprüft. Die Marke gehört der Besitzerin des Wagens, Officer Sherry Petrocelli. Vermutlich hat sie sich auf dem Rücksitz befunden.«

Fast wäre Bentz vor Erleichterung zu Boden gesackt. Er schloss die Augen und ballte die Fäuste, versuchte, sich zusammenzureißen. Verzweifelt klammerte er sich an die Hoffnung, dass Olivia noch am Leben war. Doch mit der Erleichterung stürmten erneut Schuldgefühle auf ihn ein. Jemand war hier gestorben. Wenn nicht Sherry Petrocelli, dann eine andere Frau, die Eltern hatte, vielleicht auch Kinder, einen Ehemann oder Freunde, die sie liebten. Tief, ganz tief im Innern wusste er, dass das Opfer seinetwegen umgekommen war. Wegen seines Egos und wegen seiner Besessenheit von seiner ersten Frau.

Sein Tunnelblick, Jennifer betreffend, hatte mehrere Frauen das Leben gekostet und seine eigene Frau in Gefahr gebracht. Jemand hatte ihn ganz persönlich zur Hölle auf Erden verdammt. »Ich muss sie sehen«, sagte er mit zusammengebissenen Zähnen zu Hayes. Seine Stimme klang rauh.

»Was?«

»Ich muss die Leiche sehen.«

»Bist du sicher?« Hayes schüttelte den Kopf. »Ich muss es wissen, Jonas. Das verstehst du doch.«

»Nein, das verstehe ich nicht. Um Himmels willen, Bentz, das wird kein schöner Anblick sein.« Doch ihm war klar, dass er seinen sturköpfigen Freund nicht davon würde abbringen können, also sagte er, immer noch kopfschüttelnd: »Nun, dann bringe ich dich hin. Aber nur fürs Protokoll: Ich denke, es ist ein großer Fehler. Ach, zum Teufel, lass es uns hinter uns bringen, und *danach* holen wir den Mietwagen ab, damit du ins Motel zurückfahren und ein bisschen schlafen kannst. Du siehst furchtbar aus.«

In der Gerichtsmedizin versuchte die Assistentin des Coroners, die drei Beamten zu warnen. Die vorläufige Untersuchung hatte ergeben, dass die Fingerspitzen der Frau bis zur Unkenntlichkeit

verbrannt waren. Achtzig Prozent des Körpers waren verkohlt, Narben oder Tätowierungen waren nicht zu erkennen. »Vermutlich müssen wir uns auf Zahnarztunterlagen stützen, um sie zu identifizieren«, sagte sie. Trotzdem wollte sich Bentz selbst überzeugen. Die Assistentin, eine andere als die, die ein paar Stunden zuvor das Laken von Fortuna Esperanzos Gesicht gezogen hatte, wartete auf ein Zeichen von Hayes. Bentz nahm seine ganze Kraft zusammen. Sein Kopf dröhnte, als würde ein Zug in einem Tunnel hindurchrattern. Was, wenn er sich irrte? Was, wenn der steife, rußige Leichnam unter dem dünnen Laken in Wirklichkeit Olivia gehörte? Fast hätte er einen Rückzieher gemacht, doch dann ballte er die Fäuste und presste die Kiefer aufeinander. Hayes nickte, und die Assistentin zog das Laken beiseite.

»Oh, verflucht«, sagte Martinez und wandte sich ab. Hayes zuckte zusammen.

Beim Anblick des verbrannten Fleischs und der weißen, ins Leere starrenden Augäpfel drehte sich Bentz der Magen um. Versengte Haare umgaben ein fast bis zur Unkenntlichkeit verbranntes Gesicht. Durch die verkohlten Lippen konnte man die Zähne sehen.

»Nicht Olivia«, sagte Bentz und schluckte die Galle hinunter, die ihm in die Kehle gestiegen war. Er war sich sicher. Wieder verspürte er Erleichterung, gemischt mit Schuld. Zum Glück hatte sie nicht die Angst und Schmerzen ertragen müssen, die diese arme Frau hier durchlitten hatte. »Es ist Petrocelli«, sagte Hayes. »Officer Sherry Petrocelli. O Mann, damit hab ich trotz allem nicht gerechnet.« Hayes war erschüttert, mit zwischen die Zähne gezogenen Lippen bedeutete er der Assistentin, die verbrannten Überreste wieder zuzudecken. Mit dem Handrücken wischte er sich den Schweiß von den Augenbrauen. »Ihr Mann muss informiert werden. Schätze, das übernehme lieber ich.«

»Ich begleite dich«, schlug Martinez vor und schaute entsetzt der Bahre nach, die jetzt hinausgerollt wurde. »Was für ein schrecklicher Alptraum! Bei allen Heiligen, ich hoffe nur, dass sie schon tot war, als der Wagen in Flammen aufging.«

»Amen«, stimmte Hayes zu. Er warf einen letzten Blick auf die Bahre, dann sagte er: »Kommt, lasst uns von hier verschwinden. Ich bringe Bentz zur Autovermietung, vorausgesetzt, die hat noch geöffnet, und anschließend fahren Martinez und ich zu Jerry Petrocelli und überbringen ihm die schlechte

Nachricht.« Er stieß einen tiefen Seufzer aus. »Gott, wie ich das hasse.«

»Das kannst du laut sagen«, stimmte Martinez zu.

Ein Streifen rosafarbene Morgendämmerung fiel durch das kleine Bullauge in dem stinkenden Frachtraum, ein winziges Fensterchen, das Olivia vorher gar nicht bemerkt hatte. Während der Nacht hatte Ungeziefer die Herrschaft über das Boot übernommen. Die Geräusche von trippelnden Füßchen und Krallen, die über das Holz scharrten, hatten sich zu dem Knarzen und Ächzen des Schiffes gesellt, das sanft im Wasser schaukelte. Einmal, kurz vor Beginn der Dämmerung, hatte Olivia gemeint, jemanden an Bord kommen zu hören, doch trotz ihres Schreiens und Flehens war niemand die Stufen heruntergeeilt, weder um sie zu retten noch um über sie herzufallen.

Sie hatte kaum geschlafen. Ihre Nerven waren die ganze Zeit über zum Zerreißen gespannt gewesen in der Erwartung, das Boot würde sich in ein grauenhaftes Flammenmeer verwandeln und sie an dem tödlichen Rauch ersticken oder, schlimmer noch, bei lebendigem Leibe verbrennen.

Das durfte sie nicht zulassen. Und doch, wenn sie

die Augen schloss, überkam es sie ... das Entsetzen, der Schmerz. Sie sah, wie ihre Haut Blasen warf und verkohlte, spürte, wie Muskeln und Gewebe dem gefräßigen Feuer zum Opfer fielen. Ihre Augenwimpern und Haare würden versengen, während ihre Schreie tief unten im Bauch des leeren Schiffes verhallten. Niemand würde sie hören.

Diese Vorstellung war so entsetzlich, so real, dass Olivia versuchte, die Augen offen zu halten. Selbst der nasskalte, stinkende Verschlag war nichts gegen die Bilder, die sie in ihrer Fantasie heraufbeschwor.

Trotzdem war es unvermeidlich, sich der Wirklichkeit zu stellen. Olivia wusste, dass sie würde kämpfen müssen, wenn sie die Chance dazu bekam, die Frau überwältigen, die sie hier eingesperrt hatte. Wenigstens funktionierte mittlerweile nicht nur ihr Gehirn, auch ihre Gliedmaßen taten wieder das, was sie ihnen befahl. Während die Sonne aufging, plante Olivia ihre Flucht. Sie würde sich nicht einschüchtern lassen, wenn die Frau womöglich mit einer Waffe vor ihr herumfuchtelte. Sollte sie es nur versuchen!

Wer war diese Irre? Was wollte sie? Warum hielt sie Olivia gefangen? Noch schlimmer, was hatte sie vor? Lass dich davon nicht lähmen. Denk nach, Olivia. Denk nach, wie du hier herauskommen

kannst. Du bist eine kluge Frau, und außerdem gibt es Werkzeuge. Du musst nur überlegen, wie du an sie herankommst und wie du sie einsetzen kannst.

Sie blickte sich um, doch sie sah nicht viel, nur hier und da ein paar Abfälle oder Rattenkot - Beweis dafür, dass die kleinen Biester tatsächlich in den Ecken und Spalten des Schiffes hausten. *Großartig.* Sie versuchte, nicht länger an das Ungeziefer zu denken.

Ihr Blick fiel auf den Eimer, der offenbar dazu gedacht war, dass sie sich erleichtern konnte. Sie hatte ihn nicht benutzt und auch nichts von dem Wasser in dem Krug getrunken. Noch nicht. Das würde sich sicher bald ändern. An einer Wand hing ein Schrubber, an der anderen eine Harpune, Schwimmwesten und Ruder. Außerdem gab es noch einen eingebauten Schrank mit geschlossenen Türen, ansonsten war der Laderaum, in dessen Mitte sich die enge, steile Treppe befand, leer.

Sie blickte auf die Gitterstäbe, hob ihre mit Handschellen gefesselten Hände und rüttelte daran, doch sie waren fest verankert und ließen sich nicht bewegen, und Hindurchschlüpfen konnte sie nicht. Die Tür gab ebenfalls nicht nach. Ohne Schlüssel würde sie sich nicht öffnen lassen, und aus den

Angeln heben ließ sie sich auch nicht. Olivia versuchte, die Arme durch die Stäbe zu stecken und nach der Harpune oder den Rudern zu greifen, doch das war natürlich unmöglich. Die potenziellen Waffen starrten sie höhnisch an.

Nein, sie musste einen anderen Ausweg finden. Wenn ihre Entführerin zurückkam, musste Olivia sie in den Käfig locken und ihr irgendwie die Schlüssel entwenden oder sie körperlich außer Gefecht setzen.

Was nicht leicht sein würde, schließlich war die Frau nicht nur clever, sondern auch stärker, als ihre äußere Erscheinung vermuten ließ, das wusste Olivia, spätestens seit sie sie in dieses Gefängnis auf dem Boot geschleppt hatte. Du musst sie überlisten. Das wird nicht leicht sein, aber du musst so tun, als wäre dein Mut gebrochen, musst ihr Vertrauen gewinnen und sie dann in einen Hinterhalt locken. Dir darf auf keinen Fall herausrutschen, dass du schwanger bist, sonst wird sie das gegen dich verwenden, gegen Bentz, also: kein einziges Wort.

Wer immer diese Frau war und was immer sie auch wollte - sie hatte ihre Rache an Bentz geplant, gründlich, Schritt für Schritt. Sie würde sich nicht leicht übertölpeln lassen. Doch Olivia würde einen Weg finden. Es blieb ihr keine andere Wahl.

Ich kann nicht schlafen. Ich bin zu angespannt, zu überreizt. Im Augenblick darf ich mir einfach keinen Schnitzer leisten. Ein falscher Schritt und alles ist umsonst gewesen: die ganze Planung, die Warterei, die Vorfreude bei dem Gedanken an Bentz' Niedergang, die mir Schauer über den Rücken laufen lässt. Obacht ist das Wort des Tages. Ich muss ganz normal wirken, als wäre meine Routine unverändert.

Nur für den Fall, dass jemand Verdacht hegt und ein Auge auf mich hat.

Nachdem ich die ganze Nacht lang auf die Uhr geschaut habe, stehe ich nur eine halbe Stunde früher auf als sonst und mache einen schnellen Power-Shake für mich und ein Sandwich für *sie*. Am liebsten würde ich sie umbringen und fertig, aber das geht nicht, noch nicht. Es gelingt mir sogar, zum Fitnessclub zu fahren und ein schnelles Workout zu machen, inklusive Kraftmaschinen und ein paar Bahnen im Schwimmbecken. Die Leute, mit denen ich im Wasser meine Runden drehe, nicken mir zu. Das erinnert mich daran, wie wichtig es ist, sich an den normalen Tagesablauf zu halten. Routine ist alles. Bislang habe ich nichts getan, was verdächtig wirken könnte. Ich winke zurück und plaudere mit

ein paar Frühaufstehern, die ich kenne, dann steige ich auf die Waage und stöhne laut auf. Doch natürlich ist mein Gewicht perfekt, mein Fettanteil niedriger als bei den meisten anderen Sportlerinnen.

Obwohl ich darauf brenne zu sehen, wie es Bentz' jämmerlichem Frauchen geht, dusche ich und ziehe mich an, als hätte ich es keineswegs eilig. Trotzdem kann ich mich kaum bremsen, zum Auto zu rennen. Mit fünf Meilen über der erlaubten Höchstgeschwindigkeit fahre ich zu meinem Versteck, wo ich ein paar Sachen abhole. Ich blicke auf die Uhr, kehre zum Auto zurück und fahre so schnell es der Verkehr erlaubt zum Hafen.

Viele Leute sind schon auf den Beinen, überwiegend Hafenarbeiter und Fischer, doch keiner von ihnen beachtet mich.

Warum sollten sie auch? Schließlich gehört mir das Schiff, und ich bin schon Tausende Male an Bord gegangen. Ich lasse mir Zeit, obwohl ich es kaum erwarten kann zu sehen, was die kleine »Liwie« so macht. Ich habe den Elektroschocker bei mir, nur für den Fall, dass sie Anstalten macht, gewalttätig zu werden. Aber mal ehrlich: Sie hat nicht die geringste Chance.

Was perfekt ist. Ich liebe es, die Macht über das

Leben von Bentz' Frau zu haben.

Meine Sporttasche über der Schulter, gehe ich in die Kajüte und vergewissere mich, dass ich allein bin. Dann steige ich die Treppe hinunter, meine Schuhe hallen dumpf auf den Metallstufen.

Sie sitzt auf dem Fußboden und wartet auf mich, natürlich. Ihrem Aussehen nach zu urteilen hat sie genauso eine schlaflose Nacht hinter sich wie ich. Unter ihren Augen liegen dunkle Ringe. Ihre Frisur ist ein verfilztes Durcheinander. Die Haut um ihren Mund herum ist aufgerissen und gerötet. Ihre Kleidung ist zerknittert und schmutzig. Kurz gesagt: Sie sieht schrecklich aus.

Was mein Herz erfreut. Wenn doch nur ihr treuer Ehemann sie jetzt sehen könnte!

Trotz allem schreit sie nicht. Sie bettelt nicht, sie weint nicht, was mehr als enttäuschend ist. Ich würde ihren Mut gern brechen. Würde gern sehen, wie sie kriecht und fleht - eine meiner Lieblingsfantasien. Offenbar ist das heute nicht angesagt, doch ihre Zeit läuft ab. Nicht mehr lange, dann wird sie um ihr Leben betteln. Im Moment ist es dafür noch zu früh. Sie weiß noch nicht, worauf sie sich gefasst machen muss. »Guten Morgen«, sage ich freundlich. »Wer sind Sie?« Ihr Ton ist herausfordernd. Sogar streit-

lustig.

»Ich dachte, du möchtest vielleicht Frühstück.«

»Warum haben Sie mich hierhergebracht?«

»Ich habe ein Erdnussbutter-Sandwich dabei. Nicht gerade ein traditionelles Frühstück, aber was anderes hab ich nicht auftreiben können.« Ich greife in meine Tasche und merke, dass sie sich in ihrem Käfig hochrappelt. »Lassen Sie mich gehen.« Sie ist tatsächlich aufgestanden und starrt mich durch die Gitterstäbe an, blickt mir direkt in die Augen. Sie ist ruhiger, als ich erwartet oder gehofft habe. Ich hebe das Kinn. »Nein, das werde ich nicht tun.« Für wie idiotisch hält sie mich? »Ich werde Sie nicht anzeigen.«

Sie ist ernst. Verzweifelt. Gut. Das gefällt mir schon besser. »Ja, klar«, höhne ich. »So blöd kannst du doch nicht sein: Nach all der Mühe, die es mich gekostet hat, dich hierherzubringen, lasse ich dich doch nicht einfach frei!«

»Warum tun Sie das? Wer sind Sie? Doch nicht Sherry Petrocelli.«

»Bingo!«, sage ich und drücke auf einen unsichtbaren Knopf. »Erster Treffer für die Blondine im Käfig!«

»Was wollen Sie von mir?«, beharrt sie. Unbeirrbar.

Genau wie Bentz.

»Nichts«, antworte ich ehrlich. »Von dir nichts.«

»Es geht also um meinen Mann.«

»Bingo. Schon zwei Treffer. Noch einer und du bist in der Bonusrunde.«

»Halten Sie das für einen Spaß? Für ein Spiel?«, fragt sie und stiert mich an, als wäre ich verrückt. »Ein Spaß? Nein.« Ich spüre, wie das Boot ein wenig schlingert, rieche die Ausdünstungen der Tiere, die vor ihr hier eingesperrt waren. »Ein Spiel? Vielleicht. Nur, dass ich weiß, wie's ausgeht, du leider nicht.«

»Erklären Sie's mir.«

Gott, ist sie mutig! Versucht, mir Informationen zu entlocken, und stellt Fragen, wo sie doch eigentlich unterwürfig und voller Angst um ihr Leben betteln sollte! *Ich* bin diejenige, die sagt, wo's langgeht. Kapiert sie das nicht? »Das musst du nicht wissen.«

»Kennen Sie meinen Mann?«

»RJ? Aber ja.«

»Dann haben *Sie* also so getan, als wären Sie Jennifer?« Ich kann mir das Lachen nicht verkneifen. Dann mache ich ein tiefes, brummendes Geräusch. »Mööp! Leider verloren. Keine Schnellrunde für dich, nicht mal ein hübscher Trostpreis. Du musst einfach nur hierbleiben. Das ist der Preis.«

Sie lächelt nicht mal, diese humorlose Schlampe. »Hör zu, ich habe nicht viel Zeit, deshalb dachte ich, ich zeige dir nur schnell etwas, gebe dir dein Essen und mache mich wieder auf den Weg.« Mit großem Getue krame ich in meiner Tasche herum, dann schiebe ich das eingewickelte Sandwich und eine Dose Dr.-Pepper-Cola durch die Gitterstäbe. Ich trage Handschuhe, nur für den Fall, dass etwas schiefgeht. Man kann nicht vorsichtig genug sein. Sie beachtet das dürftige Frühstück nicht.

Gut. Wenn sie verhungern will, ist das nicht meine Sache. Doch ich bin mir sicher, dass ihre toughe Fassade bald Risse bekommen wird. Das Familienalbum wird sie bestimmt mehr interessieren.

Vorsichtig öffne ich es und schlage meine Lieblingsseiten auf: Weihnachten. Ein Foto zeigt Jennifer, die auf einem dick gepolsterten Sessel thront, Rick neben sich, seine Hand besitzergreifend auf ihrer Schulter. In einer Ecke ein erleuchteter Weihnachtsbaum. Kristi, ein Kleinkind mit einem breiten Lächeln und einer albernen roten Schleife in den Haaren, sitzt auf Jennifers Schoß. »Mir ist klar, dass jetzt keine Weihnachtszeit ist, aber ich dachte, wir sehen uns das gemeinsam an.«

Ich lege das geöffnete Album auf den Fußboden,

auf meine Seite des Käfigs, gerade außerhalb ihrer Reichweite. Verächtlich blickt sie auf die Fotos, aber ihre harte Schale springt ein wenig und lässt Furcht und Empörung durchblicken.

»Was soll das?«, fragt sie mit einem leisen Flüstern. Das Album geht ihr an die Nieren. Endlich. »Woher haben Sie das?«

»Es soll dich nur ein bisschen nachdenklich machen«, sage ich.

»Weshalb?«

»Damit du begreifst, dass der Mann, den du geheiratet hast, von seiner ersten Frau besessen war. So kurz vor seinem Tod hat jeder ein bisschen Klarheit verdient, ein bisschen Einsicht.« Ich lächele.

Und dann, während sie noch baff ist, greife ich in meine Sporttasche und ziehe eine Digitalkamera heraus. Schnell drücke ich auf den Auslöser, um ihren entsetzten Gesichtsausdruck einzufangen. Das Foto ist perfekt. »Dein Mann wird diesen Schnappschuss lieben«, versichere ich ihr. »Wunderbar.« Mit dem Gefühl, einen Sieg davongetragen zu haben, packe ich meine Sachen zusammen und eile die Treppe hinauf.

Soll sie ruhig über ihre freudlose Zukunft nachdenken.

Die Frau ist verrückt, dachte Olivia. Kalt, berechnend und völlig durchgeknallt. Und besessen von Bentz.

Olivia stand im Käfig und wiegte sich leicht im Rhythmus des schaukelnden Bootes, während die Angst an ihr nagte wie kleine wimmelnde Würmchen. Sie starrte das prall gefüllte Einsteckalbum jenseits der Gitterstäbe an, aufgeschlagen auf einer Seite mit über zwanzig Jahre alten Weihnachtsfotos. Schnappschüsse über Schnappschüsse, Zeitungsausschnitte und Karten - die Arbeit eines besessenen, kranken Gemüts.

Warum? Wer war sie? Warum hatte sie es derart auf Bentz abgesehen?

Doch im Grunde spielte das keine Rolle, das Entscheidende war, dass Olivia fliehen musste. Und zwar bald. Da entdeckte sie noch etwas auf den Seiten. Rote Schmierflecken wie ... Blutstropfen? ... auf den Fotos und dem Plastik. O Gott. Wessen Blut? Von dieser Wahnsinnigen, die sie gefangen hielt? Oder von jemand anderem? *Jennifers Blut.* Nein. Jennifer war lange tot. Plötzlich verspürte Olivia eine heftige Übelkeit. Im Nu war ihr klar, dass sie sich würde übergeben müssen. Sie taumelte durch ihr

Gefängnis und schaffte es kaum bis zum Eimer. Weil sie so wenig im Magen hatte, erbrach sie fast nur Säure und Galle.

Noch einmal! Ihre Eingeweide protestierten, und sie fühlte sich schwach. Das konnte doch nicht die morgendliche Übelkeit sein. Doch nicht so.

Nein, das hatte nichts mit ihrer Schwangerschaft zu tun, da war sie sich sicher. Das war eine Reaktion auf das Grauen, zu dem ihr Leben geworden war.

34

Bentz fühlte sich wie durch die Mangel gedreht. Er hatte den Großteil der Nacht damit verbracht, einen Hinweis darauf zu finden, was mit seiner Frau passiert war. Wo sie sich aufhielt. Wenn sie überhaupt noch am Leben war.

Er hatte online Olivias Handyverbindungen aufgerufen und festgestellt, dass der letzte Anruf, den sie angenommen hatte, unmittelbar nach ihrem Telefonat am Flughafen eingegangen war. Zweifelsohne war er von Petrocellis Handy aus getätigt worden. Er wählte die Nummer, nur für den Fall, dass er sich irrte, doch eine Stimme vom Band verwies ihn an Petrocellis Mailbox.

Laut der Verbindungsnachweise hatte Olivia danach mit niemandem telefoniert - lediglich mehrere kurze Anrufe von zwei verschiedenen Nummern waren eingegangen: von seiner und von Hayes'. Rick hatte Hayes angerufen und ihn ins Bild gesetzt, dann hatte er den Detective daran erinnert, dass das Handy seiner Frau über einen GPS-Positionsanzeiger verfügte.

Bentz war diesbezüglich mit der Mobilfunkgesellschaft keinen Schritt weitergekommen. Hayes würde seinen Einfluss als Detective des LAPD geltend machen müssen, um an Informationen heranzukommen.

Nachdem er sich durch die Verbindungsnachweise gewühlt hatte, war Bentz weiterhin aufgeblieben und hatte am Computer alles über Yolanda Salazar und Fernando Valdez recherchiert, was er finden konnte. Er hatte eingehend Fernandos Führerscheinfoto betrachtet, das sich unter Montoyas Material befand, und hatte sich gefragt, was der Bursche im Schilde führte. Alle Angaben der Salazars stimmten, inklusive des Namens des Restaurants, in dem Yolandas Bruder arbeitete. Sebastian hatte Hayes erklärt, dass Fernando im Blue Burro die Nachmittagsschicht übernommen hatte, und Bentz

plante, Fernando später einen Besuch abzustatten. Er hatte es satt, sich an die Regeln zu halten - er wollte Antworten, und zwar schnell. Bevor es zu spät war. *Wenn es nicht bereits zu spät ist,* höhnte seine innere Stimme wie schon die ganze Nacht über. Jetzt, am frühen Morgen, versuchte er, sich den Sand aus den Augen zu reiben und mit einer Dusche seine müden Muskeln aufzuwecken. Nachdem er sich rasiert hatte, ging er hinaus in einen wolkenverhangenen Tag. Es war erst halb acht, dichter Dunst hing in der ungewöhnlich kühlen Morgenluft, die Temperatur war überraschend gefallen. Er ging durch den überdachten Durchgang zum Parkplatz und blickte von dort auf das Zimmer, das er für eine gute Woche sein Zuhause genannt hatte. Der blaue Pontiac war vom Parkplatz verschwunden, Spike und sein Herrchen waren offenbar ausgezogen. An seiner Stelle stand ein verbeulter roter Pick-up.

Die Zeit schritt voran und alles änderte sich. Olivia wurde vermisst.

Zorn und Angst wühlten in seinen Eingeweiden. Sie *musste* einfach in Sicherheit sein!

Er machte einen Abstecher zur Rezeption, um sich einen Kaffee zu holen, dann ging er, die Tasse in der Hand, zurück auf den Parkplatz, um ein paar Anrufe

zu tätigen. Er nahm ein paar Schlückchen, die seinem Magen gar nicht gut bekamen, und telefonierte mit Montoya. Dieser hatte ebenfalls den Großteil der Nacht gearbeitet und weitere Informationen über die Familie Valdez aufgetan. Offenbar hatte Fernando Theater als Hauptfach belegt und wollte selbst Stücke schreiben, während seine Schwester Yolanda Rechnungswesen lernte. Nichts Außergewöhnliches. Abgesehen von dem verdammten Wagen. Diese Jennifer hatte ihn gefahren. Rick legte auf, nicht schlauer als zuvor. Nichts machte Sinn. Gar nichts. Wie ein Häufchen Elend ging Bentz zu seinem neuen Mietwagen, einem weißen Honda mit Fließheck. An einem Mini-Markt hielt er an und kaufte zwei Donuts, die er auf dem Weg zum Friedhof aß. Er konnte sich nicht erinnern, wann er die letzte Mahlzeit zu sich genommen hatte, doch mit Sicherheit war sie besser gewesen als das hier.

Der Bagger war bereits in Aktion, Männer mit Schaufeln standen parat und warteten, dass sie die letzten Arbeiten per Hand ausführen konnten. Lachend standen sie in dem sich hebenden Nebel zusammen, auf ihre Schaufeln gestützt, unterhielten sich, erzählten Witze und rauchten, während Bentz das Gefühl hatte, dass seine Welt um ihn herum

zusammenbrach. Als der Bagger die trockene Erde aushob, dachte Bentz zurück an den Tag des Begräbnisses, als er neben seiner untröstlichen Tochter gestanden und zugesehen hatte, wie Jennifers Sarg in die Erde gesenkt wurde. An die Trauergäste erinnerte er sich nur vage, aber Shana und Tally waren da gewesen, das wusste er. Fortuna hatte ebenfalls an der Beerdigung teilgenommen, genau wie Jennifers Stiefschwester Lorraine und andere Familienmitglieder und Freunde. Bentz' Bruder hatte den Trauergottesdienst geleitet, zutiefst ergriffen und aschfahl. Als er die Gebete murmelte, schob sich eine dicke Wolkenbank vor die Sonne. Er habe Jennifer geliebt, hatte James in seiner Rede gesagt, doch nur ein paar der Anwesenden kannten die Wahrheit: dass diese Art Liebe einem Geistlichen nicht angemessen war. Sein Zölibatsgelübde hatte ihn offenbar weit weniger eingeengt als sein Priesterkragen. Kristis Hand fest umschlossen, hatte Bentz Alan Gray angeblickt, den Mann, den Jennifer beinahe geheiratet hätte, bevor sie sich in Bentz verliebte und die Frau eines Polizisten wurde. Bei dem Begräbnis hatte Alan abseits der Menge gestanden, ein Millionär, der nicht wirklich dazugehörte. Sein Gesichtsausdruck war vollkommen emotionslos

gewesen, als ginge es um einen hohen Einsatz beim Pokern in Vegas. Bentz hatte die Augen abgewandt, und Gray war gegangen, noch bevor das letzte Gebet gesprochen wurde. Damals hatte Bentz es seltsam gefunden, dass Gray bei der Beerdigung aufgekreuzt war, doch dann hatte er nicht mehr daran gedacht.

Es war surreal zu beobachten, wie der Bagger die Erde aus dem Grab seiner Frau schaufelte, und der tiefliegende Nebel verstärkte diesen Eindruck noch. Bentz war überzeugt, dass der verwesende Leichnam im Sarg seiner Frau gehörte. Wem sonst?

Dennoch war er nervös. Angespannt. Rechnete mit dem Schlimmsten. Trotz der Kühle fing er an zu schwitzen. Die Männer mit den Schaufeln gingen in dem Moment an die Arbeit, als Hayes eintraf. Er trug einen hellbraunen Anzug, der so frisch gebügelt aussah, als käme er gerade aus der Reinigung. Ein dunkles Hemd, eine passende Krawatte und auf Hochglanz polierte Schuhe machten das Outfit komplett. Stets der Dandy.

»Nichts Neues von deiner Frau?«, erkundigte sich Hayes.

»Ich hab gehofft, du würdest etwas wissen.«

»Ich arbeite dran.« Hayes tastete nach dem Knoten seiner Krawatte. »Hab das Handy über den GPS-

Positionsanzeiger geortet«, sagte er.

»Und?«

»Reg dich jetzt nicht auf. Offenbar ist es weggeworfen worden. Wir haben es im Sand in der Nähe des Santa-Monica-Piers gefunden.«

»Verdammt!«

»Wir überprüfen noch mal die Webcams. Bislang ohne Ergebnis, aber es ist ja noch früh.«

Santa Monica. Schon wieder. Bentz wusste, warum das Handy dort entsorgt worden war. Wegen Jennifer. Weil Stadt und Pier eng mit ihrem Leben verknüpft waren, ihrem gemeinsamen Leben. Wer immer sie in seine Gewalt gebracht hatte, rieb ihm genau das unter die Nase, streute Salz in die Wunden, verhöhnte ihn.

»Dieses Miststück.« Bentz konnte den Zorn, der in ihm hochstieg, nicht unterdrücken. »Jennifer. Sie spielt mit mir.«

»Es ist nicht Jennifer«, korrigierte Hayes und deutete mit dem Kinn auf den Sarg.

»Schon klar ... du weißt, wen ich meine. Die Frau, mit der ich im Auto gesessen habe. Sie sah Jennifer unglaublich ähnlich, aber sie war zu jung. Aus dieser Nähe konnte ich mit Sicherheit sagen, dass sie nicht meine Ex-Frau war. Aber verdammt, sie wusste so

viel über Jennifer ... über uns.« Seine Haut kribbelte bei der Erinnerung an ihren Kuss, ihre Berührung. Bei dem Gedanken daran, wie sie geschmeckt hatte, wie er sich hatte übertölpeln lassen, geriet sein Magen in Aufruhr. Wütend auf sich selbst, versuchte er, sich zusammenzunehmen, zu denken wie ein Cop, nicht wie ein Ehemann. »Okay. Dann ist das Handy also wertlos. Was unternehmt ihr noch?«

»In erster Linie versuchen wir zurückzuverfolgen, was gestern passiert ist, sprechen mit Leuten am Flughafen, die gesehen haben könnten, wie sich Olivia mit Petrocelli in der Gepäckausgabe getroffen hat. Wir überprüfen die Sicherheitskameras am Flughafen und stückeln Sherrys gestrigen Tagesablauf zusammen.«

Das reicht nicht, dachte Bentz. »Habt ihr die Jungs vom FBI angerufen?«

»Der Captain hat vor, sie hinzuzuziehen -«

»Das ist Kidnapping, Hayes.«

»Es sind nicht mal vierundzwanzig Stunden verstrichen, was aber nicht heißen soll, dass sich unsere Abteilung für vermisste Personen strikt daran hält.«

»Das will ich auch nicht hoffen. Allmächtiger! Eine Polizeibeamtin ist tot und eine ganze Menge anderer

Personen auch. Wir haben es also nicht nur mit Entführung zu tun, sondern mit einem Serienmörder, der frei herumläuft! Einem Polizistenkiller. Ich bin der Meinung, wir sollten dringend das FBI informieren.«

»Sie haben sich bereits in den Springer-Mord eingeschaltet. Wir sind uns einfach noch nicht sicher, ob all die Vorfälle in Zusammenhang stehen«, räumte Hayes ein. »Bledsoe arbeitet daran.«

»Na großartig.« Bentz konnte den Gedanken nicht ertragen, dass Olivias Sicherheit womöglich von Andrew Bledsoes Ermittlungen abhing. »Was ist mit Fernando Valdez? Habt ihr mit ihm gesprochen?«

»Wir versuchen immer noch, ihn ausfindig zu machen. Das Haus der Salazars wird überwacht, aber er ist gestern nicht dorthin zurückgekehrt.« Hayes blickte Bentz an. »Ich habe mit Jerry Petrocelli gesprochen. Er ist am Boden zerstört.«

»Das glaube ich«, sagte Bentz und hoffte von ganzem Herzen, dass ihn nicht dasselbe Schicksal ereilen würde. Bentz sah zu, wie der Sarg von sechs kräftigen Männern zu einem Transporter getragen wurde. Wieder kamen all seine Erinnerungen an Jennifers Begräbnis hoch. »Zumindest wissen wir bald, ob wirklich Jennifer darin liegt«, sagte er, als

die Türen zum Laderaum zuschlugen. Die Männer zerstreuten sich.

»Es wird nicht lange dauern«, sagte Hayes. »Wir haben bereits die Unterlagen von ihrem Zahnarzt erhalten und einen Experten bestellt, der sie mit dem Schädel abgleicht.« Und dann?, fragte sich Bentz. Eine weitere Leiche war nicht angeschwemmt worden, so dass sie immer noch nicht wussten, was mit der Frau passiert war, die ihn auf die Aussichtsplattform des Devil's Caldron gelockt hatte und dann ins Meer gesprungen war. Warum tat jemand so etwas? Wer war Jennifers Doppelgängerin? Warum quälte sie ihn so? Und was zum Teufel hatte sie mit Olivia angestellt? Als hätte er seine Gedanken gelesen, sagte Hayes: »Wir werden sie finden.« Sein Handy klingelte. »Später, Bentz.« Er fischte das Telefon aus seiner Tasche und nahm den Anruf auf dem Weg zu seinem 4Runner entgegen. Der Transporter mit dem Sarg fuhr davon.

Bentz blieb vor dem leeren Grab zurück, wo er seine erste Frau für immer beerdigt geglaubt hatte. Ein Schauder lief ihm das Rückgrat hinab, und er wurde das Gefühl nicht los, dass ihn jemand im dunstigen Licht des Morgens beobachtete, unsichtbare Augen, die jede seiner Bewegungen ver-

folgten. Er drehte sich um und blickte suchend in den Nebel. Eine menschliche Gestalt schien Form anzunehmen, dann verschwand sie wieder, und zurück blieben nur raschelnde Blätter und Zweige. Stand da jemand hinter dem Gebüsch auf der anderen Seite des Friedhofszauns? Es musste eine Täuschung sein, redete er sich ein. Die Exhumierung hatte seine Nerven bloßgelegt, trotzdem ging er auf die Stelle im Gebüsch zu, wo sich die Zweige bewegt hatten. Als er näher kam, blickte er kurz in ein Paar grüne Augen, so grün wie die von Jennifer, die ihn durch den Nebel musterten.

Sein Puls beschleunigte sich.

»Das kann nicht sein«, sagte er mit zusammengebissenen Zähnen, nahm Anlauf und schwang sich über den Friedhofszaun. Sein Knie und sein Oberschenkel protestierten. Niemand versteckte sich in dem Gebüsch dahinter, niemand starrte ihn aus grünen Augen an. Dennoch: Es musste jemand hier gewesen sein, der ihn beobachtet hatte ... auf ihn gewartet hatte, wohlwissend, dass er der Exhumierung beiwohnen würde. Jemand, der wusste, wo Olivia war. Verdammt.

Er machte ein paar Schritte auf eine kleine Baumgruppe zu, die unbewegt im wabernden Nebel

stand. Er hatte sie gesehen, bevor sie durch die Ahornbäume und das Gebüsch davongeschlüpft war. »Jennifer« - ein Geist im Nebel.

»Wo bist du, du Miststück?« Methodisch suchte er die Gegend zwischen Friedhof und dem angrenzenden Gelände ab, eine Baumreihe, Wiese und Gebüsch. Er horchte angestrengt. Kein Zweig knackte, kein Schritt war zu vernehmen, nur sein eigener Herzschlag und sein Atem. Gedämpfte Verkehrsgeräusche.

Frustriert spähte er den Zaun an der Baumreihe entlang, doch niemand war zu sehen. Keine Menschenseele. »Verflucht.« Er kletterte zurück über den Zaun, ohne sein schmerzendes Bein zu beachten, und beschloss, dass es an der Zeit war, das Gesetz in seine eigenen Hände zu nehmen. Er wusste, dass Hayes und das LAPD ihr Bestes taten, um Olivia aufzuspüren, aber sie hielten sich an die Regeln, während er sich keinen Deut mehr darum scheren wollte. Olivia wurde vermisst. Vielleicht war sie schon tot. Bentz würde sich nicht länger zurückhalten, sondern alles tun, um seine Frau zu finden.

»Scheiß drauf.« Montoya legte den Hörer auf. Er

würde hier nicht tatenlos rumsitzen, während die Musik anderswo spielte. Bentz steckte in Schwierigkeiten und sah Gespenster. Jetzt wurde auch noch Olivia vermisst, und es gab nicht viel, was Montoya von New Orleans aus tun konnte. Kalifornien, ich komme.

Die nächsten zwei Tage waren sowieso dienstfrei, und Resturlaub hatte er auch noch, sollte er in L.A. verlängern müssen. Er wartete nicht mal das Ende seiner Schicht ab, teilte Jaskiel kurz und knapp mit, er wolle ein paar Überstunden abfeiern, und spazierte zur Tür hinaus. Auf dem Weg nach Hause rief er Abby bei der Arbeit an und gab ihr Bescheid. Zum Glück reagierte sie freundlich. »Tu, was du nicht lassen kannst«, sagte sie. »Aber sei vorsichtig, okay? Komm heil zurück. Ich bin keine gute Krankenschwester.«

»Alles klar.« Er legte auf und lächelte. Zu Hause warf er ein paar Sachen in eine Reisetasche, dann sprang er wieder in seinen Mustang und fuhr zum Flughafen.

Als Hayes im Büro ankam, traf er auf einen tobenden Bledsoe, der versuchte, Beweismaterial zusammenzutragen, mit dem er Bentz für jedes einzelne Verbrechen festnageln wollte, das in der

letzten Woche in und um L.A. begangen worden war.

»Ich sag's dir«, leierte Bledsoe wie eine Schallplatte, als Hayes ihm auf der Männertoilette über den Weg lief, »wenn Bentz nicht aufgekreuzt wäre, wären fünf Leute noch am Leben, und das sind nur die, von denen wir wissen.« Er zog den Reißverschluss hoch und trat ans Waschbecken. »Frag mal, was die Angehörigen von Shana Mclntyre, Lorraine Newell, Fortuna Esperanzo und den Springer-Zwillingen davon halten.«

»Sie sind keine Cops.«

»Oh, nicht zu vergessen Donovan Caldwell, Alan Gray und sogar Bonita Unsel. Ich habe mit allen gesprochen — sie halten Bentz für den Täter.«

Hayes schüttelte den Kopf. »Sie sind keine Cops.«

»Unsel schon.«

»Ein Cop mit einem Riesengroll. Sie und Bentz hatten mal was miteinander.«

»Na und? Bentz war damals ein ganz schöner Draufgänger. Hat sich durchs halbe Department gevögelt.« Mit einem schmierigen Grinsen fügte Bledsoe hinzu: »Deine Freundin ist ja auch ein paarmal mit ihm ins Bett gegangen.«

Hayes hatte den Seitenhieb erwartet, er war typisch für Bledsoe. »Du hast mit Alan Gray gesprochen?«,

erkundigte er sich.

Bledsoe nickte. »Er ist wieder in der Stadt, vielmehr zurück in Marina del Rey, wo er seine Yacht im Del Rey Yacht Club vor Anker liegen hat. Er hasst Bentz.«

»Dann steckt er vielleicht hinter dem Ganzen«, schlug Hayes vor.

»Gray hat zu viel Geld und Macht, um sich mit einem Niemand wie Bentz abzugeben«, widersprach Bledsoe. »Hat Bentz Gray nicht die Frau ausgespannt?«

»Glaubst du, das kümmert ihn?«, fragte Bledsoe missmutig. »Alan Gray hat genug Freundinnen, um Hugh Hefner eifersüchtig zu machen.«

»Das sag aber nicht Hef«, frotzelte Hayes. »Gray ist der Typ Mann, der ständig auf Wettbewerb aus ist. Schätze, er verliert nicht gern, aber das tut schließlich keiner.«

»Aber so lange zu warten? Zwölf Jahre? Alan Gray hat Besseres zu tun, als Bentz über Jahre hinweg zu grollen. Komm auf den Boden, Hayes.«

Hayes konnte den Ärger in seiner Stimme nicht verbergen. »Wir wissen beide, dass Bentz unschuldig ist. Du bist doch bloß sauer auf ihn.« Hayes stellte sich vor ein Pissoir. »Lass es dabei bewenden,

Bledsoe. Du kannst mehr als das.«

»Und du hast keinen klaren Blick bei dieser Sache. Kommt mir fast vor, als würdest du Scheuklappen tragen, Mann. Unsere Ermittlungen gehen in die falsche Richtung, wir sollten lieber Bentz unter ein verdammtes Elektronenmikroskop legen.« Bledsoe stieß die Tür auf und trat auf den Flur. Eine Spülung rauschte. Trinidad, eine Zeitung unter dem Arm, kam aus der Kabine und blickte zur Toilettentür. »Bledsoe ist ein Arschloch«, sagte er und trat ans Waschbecken, um sich die Hände zu waschen. »Das ist nichts Neues, Russ.«

»Aber er ist ein guter Cop. Für gewöhnlich trügt ihn sein Instinkt nicht.«

»Er versucht, Beweismaterial gegen Bentz zusammenzutragen.«

»Nein, das tut er nicht.« Trinidad griff nach einem Papiertuch. »Er sagt nur, wir sollen den Mann besser im Blick behalten.« Er trocknete sich die Finger ab, knüllte das Papiertuch zusammen und warf es mit der Geschicklichkeit einer Highschool-Sportskanone in den Abfallkorb. »Würde nicht schaden.« Er zögerte. »Bentz dachte, er würde mir das Leben retten, als er den Jungen erschossen hat. Ein ehrenwertes Motiv, trotzdem halte ich ihn nicht für einen Heiligen. Er hat

genauso Fehler gemacht wie wir alle. Ich persönlich glaube, dass irgendein kranker Scheißkerl ihm was anhängen will, und genau den sollten wir finden.«

Bentz umklammerte das Lenkrad und versuchte, sich über die Grenze zwischen Realität und Einbildung klarzuwerden.

Hatte er Jennifer gesehen?

War die Wahnsinnige, die in den Ozean gesprungen war, tatsächlich noch am Leben und machte sich über ihn lustig, oder war sie nichts als ein Hirngespinst? Ohne eine Antwort auf diese Fragen zu finden, fuhr er auf direktem Wege nach Encino. Das Einzige, was er mit Bestimmtheit wusste, war, dass darin seine letzte Hoffnung bestand, jetzt, da es nicht mehr möglich war, Olivia über ihr Handy-GPS zu orten.

Wie sehr hatte er sich an diese Möglichkeit geklammert! Doch nichts war dabei herausgekommen. Wieder einmal. Und so war er wieder hier in Encino, folgte einem weiteren Hinweis. Er war todmüde, ausgezehrt von Schlafmangel und Sorge, doch er konnte nicht aufhören. Nicht bevor er Olivia gefunden hatte.

Das Junior College, das Yolanda Salazar und ihr Bruder Fernando Valdez besuchten, lag nur fünf

Meilen von ihrem Haus in Encino entfernt. Fernandos Arbeitsstelle, das Blue-Burro-Restaurant, befand sich genau dazwischen. Fernando konnte die Strecke gehen, mit dem Fahrrad zurücklegen oder den Bus nehmen, der vier Blocks vom Haus der Salazars entfernt hielt und direkt am Restaurant vorbei zum Haupteingang des College fuhr. Er hätte sich auch problemlos eins der anderen Fahrzeuge der Salazars ausleihen oder bei Sebastian oder Yolanda mitfahren können. Die eigentliche Frage lautete doch: Wer war die Frau, die er in Fernandos Wagen gesehen hatte? Die Frau, die er gesehen hatte, als er im Krankenhaus aus dem Koma erwacht war? Genau das würde er heute herausfinden, egal, was kommen mochte. Er hatte nicht viel zu verlieren. Beim LAPD war er bereits unten durch, und daheim in New Orleans war es ebenfalls fraglich, ob er in den aktiven Dienst würde zurückkehren können.

Alles, was im Augenblick zählte, war die Sicherheit seiner Frau.

Er stellte seinen Mietwagen auf dem Besucherparkplatz ab, machte das Registraturbüro ausfindig und zückte mit todernstem Gesicht seine Dienstmarke. Ein ängstlich dreinblickendes Mädchen um die zwanzig händigte ihm Fernandos und

Yolandas Stundenpläne aus.

Mit Hilfe der kostenlosen Campus-Pläne, die auf dem Tresen lagen, konnte er nachvollziehen, wo und wann Mario Valdez' Geschwister an diesem Tag Unterricht hatten. Er hatte das frühe Seminar verpasst, doch Fernando würde abends in der Sydney Hall sein. Gut. Bentz wollte rechtzeitig vor dem Unterricht zurückkehren. Er konnte es kaum abwarten, sich mit dem Jungen zu unterhalten.

Ich habe nicht viel Zeit. Es ist helllichter Tag und ziemlich warm dafür, dass es am Morgen so kühl war. Der Nebel hebt sich, aber das Risiko muss ich eingehen.

Von der Arbeit aus fahre ich direkt nach Hause, lade das Foto von Olivia runter und drucke es aus. Ich trage dünne Handschuhe ... es gibt keinen Grund, jetzt nachlässig zu werden.

Das Ergebnis ist exzellent. Ich habe wunderbar den entsetzten Ausdruck auf Olivias Gesicht eingefangen und alles rausgenommen, das einen Hinweis darauf geben könnte, wo sie gefangen gehalten wird. Alles, was auf dem Bild zu sehen ist, sind die Gitterstäbe des Käfigs und eine mitleiderregende, gebrochene, verängstigte Frau, die verzweifelt in die Kamera

blickt.

»Schritt eins«, sage ich, zufrieden mit mir selbst. Bevor noch mehr Zeit verstreicht, ziehe ich das Bild aus dem Drucker und stecke es in einen gefütterten Briefumschlag. Mit der Post dauert es einen Tag, ihm das Foto zukommen zu lassen. Ich beschließe, dass es Zeit wird, die Dinge voranzutreiben. Ihm richtig zuzusetzen. Damit er weiß, wie sich diese Leere, diese Verzweiflung anfühlen, wenn man jemanden verliert, den man liebt.

O ja. Rick Bentz wird schon bald erfahren, wie grässlich es ist, ganz und gar allein zu sein.

Ich ziehe die Laufsachen an, stecke mein Haar unter die Baseballkappe und setze eine riesige Sonnenbrille auf. Nicht gerade die beste Verkleidung und ziemlich warm, aber es muss reichen. Der Jogginganzug und der zwei Nummern zu enge Sport-BH verbergen meine Figur. Zufrieden kritzele ich Rick Bentz' Namen auf den Umschlag, dann fahre ich schnell zu der fürchterlichen Absteige von Motel in Culver City.

Ein rascher Blick bestätigt mir, dass er nicht da ist - sein neuer Mietwagen steht nicht auf dem Parkplatz. Ich stelle das Auto ein paar Blocks entfernt ab und steige aus. Den Umschlag in der Jacke, falle ich in einen leichten Trab. Ich achte darauf, mein Gesicht

von den Verkehrsüberwachungskameras abgewandt zu halten, und passe die Ampeln so ab, dass ich kaum langsamer werden muss, um bei Grün die Straße zu überqueren. Ich erreiche die Straßenecke beim So-Cal Inn, überquere den Parkplatz und lasse den Umschlag vor dem Eingang fallen. Aus dem Augenwinkel sehe ich einen Jungen hinter der Glastür, aber er ist nur mit dem Fernseher beschäftigt, der in der Ecke steht.

Als ich zum Auto zurückjogge, verspüre ich ein kribbelndes Gefühl der Erwartung. Jetzt muss ich eine Tankstelle suchen. Auf der Toilette ziehe ich meine Arbeitskleidung an, richte mit einem Blick in den gesprungenen Spiegel mein Haar und trage etwas Puder auf, um die geröteten Wangen zu verbergen.

Ich bezahle die Tankfüllung in bar, steige ins Auto und fahre los. Zum ersten Mal seit Jahren verlangt es mich nach einer Zigarette, nur um meine Nerven zu beruhigen, doch ich schenke dem keine weitere Beachtung. Wie gern würde ich einen kurzen Abstecher zum Motel machen, um sicherzugehen, dass der dämliche Teenager den Umschlag gefunden hat! Ich reiße mich jedoch zusammen. Kein Grund, unnötige Risiken einzugehen. Ich wünschte nur, ich könnte Mäuschen spielen, wenn Bentz den Umschlag

öffnet. Sein Gesichtsausdruck ist mit Sicherheit unbezahlbar!

35

Bentz war unterwegs, als der Anruf kam. Auf dem Display leuchteten Nummer und Name des So-Cal Inn auf. Er nahm das Gespräch an.

»Hi, hier ist Rebecca, die Managerin des So-Cal Inn. Sie haben mich gebeten, Sie anzurufen, wenn irgendetwas Ungewöhnliches passiert.«

Mit der freien Hand umklammerte Bentz das Lenkrad. »Richtig.«

»Wir haben ein Päckchen mit Ihrem Namen vorn drauf vor der Eingangstür gefunden.«

»Ein Päckchen?«, wiederholte er.

»Nun, einen Umschlag. Sie kennen doch diese gefütterten braunen Dinger. Irgendwann am Vormittag. Ich dachte, Sie hätten ihn verloren, als Sie losgefahren sind.«

»Nein.«

Bentz dachte an den letzten Umschlag, den mit den Fotos von Jennifer und der mit einem Fragezeichen

versehenen Sterbeurkunde. Er zweifelte nicht eine Sekunde, dass dieser hier vom selben Absender stammte, was sich auch immer darin befinden mochte. »Heben Sie ihn auf, aber öffnen Sie ihn nicht. Ich bin gleich da. Sagen wir in zehn, fünfzehn Minuten.« Er suchte nach einer Ausfahrt, wechselte die Spur und fuhr, fast ohne den Fuß vom Gas zu nehmen, vom Freeway ab. Vor der roten Ampel an einer Kreuzung hielt er an.

Noch mehr Fotos? Dokumente? Lieber Gott, bitte mach, dass es um Jennifer geht, nicht um Olivia. Er klopfte nervös mit den Fingern aufs Lenkrad. Was jetzt? Was zum Teufel sollte er jetzt tun?

Sobald er Grün hatte, bog er unter dem Freeway scharf nach links ab und riss das Steuer herum zur Auffahrt auf die Interstate 405 nach Süden.

Er vermochte das Gefühl nicht abzuschütteln, dass der Inhalt diesmal etwas mit Olivia zu tun hatte. Eine Lösegeldforderung? Oder Schlimmeres? Sein Herz machte einen Sturzflug, und er konnte kaum schnell genug nach Culver City kommen. Die Zeit schien stillzustehen, die Angst brannte ihm ein Loch in den Magen, doch zehn Minuten später bog er auf den vertrauten, mit Schlaglöchern übersäten Parkplatz

ein, stellte den Motor ab und ging schnellen Schrittes ins Büro.

Rebecca erwartete ihn. Der besagte Briefumschlag lag an der Rezeption. Auf dem gelbbraunen Papier stand sein Name in denselben Druckbuchstaben wie auf dem ersten Umschlag.

»Ich hab ihn gefunden, als ich reingekommen bin. Ich war in einem Zimmer, in dem der Schlüssel nicht funktionierte, und Tony saß an der Anmeldung. Er hat nicht gesehen, wer ihn dort hingelegt hat.«

Argwöhnisch betastete Bentz den Umschlag. Rebecca reichte ihm einen Brieföffner, und er schlitzte vorsichtig die Lasche auf. Ein einzelnes Blatt Papier glitt heraus. »O Gott«, flüsterte sie und schlug die Hand vor den Mund, als sie das Bild von Olivia erblickte.

Fast hätten Bentz' Knie nachgegeben. Er starrte den Schnappschuss von Olivia an, seiner schönen Olivia, die direkt in die Kamera schaute mit einem Ausdruck nackter, kalter Angst in den Augen. Totenblass starrte sie durch Gitterstäbe, als befände sie sich in einem alten Gefängnis im Wilden Westen. Ihr Haar war zerzaust, die Augen weit aufgerissen und blutunterlaufen. Über ihrem Mund war ein roter Fleck zu erkennen, wo offensichtlich ein Klebeband

gehaftet hatte. Alles Leben, sämtliches Feuer in ihr war erloschen. Geblieben war nichts als reines Entsetzen. »Verdammt noch mal!«, sagte Rick gepresst. Jeder Muskel in seinem Körper war angespannt. Wenn er den Psychopathen in die Hände bekäme, der ihr dies angetan hatte, würde er ihn persönlich in Stücke reißen. Immerhin ist sie am Leben, rief er sich vor Augen. Das ist doch etwas.

Er machte sich erneut am Umschlag zu schaffen, in der Erwartung, einen Brief oder eine Nachricht zu finden, aber es war nichts anderes drin. Nur das vernichtende Foto. Du bist dafür verantwortlich, Bentz. Sie ist entführt worden, möglicherweise gefoltert, und jetzt sitzt sie in diesem Gefängnis, deinetwegen und wegen deiner verdammten Besessenheit bezüglich Jennifer. Angst und Schuldgefühle packten ihn. »Was ... was ist das?«, fragte Rebecca. »Das«, sagte er mit brechender Stimme, »ist meine Frau.«

»O Gott ... es tut mir so leid!« Voller Entsetzen starrte sie auf das Foto und leckte sich nervös die Lippen. »Wo ist sie? Was machen sie mit ihr? Könnte das nicht ein Scherz sein? Ein schlechter Scherz ...« Doch als sie seinen Blick auffing, wusste sie, dass das nicht der Fall war. »Heilige Muttergot-

tes!« Sie blinzelte, um die Tränen zurückzudrängen.

»Ist Tony da?«, fragte Bentz.

»Oh ... ja ... entschuldigen Sie.« Sie rief über die Schulter nach ihrem Sohn. »Tony!«

»Sind Sie sicher, dass Tony die Person mit dem Umschlag nicht gesehen hat?«, fragte Bentz.

»Ich glaube, ja.« Sie räusperte sich und trat näher an die Tür, die die Rezeption vom Büro trennte. »Tony!«, rief sie noch einmal, diesmal in schärferem Ton. »Er hat eine Erkältung, deshalb ist er nicht in der Schule.« Ein paar Sekunden später kam Tony herbeigeschlurft, die Hände in den Hosentaschen, MP3-Hörer in den Ohren. Der hämmernde Rhythmus eines Rap-Songs war zu vernehmen. Bentz schob das Foto von Olivia zurück in den braunen Umschlag. Der Junge schniefte, als würde seine Nase laufen. Eine Erkältung? Oder hatte er etwas genommen? Koks? Meth? Eine andere Droge? Doch das interessierte Bentz im Augenblick nicht.

Rebecca zog ihrem Sohn einen Ohrstöpsel heraus. »Mr. Bentz möchte wissen, ob du gesehen hast, wer das hier gebracht hat.«

»Ich glaub nicht.« Tony blickte auf seine Füße. »Sicher?«, hakte Bentz nach.

Der Junge zuckte die Achseln. »Hab keinen

gesehen.«

»Aber du bist dir nicht ganz sicher«, stellte Bentz fest und drängte ihn, sich an irgendetwas zu erinnern, das ihm helfen könnte, seine Frau zu retten.

»Ich, ähm, ich habe etwas gehört«, sagte Tony und räusperte sich. »So was wie ein Klatschen. Vielleicht als sie den Umschlag fallen gelassen hat?« Er klang wenig überzeugt. »Sie?«

»Oder er.« Tony runzelte konzentriert die Stirn und tat so, als befürchte er, eine falsche Antwort zu geben. »Ich weiß es nicht.«

»Aber du hast jemanden gesehen?«

»Nicht richtig. Da ist einer vorbeigelaufen, ein Jogger.«

»Und du hast gedacht, es wäre eine Frau?« Bentz' Herz schlug plötzlich doppelt so schnell. Am liebsten hätte er die Worte aus dem Jungen herausgeschüttelt. Die Webcam an dem Santa-Monica-Pier hatte in der Nacht, in der Bentz hinter »Jennifer« her ins Wasser gehechtet war, einen Jogger aufgezeichnet. Außerdem hatte er einen Jogger gesehen, als er vor Lorraine Newells Haus gestanden und auf das Eintreffen der Polizei gewartet hatte. Und jetzt schon wieder?

»Er oder sie hat einen Jogginganzug und eine

Baseballkappe getragen. Ich kann es wirklich nicht sagen. Darf ich jetzt wieder gehen?«

»Nein«, sagte Bentz. Jogginganzug und Baseballkappe an einem warmen Vormittag ... das musste eine Verkleidung sein. Bentz wusste, dass er sich an einen Strohhalm klammerte, aber er hätte nach allem gegriffen, nach dem winzigsten Hinweis, der ihn zu seiner Frau führen konnte. Es gelang ihm, nach außen hin ruhig zu wirken, obwohl er innerlich schrie. »Tony, ich möchte, dass du aufs Präsidium kommst und mit einem Phantombildspezialisten sprichst.«

»He, nein.« Tony schüttelte den Kopf, als wäre das Präsidium der Abgrund zur Hölle. »Zu den Cops? Nee, niemals.«

»Er wird kommen, wenn er Ihnen helfen kann«, sagte Rebecca mit Nachdruck.

»Nein, Mom. Ich habe nichts gesehen, nicht wirklich. Ich bin mir nicht mal sicher, was diesen Jogger angeht. Sie -«

»Sie?«

»Ja, ich denke schon, aber ich kann's nicht mit Sicherheit sagen. Also: Sie ist über den Parkplatz gelaufen ... ich glaube nicht, dass sie an der Eingangstür war.«

»Aber du weißt es nicht genau.«

Er schüttelte den Kopf und biss sich auf die Unterlippe. »Tony zieht es vor, fernzusehen oder Videospiele zu spielen, wenn er eigentlich arbeiten sollte.« Als wäre ihr gerade klargeworden, dass er noch gar nicht arbeiten durfte, fügte sie rasch hinzu: »Er bekommt Taschengeld dafür, dass er für mich die Rezeption macht.«

Doch es interessierte Bentz nicht, ob Tony für seine Mutter arbeitete oder nicht. Nicht im Augenblick. Obwohl er wegen des Fotos noch völlig benommen war, verspürte er doch ein Quentchen Hoffnung. Endlich hatte er etwas Konkretes, mit dem er weitermachen konnte. »Gibt es eine Überwachungskamera mit Aufnahmen von Parkplatz und Eingang?«, fragte Bentz, und Rebecca nickte. »Ja, und von der Lobby ebenfalls. Unsere Sicherheitsanlage ist ziemlich schlicht, aber Sie können gern eine Kopie der Videoaufzeichnungen haben.«

»Geht das sofort? Können Sie das Band zurückspulen, damit wir es uns ansehen können?«, fragte er, ganz Feuer und Flamme. »Ja, sicher.«

»Ich brauche auch eine Kopie für die Polizei.«

»Kein Problem.« Sie wies Tony an, die Rezeption

im Auge zu behalten, und führte Bentz in einen kleinen Raum mit einem Monitor und einem Videogerät. Wie Rebecca bereits angedeutet hatte, war die Anlage nicht gerade auf dem neuesten Stand der Technik, aber das war Bentz gleichgültig. Er brauchte nur einen Anhaltspunkt, der ihm helfen konnte, Olivia zu finden.

Rebecca nahm an dem winzigen Schreibtisch Platz, drückte ein paar Knöpfe und spulte das Schwarzweißband zurück. Der Film drehte sich schnell in umgekehrter Richtung. »Da«, sagte sie, als ein Jogger auftauchte. Sie spulte das Band zurück, bis er direkt im Fokus der Kamera war. Der Jogger lief über den Parkplatz, genau wie Tony gesagt hatte, dann zog er den Umschlag aus der Jacke und ließ ihn vor der Eingangstür fallen.

Bentz glaubte nicht, dass es sich um Jennifers Doppelgängerin handelte. Er war sich nicht mal sicher, ob es tatsächlich eine Frau war, doch es hatte immerhin den Anschein. Der Jogginganzug war ausgebeult und verbarg ihre Figur, doch am Kinn war kein Bartschatten zu erkennen und auch kein Adamsapfel am Hals, wenngleich er sich bei der minderen Qualität des Bandes nicht sicher sein konnte. Nun hatten sie etwas in der Hand.

»Haben Sie diese Person schon mal gesehen?«, fragte er Rebecca.

»Schwer zu sagen, mit der Baseballkappe und der dunklen Sonnenbrille, aber ich glaube nicht.«

»Tony!«, rief Bentz, und der Junge kam angeschlurft, offenbar sehr gelangweilt. »Du hattest recht. Das ist die Person, die du gesehen hast, stimmt's?«

»Ja.« Er zuckte wieder die Schultern, als wäre das seine Standardbewegung. »Schätze schon.«

»Ist dir sonst noch etwas aufgefallen? Zum Beispiel ein Auto, das in der Nähe geparkt hat?«

»Ne, aber das ist sie. Sehen Sie? Sie lässt den Umschlag fallen.«

»Du bist dir anscheinend doch sicher, dass es eine Sie ist, oder?«

»He, ich hab doch gesagt, ich weiß es nicht, Mann!«

»Tony«, wies Rebecca ihren Sohn scharf zurecht. »Du stehst einem Detective vom Police Department von New Orleans gegenüber, und seine Frau gilt als vermisst. Gekidnappt. Es ist gut möglich, dass dieser Jogger« - sie deutete auf den Monitor - »etwas damit zu tun hat, also denk bitte nach. Und zwar richtig.«

»Das tue ich doch!«, rief Tony und warf theatralisch die Hände in die Luft. »Verdammt, Mom, hörst du

mir eigentlich nie zu? Ich hab doch gesagt, dass das alles ist, was ich weiß. Und da ... da ist sie doch auf dem Band. Ich hab auch nicht mehr gesehen als das.« Er blickte Bentz argwöhnisch an, als erwartete er, jede Sekunde verhaftet zu werden.

»Was ist mit der Farbe von ihren Klamotten?«

»Ah ... keine Ahnung.« Er schnippte mit den Fingern. »Aber ihre Schuhe sahen nicht so aus, als gehörten sie einem Mann, deshalb habe ich sie für eine Frau gehalten.« Bentz sah wieder auf den Monitor, wo flüchtig ein Laufschuh zu erkennen war. Er würde ihn nicht unbedingt als Frauensportschuh beschreiben, aber er war definitiv klein. Für einen Frauenfuß gemacht. Oder für einen sehr kleinen Mann. »Danke, Tony.«

»Null Problemo.« Der Junge zuckte wieder die Achseln und zog sich zurück, darauf bedacht, rasch so viel Abstand wie möglich zwischen sich und den Cop zu bringen. Bentz wandte sich an Rebecca. »Sie sagten, Sie können mir eine Kopie davon machen?«

»Ja. *Null Problemo«,* erwiderte sie, ihren Sohn nachahmend. Dann zog sie rasch eine Kopie und reichte sie ihm. »Viel Glück«, sagte sie. »Ich hoffe, Sie finden sie. Und zwar bald.«

»Das hoffe ich auch«, bestätigte Bentz und eilte

zurück zu seinem Wagen. Er fügte im Kopf hinzu, was sie beide dachten: *bevor es zu spät ist*.

»Ich habe die Liste der Haftentlassenen mit der Chronik von Gewaltverbrechen verglichen und nach Verdächtigen gesucht, auf die das Täterprofil des Einundzwanziger-Killers zutrifft«, sagte Bledsoe, der vor Hayes' Schreibtisch Aufstellung genommen hatte.

Hayes lehnte sich auf seinem Stuhl zurück. Martinez hockte auf seiner Schreibtischkante. Sie warteten auf den Anruf von Doug O'Leary, dem Dentologen der Gerichtsmedizin, den man hinzugezogen hatte, damit er Jennifer Bentz' Zahnarztunterlagen mit dem Gebiss der exhumierten Leiche verglich.

»Das sind die Jungs, die nach dem Verbrechen an den Caldwell-Zwillingen eingebuchtet wurden und noch vor der Ermordung der Springer-Mädchen wieder rausgekommen sind«, fuhr Bledsoe fort. »Das Täterprofil trifft lediglich auf drei von ihnen zu, und das auch nur ansatzweise. Das hier ist Freddy Baxter. Er ist letzten Januar entlassen worden: Hat seine Freundin mit dem Auto über den Haufen gefahren und anschließend auf unzurechnungsfähig plädiert. Aber er hat ein Alibi, und zwar ein wasserdichtes.

War mit seinem Bruder in Vegas, als die Springer-Mädchen entführt wurden.« Bledsoe hielt die rechte Hand hoch und streckte drei Finger in die Höhe, Daumen und kleiner Finger blieben unten. Als klar war, dass Baxter als Tatverdächtiger ausschied, nahm er den Ringfinger runter. »Hier haben wir Mickey Eldridge, ist bei einem Streit mit dem Messer auf seine Alte losgegangen. Wurde im Dezember entlassen, gerade rechtzeitig zu Weihnachten. Die Frau, die fast an ihren Fleischwunden krepiert wäre, behauptet steif und fest, er habe sich geändert, sei religiös geworden oder was auch immer. Angeblich war sie in der fraglichen Nacht bei ihm.« Bledsoe knickte den Zeigefinger ein, so dass jetzt nur noch der Mittelfinger in die Höhe stand. »Unser letzter Psycho mit genügend Mumm und Wut, eine solche Sache durchzuziehen, ist George St. Arnaux. Er ist mein persönlicher Favorit. Erinnert ihr euch an ihn? Der Irre, der seinen Opfern systematisch Finger und Zehen abgeschnitten hat? Ich frage mich, wie zum Teufel er es geschafft hat, aus dem Knast zu kommen. Irgendeine Staranwältin schwört, sie verfüge über die Aussage eines Augenzeugen, dass der Killer ein Weißer und kein Schwarzer gewesen sei, also ist unser Freund George entlassen worden.

Die Steuerzahler werden schon bald für eine neue Gerichtsverhandlung aufkommen müssen, darauf wette ich. George war zur Tatzeit mit der Anwältin zusammen, zumindest behauptet sie das. Ich schätze, die haben da was am Laufen, wenn ihr wisst, was ich meine.«

»Nicht alle haben so schmutzige Gedanken wie du«, warf Martinez ein. »Du sagst doch selbst, sie ist seine Anwältin.«

»Und sie bumst ihn, das sage ich euch auch.« Er senkte die Stimme. »Manche Frauen fahren total auf diese durchgeknallten, gefährlichen Typen ab.«

»Sie *bumst* ihn? Werd erwachsen, Mann! Wir sind nicht mehr in der siebten Klasse.« Martinez zählte nicht zu denen, die mit ihren Gefühlen hinter dem Berg hielten. »Worauf wolltest du noch gleich hinaus ...?«

»Ja, richtig.« Bledsoe ließ die Hand sinken und warf ihr einen finsteren Blick zu, dem sie jedoch standhielt. So sehr er es auch versuchte, sie ließ sich einfach nicht von ihm einschüchtern. »Was ich damit sagen will: Ich habe in ganz Kalifornien keinen ehemaligen Häftling gefunden, dem ich das anhängen kann. Scheiße.«

Hayes fühlte die Last und den Druck der

Ermittlungen. Es waren schon zu viele Tage verstrichen, seit man die Zwillinge tot aufgefunden hatte. Die Spur wurde langsam kalt, wenngleich sie auch vorher nie heiß oder zumindest warm gewesen war. Der Mordfall Springer war in den Zeitungen von Seite eins weiter nach hinten gerückt, doch der Killer lief immer noch frei herum. Es war noch ein weiter Weg, bis der Gerechtigkeit Genüge getan werden konnte. Bledsoe war noch nicht fertig. »Ich habe mit allen gesprochen, die die Springer-Zwillinge gekannt haben, jeden ihrer Schritte zurückverfolgt. Beamte haben sämtliche Nachbarn, Freunde, Verwandte befragt. Wir haben versucht, eine Verbindung zu den Caldwell-Zwillingen herzustellen, aber *nada*.« Er rieb sich mit einer Hand das Gesicht. »Was mich wieder auf unseren Freund, den Detective bringt.« Er malte mit den Fingern Anführungszeichen in die Luft. »Und ich verwende die Bezeichnung >Detective< hier sehr locker. Das kann doch alles kein Zufall sein.«

»Selbst wenn es kein Zufall ist, macht ihn das noch lange nicht zum Täter«, wandte Martinez ein. »Wenn du ihm das in die Schuhe schieben willst, Bledsoe, dann musst du mit handfesten Beweisen kommen. Mach deinen Job.« Genau in diesem Augenblick

entdeckte Hayes Rick Bentz, der mit großen Schritten ins Präsidium und direkt auf seinen Schreibtisch zugestürmt kam. »Sieht so aus, als bekämst du die Chance, ihn selbst zu befragen.« Zum ersten Mal an diesem Tag lächelte Hayes. »Hau rein!«

»Das werde ich.« Bledsoe trat von Hayes' Schreibtisch zurück und machte Platz für den Detective aus New Orleans. »Ach, Bentz«, sagte er anstelle eines Grußes.

Bentz kümmerte das nicht. Er warf Bledsoe einen vernichtenden Blick zu und fuchtelte mit einem großen braunen Umschlag herum. »Das habe ich vorhin im Motel entgegengenommen«, sagte er und schleuderte den Inhalt des Umschlags auf Hayes' Schreibunterlage. Das Foto einer zutiefst erschrockenen Frau hinter Gittern landete neben seinem Terminplaner.

Jeder Muskel in Hayes' Körper spannte sich an. Bentz blickte über die Schulter zu Bledsoe und erklärte: »Meine Frau.«

Martinez sagte kein Wort, sondern starrte bloß auf die verängstigte Gefangene.

»Das hier ist ein Videoband vom So-Cal Inn. Die Überwachungskamera hat einen Jogger gefilmt, der den Umschlag vor der Tür fallen gelassen hat und

weitergelaufen ist. Ich hoffe, ihr könnt die Verkehrsüberwachungskameras in der Gegend überprüfen und herausfinden, ob es vielleicht ein Foto von ihr gibt. Vielleicht, wenn sie ins Auto steigt.«

»Sie?«, fragte Bledsoe und kniff die Augenbrauen zusammen.

»Ich denke schon. Das Band lässt keine genaueren Schlüsse zu, aber ich dachte, ihr kriegt das besser hin, könntet vielleicht das Gesicht heranzoomen, obwohl es meist von der Kamera abgewandt ist.«

»Noch ein Jogger«, stellte Hayes fest. »Stimmt. Ihr könntet die Aufnahme mit dem Foto vergleichen, das die Webcam am Santa-Monica-Pier gemacht hat.« Rick schüttelte den Kopf. »Was den Jogger betrifft, den ich in der Mordnacht in der Nähe von Lorraine Newells Haus gesehen habe, bin ich mir nicht sicher. Es war zu dunkel. Aber ich würde meine Dienstmarke darauf verwetten, dass es derselbe Typ ist.«

»Ist das die Frau, die du zum Devil's Caldron gefahren hast?«

»Nein.« Diesbezüglich schien sich Bentz sicher zu sein. »Aber sie kennen sich, das könnt ihr mir glauben.«

»Verdammte Scheiße«, sagte Bledsoe. »Komm schon, Jonas.« Bentz blickte Hayes direkt an. »Lass uns diesen Jogger festnageln. Ich will meine Frau finden!« Hayes' Telefon klingelte. Er hob den Finger und bedeutete Bentz, sich für einen Augenblick zu gedulden, dann meldete er sich. »Detective Hayes.« Als er hörte, wer dran war, stellte er den Apparat auf laut.

»Hier ist Dr. O'Leary«, sagte der Dentologe am anderen Ende der Leitung. »Ich habe die gewünschten Ergebnisse, Detective. Keine große Überraschung. Die Unterlagen des Zahnarztes stimmen mit dem Gebiss überein. Bei der exhumierten Frau handelt es sich definitiv um Jennifer Bentz.«

36

Bentz war wie betäubt, obwohl er genau das erwartet hatte. Selbstverständlich handelte es sich bei der Leiche im Sarg um Jennifer - davon war er seit zwölf Jahren ausgegangen. Jennifer war tot und ihre Doppelgängerin nichts anderes als Teil einer großangelegten Intrige, um ihn nach Los Angeles zurückzulocken.

Warum? Um ihn zu drangsalieren? Um Olivia zu kidnappen und zu peinigen? Einen Amoklauf zu starten? »Dann war das Ganze wohl ein Schuss in den Ofen.« Bledsoe schüttelte den Kopf. »Eher Schall und Rauch«, korrigierte Bentz. »Und da hast du deine Frau mit reingezogen? Du liebe Güte, es ist ganz schön gefährlich, mit dir verheiratet zu sein, und zwar nicht nur für deine Gattin, sondern auch für ihre Bekannten!«

Wenn Bledsoe Salz in die Wunde streuen wollte, dann tat er das verdammt gründlich, dachte Bentz. Das Funkeln in Bledsoes Augen zeigte Bentz, dass der Detective sein Unbehagen genoss. »Lasst uns nach der Person suchen, die dieses Debakel inszeniert hat«, beharrte Bentz.

»Das heißt natürlich, dass du als Verdächtiger ausscheidest.« Bledsoe nahm einen Schluck Kaffee, um sein Grinsen zu verbergen.

»Ich habe nicht meine eigene Frau entführt.« Reg dich nicht auf, ermahnte sich Bentz. Bledsoe suchte nur nach einem Grund, ihn zum Sündenbock zu machen. Wieder einmal. Und als wäre das nicht genug, sah er Dawn Rankin das Dezernat durchqueren. Sie fing seinen Blick auf und kniff leicht die Lippen zusammen, bevor sie sich zu einem

Lächeln zwang und auf ihn zutrat. »Wieder da?«, fragte sie. »Du scheinst es woanders wohl nicht auszuhalten, oder?«

»Es ist beruflich«, fiel Hayes ihr zu seiner Rettung ins Wort. Es war ein ständiges Wechselbad mit Dawn: In der einen Minute dachte Bentz, sie sei längst über ihn hinweg und hätte das Kriegsbeil begraben, in der nächsten zischte sie mit gespaltener Zunge. Er war froh, dass ihre Beziehung nur kurze Zeit gehalten hatte.

»Gib mir Bescheid, wenn ich helfen kann«, sagte sie jetzt mit einem leichten Anflug von Sarkasmus und ging. »Miststück«, sagte Bledsoe. »Dein Glück, dass du dir am Ende Jennifer Nichols geangelt hast.« Bentz kaufte ihm die kameradschaftliche Bemerkung nicht ab. Bledsoe, das wusste er, würde ihn genauso schnell wieder in den Rinnstein stoßen. Zum Glück klingelte Bledsoes Handy, und er entfernte sich, die Tasse Kaffee in der Hand. »Das ist also der Stand der Dinge«, sagte Hayes, als sie unter sich waren. »Der Leichnam im Sarg ist Jennifer. Wir haben viele verschiedene Fingerabdrücke auf dem Chevy gefunden, aber außer deinen ist keiner in unserer Datenbank. Wir suchen noch weiter. Im Wagen wurde kein Beweismaterial sichergestellt, und unser

Bergungsteam hat keinen Leichnam einer falschen Jennifer aus dem Pazifik gefischt.«

»Weil sie noch am Leben ist. Ich habe sie wieder gesehen.«

»Wie bitte?«

»Heute Morgen«, sagte Bentz. »Auf dem Friedhof.«

»Und Sie haben es nicht für nötig befunden, das irgendjemandem mitzuteilen?«, fragte Martinez. »Ich war mir nicht sicher, okay?«

Hayes wedelte mit der Hand, um den Zwist zu beenden. »Jetzt haben wir dieses Foto und den Umschlag, in dem es steckte. Da unser Täter bislang äußerst vorsichtig vorgegangen ist, könnte ich darauf wetten, dass die Sachen sauber sind, aber wir lassen sie trotzdem auf Fingerabdrücke und DNS untersuchen. Und dann gibt es noch das hier.« Er hielt das Videoband hoch. »Lass uns einen Blick reinwerfen und mit den Bildern von der Webcam am Santa-Monica-Pier vergleichen. Und du«, sagte er an Bentz gewandt, »gehst zur Abteilung für vermisste Personen und erstattest offiziell Vermisstenanzeige. Mit Sicherheit will sich auch das FBI mit dir unterhalten.«

Hayes war wie immer äußerst penibel und hielt sich genau an die Regeln. Reine Zeitverschwendung.

Schon von Beginn an hatte Bentz gespürt, wie die Sandkörner durchs Stundenglas rieselten. Je mehr Zeit verstrich, desto unwahrscheinlicher wurde es, dass er Olivia rechtzeitig aufspürte, und dieser Gedanke zwang ihn in die Knie. »Was ist mit Yolanda Salazar und ihrem Bruder?«

»Sind noch dabei, ihn ausfindig zu machen. Er ist heute nicht bei der Arbeit erschienen, und sein Vormittagsseminar hat er auch geschwänzt.«

»Auf der Flucht.«

»Sieht ganz so aus.«

Verdammt! In seinen Augen war Fernando der Schlüssel, vermutlich die einzige Person, die »Jennifers« wahre Identität kannte. Es war gut möglich, dass er mit ihr zusammenarbeitete, ihr Komplize war. Sie mussten ihn aufstöbern.

»Irgendwann wird er schon auftauchen«, sagte Bentz. »Lasst uns gehen.«

Martinez hüpfte von der Schreibtischkante.

Hayes rollte mit seinem Stuhl zurück. »Vielleicht haben wir ja Glück«, sagte er.

Martinez war bereits den Gang hinuntergeeilt, doch jetzt blieb sie noch einmal stehen, um Hayes einen Blick über die Schulter zuzuwerfen. »Aber sicher doch. Und vielleicht wird heute Abend mein Freund

mit einem Dreikaräter vor mir auf die Knie fallen und mir einen Antrag machen.« Sie prustete. »Entschuldige, aber meine Erwartung hält sich in Grenzen.«

Das Boot war nicht in Flammen aufgegangen. Noch nicht. Olivia wusste nicht, warum ihr der Feuertod erspart geblieben war, doch jetzt, da der Tag vorangeschritten und sie immer noch am Leben war, wurde sie ruhiger. Zumindest ein bisschen. Sie wusste, dass die Verrückte sie umbringen würde, doch nicht bevor sie das bekommen hatte, was sie wollte.

Und was wollte sie?

Olivia hatte keinen blassen Schimmer, aber die Genugtuung, sie zu töten, würde sie der Frau nicht gönnen. Widerwillig hatte sie das Sandwich gegessen und gleichzeitig befürchtet, es könnte vergiftet sein. Aber sie hatte überlebt. Die Dose Dr.-Pepper-Cola hatte sie auch getrunken und sich anschließend auf dem Eimer erleichtert. Es war ekelhaft, aber die einzige Möglichkeit. Und während der ganzen Zeit grübelte sie über ihr Schicksal nach.

So oder so - sie musste fliehen. Sie konnte nicht darauf hoffen, dass Bentz oder die Polizei oder sonst

wer kommen und sie retten würde. Nein, dachte sie und starrte auf die Ruder an der Wand, das musste sie schon selbst in die Hand nehmen.

Sie blickte sich erneut in ihrem Käfig um, auf der Suche nach etwas, das ihr helfen konnte, sich zu befreien, aber sie fand wie zuvor nichts. Ihre Augen wanderten wieder zu den Rudern. Wenn sie irgendwie an einen der langstieligen Riemen herankäme, könnte sie ihre Gefängniswärterin damit niederschlagen und sich die verdammten Schlüssel schnappen. Wenn sich die Frau ihr hinreichend näherte. Oh, Olivia würde nichts lieber tun, als den Spieß umzudrehen und dieses Miststück in den stinkenden Käfig zu sperren, um dann selbst mit Elektroschocker und Benzinkanister umherzustolzieren.

Wieder betrachtete sie die Ruder. Aus Holz, mit schmalen roten, weißen und blauen Streifen in der Nähe der Riemenblätter, sahen sie robust genug aus, um damit eine knapp eins siebzig große Frau außer Gefecht zu setzen. Und genau das hatte Olivia vor.

Wenn sie nur einen Weg fände, an eins der Ruder heranzukommen!

Sie fühlte, wie das Boot an seiner Vertäuung ruckte, und wusste, dass sie sich in einem Hafen befanden.

Die Frau hatte behauptet, sie könne sich ruhig die Kehle aus dem Hals schreien, es würde sie niemand hören, aber Olivia glaubte ihr nicht. Obwohl hier unten im Schiffsrumpf sämtliche Geräusche gedämpft klangen, drang das Geschrei der Möwen zu ihr. Leute riefen, Motoren heulten auf. Also hatte Olivia geschrien, zuvor, nachdem die Psychopathin gegangen war und sie in dem sicheren Glauben zurückgelassen hatte, in den Flammen verbrennen zu müssen. Sie hatte ihre Schuhe ausgezogen und damit gegen die Gitterstäbe geschlagen, aber es hatte sie tatsächlich niemand gehört. Niemand war an Bord gekommen, auf die *Merry Anne,* wenn der verblasste Name auf den Rettungswesten stimmte.

Jetzt hockte Olivia in einer Ecke ihres Käfigs, der Hals rau vom vielen Schreien, und beobachtete, wie das Sonnenlicht schwächer und es im Käfig langsam wieder dunkler wurde. Es war nervenaufreibend. Unheimlich. Sie weigerte sich, ihrer Fantasie freien Lauf zu lassen.

Stattdessen versuchte sie, einen Ausweg aus ihrer fatalen Situation zu finden. Es musste doch eine Möglichkeit geben, ihr Leben und das ihres ungeborenen Kindes zu retten! Schließlich war sie Psychologin, hatte die menschliche Seele studiert und

verschiedene Behandlungsmethoden für Menschen mit Realitätsverlust kennengelernt. Sie brauchte einfach nur einen Plan.

Sie zog die Knie an die Brust und schlang die Arme darum. Wie ging man rational mit einer Person um, die den Bezug zur Realität verloren hatte? Jemand, dem jegliches gesunde moralische Urteilsvermögen fehlte? Jemand, der von Natur aus böse war?

»Gott steh mir bei«, flüsterte sie, als sich die Nacht herabsenkte und sie mutterseelenallein in der dichten, stygischen Dunkelheit verharrte.

»Das mit deiner Frau tut mir leid«, sagte Corrine O'Donnell, als sie die Vermisstenmeldung ausgefüllt hatte. Bentz hatte bereits ein paar Stunden beim FBI hinter sich und war nun hier gelandet, bei der Abteilung für vermisste Personen. Der Papierkram war nötig, aber er hätte aus der Haut fahren können, als er sah, wie die Zeit verstrich. »Leid« war kein Ausdruck für die Angst, das kalte Entsetzen, das ihn packte, wenn er daran dachte, dass sich Olivia in der Gewalt dieser Wahnsinnigen befand. »Versuch, dir keine Sorgen zu machen. Wir werden sie schon finden.« Corrine lächelte ihn an, und er musste flüchtig daran denken, wie gern er sie gemocht hatte, mehr

als Freundin denn als Geliebte - es hatte sie viel verbunden während ihrer On-and-off-Affäre. »Bist du glücklich mit Hayes?«, fragte er. »Nun ... ich würde gern sagen, ich fühle mich geradezu *ekstatisch,* aber du weißt ja, in diesem Alter ist man vorsichtig - vielleicht zu vorsichtig. Man schleppt viel mit sich herum, ist verletzt worden.« Als würde ihr bewusst, wie leicht sie in die Falle alter Vertrautheit tappte, fügte sie hinzu: »Unterschreib einfach hier.« Sie deutete auf eine Stelle auf dem Formular, und Bentz kritzelte seine Unterschrift hin.

»Ich kümmere mich darum, dass das rausgeht«, sagte sie lächelnd. Rick nickte. »Danke.«

»Viel Glück.« Sie wandte sich schon von ihm ab, bereit, ihre Schuldigkeit zu tun und seine Frau aufzuspüren. Mein Gott, wie sehr er hoffte, sich nicht allein auf das Glück verlassen zu müssen!

Er würde jede Hilfe annehmen, die er bekommen konnte, selbst wenn es sich um göttliches Eingreifen oder einen Pakt mit dem Teufel höchstpersönlich handelte - Hauptsache, Liwie kam wieder frei.

Montoya landete auf dem Flughafen von L.A., holte seine Reisetasche ab und ging geradewegs zum Schalter des Mietwagenverleihs. Während er die

Formalitäten erledigte, um den Mustang entgegennehmen zu können - ein sehr viel neueres Modell als das, das er in New Orleans fuhr -, rief er Bentz an. »Ich bin in Los Angeles«, sagte er, als sein Partner dranging.

»Was? Hier?«

»Konnte es keine Minute länger ertragen, bloß dein Laufbursche zu sein. Dachte, ich könnte dir beistehen. Mit anpacken.«

Bentz stieß ein hohles Lachen aus.

»Schieß los«, sagte Montoya. Er ließ sich von seinem Partner die jüngsten Ereignisse berichten. Bentz endete mit dem Foto, das er bekommen hatte, und sagte, er habe große Angst um seine Frau.

»Und jetzt hat sich das FBI eingeschaltet«, schloss er. Montoya schnaubte, unterschrieb die erforderlichen Papiere und schnappte sich die Schlüssel des Mustang. Bentz kam mit den Jungs vom FBI zurecht, aber Montoya konnte gut auf sie verzichten. Natürlich, der Geheimdienst hatte gerissene Agenten, war auf dem neuesten Stand der Technik und verfügte über ein breites Netzwerk, trotzdem zog Montoya es vor, seine eigenen Ermittlungen zu führen, auf seine Art und Weise.

»Wo bist du jetzt?«, fragte er auf dem Weg zum

Parkplatz. »Am Whitaker Junior College. Fernando Valdez ist heute weder bei der Arbeit noch in einem seiner Seminare aufgekreuzt, aber ich hoffe, er lässt sich am Abend blicken.«

»Er arbeitet im Blue Burro, stimmt's?«

»Ja.«

»Bist du da gewesen?«

»Noch nicht. Aber das LAPD hat dem Laden einen Besuch abgestattet.«

»Ich könnte mich ja einfach mal umsehen. Dann nehme ich mir ein Zimmer in deiner Absteige«, sagte Montoya. »Ruf mich an, wenn du Fernando in die Finger kriegst.«

»*Wenn* ich ihn finde.«

»Irgendwo muss er ja sein. Du musst dich in ihn hineinversetzen, denken wie er. Sei ein Cop, Mann.« Montoya legte auf und warf seine Reisetasche auf die enge Rückbank. Im Wagen gab es ein GPS-System und eine Karte, die ihn nach Encino leiten würden, wo er einen Blick in das mexikanische Restaurant werfen wollte, in dem Fernando arbeitete. Dank seiner Wurzeln sprach Montoya Spanisch so fließend wie Englisch. Mit ein wenig Glück und Geduld würde er womöglich etwas herausfinden.

Bentz parkte neben der Sporthalle des Whitaker Junior College und machte sich auf den Weg zum Studentenwerk. In der Mensa stellte er sich hinter zwei kichernden Studentinnen an, orderte einen doppelten Hotdog mit Pommes und eine Flasche Pepsi und setzte sich damit an einen Ecktisch hinter eine künstlichen Topfpalme. Dabei wandte er den Blick nicht von der Tür ab. Gruppen von Studenten kamen und gingen. Manche sahen aus, als kämen sie geradewegs von der Highschool, andere waren sehr viel älter, Punks, Strandtussis, Computerfreaks - die Studenten am Whitaker Junior College waren bunt gemischt. Bentz betrachtete prüfend jedes einzelne Gesicht, doch Fernando Valdez war in keiner der Studentengruppen zu entdecken, die in der Mensa saßen und lernten, aßen oder Musik hörten.

Bentz war nicht überrascht. Der Junge versuchte offensichtlich, den Cops aus dem Weg zu gehen. Obwohl er den ganzen Tag über fast nichts gegessen hatte, schmeckte er die labberigen Pommes und die Brühwürste kaum, die sich vermutlich stundenlang unter der Wärmelampe gedreht hatten. Seine Gedanken waren anderswo, bei Olivia. Noch hielt er sich an der unwahrscheinlichen Hoffnung fest, dass sie am Leben war. In Sicherheit. Ungebrochen.

Sie ist stark, vergiss das nicht. Sie ist schon früher einmal mit einem gemeingefährlichen Irren fertig geworden. Hier herumzusitzen und auf die geringe Chance zu setzen, dass Fernando Valdez zu seinem Abendkurs auftauchte, kam ihm vor wie reine Zeitverschwendung, doch Bentz blieben kaum Alternativen. Fernando war sein einziger Anhaltspunkt.

Aber er ließ sich an diesem Abend wohl nicht im Studentenwerk blicken.

Als Bentz vom Tisch aufstand, verspürte er einen stechenden Schmerz im Bein. Ohne weiter darauf zu achten, warf er die Reste seines Abendessens in den Mülleimer und stellte den leeren Plastikteller in einen dafür vorgesehenen Behälter. Dann trat er mit seiner Flasche Pepsi durch die Glastüren hinaus in die sich langsam herabsenkende Abenddämmerung.

Es war noch nicht richtig dämmrig, aber schon wieder zog Nebel auf und kroch über die Fußgängerwege zwischen den ausgedehnten Rasenflächen.

Er dachte an seine Frau und hätte sich wieder und wieder dafür treten mögen, solch ein Trottel gewesen zu sein. Er hatte Scheuklappen getragen, als es um Jennifer gegangen war, hatte sich nicht klargemacht,

wie kostbar seine Ehe mit der einzigen Frau war, die er wirklich liebte, der er wirklich vertraute.

»Idiot«, murmelte er auf dem Weg zur Sydney Hall, einem zweigeschossigen Betongebäude mit der Anmut eines Bezirksgefängnisses. Eine Außentreppe führte hinauf in den ersten Stock, die Türen im Erdgeschoss öffneten sich zu einem weitläufigen Vorbau hin. Bentz besah sich rasch das Gebäude und stellte fest, dass es innen kein Treppenhaus gab. Fernando, eingeschrieben für das Englischseminar mit dem Titel »Bühnenautorschaft« im ersten Stock, würde hier vorbeigehen müssen.

Bentz trank seine Pepsi aus und wartete an der Treppe. Um die Lampenkugeln bei den Türen schwirrten bereits Insekten. Die ersten Studenten trudelten ein. Es bestand durchaus die Möglichkeit, dass Fernando gar nicht aufkreuzte. Zweifelsohne hatte Yolanda ihren Bruder vor Bentz gewarnt, und dass er seiner Arbeit ferngeblieben und auch das morgendliche Seminar geschwänzt hatte, zeigte, wie sehr er auf der Hut war.

Verdammt, er konnte auch längst in Tijuana oder noch tiefer im Landesinnern sein. Die mexikanische Grenze im Süden war gar nicht so weit entfernt.

Trotzdem, Fernando war ein US-Bürger, geboren

und aufgewachsen in L.A. Bentz wettete, dass er früher oder später wieder auftauchte.

Und dann würde er ihn festnageln. Vielleicht noch heute Abend. Vielleicht später. Bentz würde nicht lockerlassen. Er lehnte sich an die Wand neben der Treppe und sah zu, wie die Tür des Seminarraums geöffnet wurde und hinter jeder eintretenden Gruppe von Möchtegern-Bühnenautoren wieder zuknallte.

Die Abenddämmerung färbte sich dunkellila.

Kein Fernando. *Komm schon, du Bastard. Nun lass dich endlich blicken, verdammt noch mal.*

Doch der Lärm von Schritten und Gesprächen wurde leiser, der Strom der Studenten versiegte. Bentz blickte auf die Uhr. Zehn nach sieben. Seit fünf Minuten hatte niemand mehr den Raum betreten.

Fernando würde nicht erscheinen.

»Mist.« Bentz beobachtete eine Motte, die gegen die Kugellampe prallte, und wollte gerade die leere Pepsi-Flasche in den Müll werfen, als er eine Gestalt entdeckte, die durch den Nebel gerannt kam. Ein Mann, nahm er an. Der Kerl lief an der Sporthalle vorbei und überquerte eine Rasenfläche. Bentz erstarrte. Blinzelte in die Dunkelheit hinein. Als die Gestalt näher kam, erkannte er Fernando Valdez. Der kleine Scheißer tauchte also doch noch auf. *Treffer,*

dachte Bentz. Sein Puls raste. Endlich! Ein Durchbruch! Jeder Muskel in seinem Körper spannte sich an, als er, den Blick fest auf den Jungen gerichtet, geräuschlos unter die Treppe schlüpfte. Er spähte durch die Stufen hindurch und gab sich alle Mühe, sich zurückzuhalten. Er musste warten, bis Fernando nahe genug herangekommen war, um ihn schnappen zu können. Er durfte den Mistkerl jetzt nicht verscheuchen.

Fernando keuchte und rannte, als wäre der Teufel persönlich hinter ihm her. So wie er schwitzte, hatte er das Tempo schon eine Weile durchgehalten.

Jetzt war es günstig. Nur noch ein kleines bisschen näher. Bentz tastete nach seiner Dienstmarke und wartete auf den richtigen Moment. Fernando kam an der Treppe an. *Jetzt!*

Bentz sprang aus seinem Versteck unter den Stufen, stellte sich dem Jungen in den Weg und hielt seine Dienstmarke hoch. »Fernando Valdez? Keine Bewegung. Polizei!«

»Scheiße!« Fernando schickte sich an wegzulaufen, doch Bentz war darauf gefasst und packte ihn am Unterarm, gerade so fest, dass Fernando aufschrie. »Autsch! He! Lassen Sie mich los!«

»An deiner Stelle würde ich keinen Widerstand

leisten«, warnte Bentz ihn. Sein verletztes Bein spielte verrückt. Nicht jetzt! Sein Knie würde doch nicht gerade jetzt schlappmachen! »Du hast keine Vorstrafen, bist ein unbeschriebenes Blatt. Du könntest sogar eine Zukunft haben, wenn du jetzt kooperierst und deine Freundin abschreibst.«

»Was? Sie sind ja verrückt! Hände weg!« Fernando versuchte sich loszureißen, aber Bentz ließ nicht locker. »Du sagst mir, wer, was, wann und wo - alles, was du über diesen abgefahrenen Schwindel weißt, in den der Impala und die Frau, die vorgibt, meine Ex zu sein, verwickelt sind. Wer der Kopf dahinter ist. Wo diese Jennifer-Doppelgängerin steckt und - viel wichtiger - meine Frau.«

»Ich weiß nicht, wovon Sie reden, Mann.«

»Gib auf, Valdez, es ist vorbei.« Endlich dämmerte es dem Jungen. »Im Ernst.«

»Sie?«, fragte er und kräuselte voller Abscheu die Lippen, als er schließlich zwei und zwei zusammenzählte und Bentz' Gesicht einem Namen zuordnete. »Ich soll *Ihnen* vertrauen? Dem Schwein, das meinen Bruder abgeknallt hat?«

»Ja, das solltest du, sonst schleife ich dich so schnell in den Knast, dass dir der Kopf schwirrt.«

»Ich habe Ihnen nichts zu sagen.«

»Gut. Dann erledigen wir das auf dem Präsidium.« Bentz führte ihn Richtung Parkplatz ab, wo ihm der Sicherheitsmann behilflich sein konnte, der dort in seinem Wachhäuschen saß.

Unterwegs versuchte Fernando mit aller Kraft, sich Bentz zu entwinden, so dass dieser sein verletztes Bein heftig ignorieren musste.

»Glaub nicht, dass du so aus der Sache herauskommst«, knurrte Bentz. »Ich lasse mich nicht verarschen.«

»Lass mich los, du Scheißkerl!«

»Keine Chance.«

»Was zum Teufel wollen Sie von mir?« Das Gesicht des Jungen war hart. Unnachgiebig.

»Das hab ich dir bereits gesagt: die Wahrheit!«

»Ich weiß nicht, wovon Sie reden.«

»Na klar.« Mit seiner freien Hand zog Bentz sein Handy vom Gürtel und drückte die Kurzwahltaste für Hayes. Es klingelte. Einmal. Zweimal. »Komm schon!« Dreimal. Dann ging der Detective zum Glück dran. »Hayes.«

»Hier ist Bentz. Ich habe Fernando Valdez.« Sie gingen an der Sporthalle vorbei. Ein paar Studenten beäugten sie neugierig, aber keiner blieb stehen, um sich zu erkundigen, was los war.

»Wie bitte?«, fragte Hayes. »Du hast ihn gefunden?«

»Am Whitaker College.« Er warf Fernando einen Blick zu. »Scheint so, als hätte er sein 19-Uhr-Seminar nicht verpassen wollen.«

Fernando riss heftig den Arm zurück, woraufhin Bentz die Finger tief in seine Muskeln und Sehnen grub. »Scheiße, Mann«, flüsterte der Junge, doch er versuchte nicht länger, sich loszumachen.

»Bin schon unterwegs«, sagte Hayes. »Bin in zehn, höchstens fünfzehn Minuten da.«

»Komm einfach her«, sagte Bentz. »Ich bin bewaffnet, aber ich will ihn nicht verletzen.«

Bentz spürte, wie angespannt Fernando war, und hörte ihn leise auf Spanisch fluchen.

»Wir treffen uns auf dem Westparkplatz«, sagte Bentz. »Neben dem Wachhäuschen.«

»Alles klar.«

Bentz legte auf. Als er das Handy wieder an den Gürtel steckte, versuchte der Junge noch einmal, die Flucht zu ergreifen, was Bentz mit einem weiteren Stechen im Bein zu spüren bekam. Er zuckte zusammen und stieß ein finsteres Brummen aus. Über seinen Augenbrauen bildeten sich Schweißtropfen.

»Ich habe nicht gegen das Gesetz verstoßen«, beharrte Valdez. Er verzog die Lippen, als freute er sich, Bentz Schmerzen zufügen zu können.

»Ich kann dir nicht helfen, solange du mir nicht hilfst«, sagte Bentz. »Wenn du ein kleines bisschen Hirn im Schädel hast, erzählst du mir was über die junge Frau, die du darauf angesetzt hast, sich als meine Ex auszugeben. Du hast ihr deinen Wagen geliehen.«

»Sie sind ja verrückt. *Loco*. Ich habe keinen blassen Schimmer, wovon Sie eigentlich reden!«, beharrte Fernando, doch in seinen dunklen Augen lag ein Anflug von Furcht, eine Sekunde des Zögerns, als spürte er, dass es für ihn eng wurde.

»Es wäre um einiges einfacher, wenn du aufgibst, bevor du verhaftet wirst.«

»Verhaftet? Haben Sie den Verstand verloren?«

»Das weiß ich genauso wenig wie du.« Sie kamen an den Rand des Parkplatzes. Der Mann vom Campus-Sicherheitsdienst, der die Gegend vorher zu Fuß kontrolliert hatte, war nirgends zu sehen. Wo bist du, wenn man dich braucht?, fragte Bentz stumm und blickte suchend über den Parkplatz. Anschließend wandte er sich warnend an Fernando: »Du hast etwa drei Minuten Zeit zu reden, bevor Detective Hayes

auftaucht.« Er wünschte, die Worte aus dem Jungen herausquetschen zu können. Die Wahrheit ... die Antworten ... den Ort, an dem er Olivia finden würde. »Das LAPD will dich hinter Gittern sehen. Wenn ich du wäre, würde ich mich daher lieber kooperativ zeigen.«

»Sollen sie mich doch einsperren«, sagte Fernando. »Ich hab nichts verbrochen.« Er funkelte Bentz aus hasserfüllten Augen an. »Aber Sie ... sehen Sie sich doch mal an, Sie schwitzen wie das Schwein, das Sie sind. Was immer Sie gerade durchmachen - ich hoffe, es tut höllisch weh.« Bentz lockerte seinen Griff nicht, um sich den Schweiß von der Stirn zu wischen. Jennifers Doppelgängerin war ihm entwischt, aber Valdez würde ihm nicht durch die Lappen gehen. »Schluss mit dem Theater, Junge. Wenn du nicht auspackst, wirst du die Sonne nicht mehr außerhalb der Gefängnismauern zu sehen bekommen. Wer ist deine Freundin, und wo hältst du meine Frau gefangen? Ihr habt von Anfang an zusammengearbeitet, hab ich recht? Bist du der Jogger? Kümmerst du dich um die Drecksarbeit?«

»Was reden Sie für ein verrücktes Zeug?«

»Vielleicht bin ich verrückt, aber du bist derjenige, der wegen Entführung in den Knast wandert«, sagte

Bentz. Sein Griff um den Unterarm des Jungen verstärkte sich. »Wegen Entführung ... und möglicherweise wegen mehrfachem Mord.«

37

Das Blue Burro brummte, die Gäste strömten in die Bar. Farbenprächtige Pinatas und bunte, künstliche Papageien hingen im offenen Gebälk, das in ebenso leuchtenden Farben gestrichen war. Die Bedienungen, die schwarze Hosen, weiße Hemden und Bandanas um den Hals trugen, eilten durch die angrenzenden Räume, sorgfältig darauf bedacht, einander und den Gästen auszuweichen. Sie trugen Tabletts voller Gerichte oder klappten tragbare Serviertische auf, um hausgemachte Guacamole zuzubereiten. Von Zeit zu Zeit formierten sie sich, stülpten einem Gast einen riesigen Mexikanerhut auf den Kopf und sangen ein mexikanisches Geburtstagslied.

Es war ein freundliches, überfülltes Restaurant. Montoya vermutete, dass die Polizei schon da gewesen war und nach Fernando Ausschau gehalten hatte, also beschloss er, äußerst behutsam vorzugehen und sich erst mal unter die Leute zu mischen. Er zog

seinen Ehering ab und setzte sich an der Bar auf einen der wenigen freien Hocker neben den Schwingtüren zur Küche, dann bestellte er bei der Bartenderin, die aussah, als wäre sie keine einundzwanzig, einen Scotch.

Mexikanische Live-Musik ging im Lärm der Gespräche und dem Klirren der Gläser unter. Montoya lauschte angestrengt und versuchte, etwas über Fernando Valdez aufzufangen. In kleinen Schlucken trank er seinen Whisky und ließ den Blick zu dem Spiegel über der Bar wandern, so dass er unauffällig das Treiben hinter ihm beobachten konnte. Eine Zeitlang ließ er das belanglose Geschwätz über sich ergehen, und erst als er seinen Drink fast geleert hatte, hörte er durch die Schwingtüren, wie in der Küche Fernandos Name fiel. Eine Kellnerin beschwerte sich darüber, dass er nicht zur Arbeit erschienen war und sie seine Schicht hatte übernehmen müssen. Obwohl ihr das Geld gelegen kam, war sie sauer, dass ausgerechnet *er* ihr eine Doppelschicht aufdrückte, wo sie sich doch um das Baby kümmern musste. Sie hatte ihre Mutter anrufen und bitten müssen, auf den Kleinen aufzupassen, oder so ähnlich. Montoya versuchte, sich sein Interesse nicht anmerken zu lassen, und

beobachtete aus dem Augenwinkel die Schwingtür zur Küche. Die Tür öffnete sich, und Montoya erhaschte einen Blick auf eine junge Frau mit einem runden Gesicht und schmalen Lippen. In ihr fast schwarzes Haar, das sie straff aus dem Gesicht zu einem Knoten zurückgenommen hatte, waren platinblonde Strähnchen gefärbt. Sie war wütend, und Fernando schien der Grund dafür zu sein.

»O je«, sagte er zur Bartenderin, als die Tür wieder zugeschwungen war. Aus der Küche war erneut die schrille Stimme der jungen Frau zu vernehmen. »Da ist aber jemand gar nicht glücklich.«

»Stimmt. Acacia ist nie glücklich.« Sie lächelte ihn an und füllte Gläser mit Eis.

»Nicht mit Fernando«, stellte er fest.

Sie ließ die Eisschaufel sinken und betrachtete ihn eingehend. »Sie kennen ihn?«

Er schüttelte den Kopf. »Kaum. Ich habe ein paar Seminare am Junior College besucht, Wirtschaft, abends, wegen meines Jobs. Ich bin Sachbearbeiter bei einer Versicherung. Fernando war in einem der Seminare und hat erwähnt, dass er hier arbeitet.«

»Nicht mehr lange, wenn er sich nicht bald blicken lässt«, sagte die Frau kopfschüttelnd, lud Eis auf die kleine Schaufel und füllte die Würfel in die Gläser,

die auf der Arbeitsfläche unter der Theke standen. »Er ist ein Spieler. Ein Aufreißer. Das gefällt Acacia gar nicht. Sie will, dass er ein solideres Leben führt.«

»Mit ihr?«

Die Bartenderin warf ihm einen Blick zu, der deutlich sagte, wie dämlich seine Frage war. »Natürlich mit ihr. Er ist der Vater ihres Kindes.«

»Tatsächlich? Er hat mir gar nichts von einem Kind erzählt.«

»Typisch. Er hat sie auf einer Party abgeschleppt, und sie ist schwanger geworden.« Sie sah Montoya an. »Der Kleine sieht aus wie er. Fernando bestreitet das zwar nicht, aber das war's auch schon.«

Sieh mal einer an, dachte Montoya. Eine leicht nervöse Kellnerin kam an die Bar geeilt und ratterte ihre Bestellung herunter. »Kannst du das schnell machen? Ich hab's vergessen, und die Frauen an Tisch sechs werden langsam sauer.«

»Na klar.« Die Bartenderin nickte und fing an, Drinks zu mixen, zuerst für die Kellnerin, dann für vier Gäste am anderen Ende der Bar.

Mehr würde er nicht aus ihr herausholen können, ohne sie misstrauisch zu machen, dachte Montoya. Die gestresste Kellnerin drückte die Schwingtür auf, und Montoya sah, wie Acacia durch eine Hintertür

trat.

Schnell bezahlte er seinen Drink, gab ein großzügiges Trinkgeld und schritt hinaus in die kühle Nacht. Ein frischer Wind wehte über den Parkplatz. Montoya wartete, dass sich der Verkehr lichtete, dann lief er zu einem Mini-Markt auf der anderen Straßenseite. Er kaufte eine Schachtel Camel und kehrte zum Restaurant zurück. In der Hoffnung, Acacia während ihrer Pause zu erwischen, ging er zur Rückseite des Gebäudes, wo sich ein Grüppchen Köche und Kellnerinnen unter ein Vordach in der Nähe des Lieferanteneingangs drängte. Montoya öffnete die Zigarettenschachtel und steckte sich eine Camel Filters zwischen die Lippen. Er klopfte seine Taschen ab und tat so, als suche er nach einem Feuerzeug, während er sich den rauchenden und schwatzenden Angestellten des Blue Burro näherte.

Acacia war auch darunter und nahm gerade stirnrunzelnd einen letzten Zug. Im Licht der Außenbeleuchtung wirkte sie noch zorniger als vorhin.

Als er näher kam, verstummte das Gelächter.

»Haben Sie Feuer für mich?«, fragte Montoya auf Spanisch.

Einer der Köche, ein großer Kerl mit einem dünnen

Schnurrbart und schmutziger Schürze, nickte und warf ein Feuerzeug, das Montoya in der Luft fing.

»Danke, Mann.«

Acacia trat ihre Kippe aus und machte Anstalten, wieder hineinzugehen.

Montoya ließ das Feuerzeug aufflammen und fragte: »Hat jemand Fernando gesehen?«

Totenstille.

»Nicht?« Montoya legte die Stirn in Falten. »Ich habe gehört, dass er hier arbeitet. Er schuldet mir Geld. Dachte, ich könnt's mir hier abholen.«

Zunächst sagte niemand ein Wort - offenbar wussten alle, dass die Polizei nach ihm suchte. Der große Koch mit der schmutzigen Schürze sah aus, als wollte er sich schnellstmöglich verdrücken. Er drückte seine Kippe in den überquellenden Aschenbecher. »Stimmt was nicht?«

Immer noch sagte keiner etwas, bis Acacia, die ihre Wut auf Fernando nicht in Schach halten konnte, den Kopf schüttelte. »Er schuldet Ihnen Geld? Willkommen im Club.« Montoya warf dem Koch das Feuerzeug zu, dann wandte er sich an Acacia. »Dann schuldet er Ihnen auch was?« Der Riese verschwand durch die Fliegengittertür in die Küche, dicht gefolgt von einem kleineren Kellner. »Sie würden es nicht

glauben.«

»Vielleicht doch.« Er bot ihr eine Zigarette an. Sie zuckte die Achseln, nahm eine aus der Schachtel und zündete sie an. Eine verwahrloste Katze schlich durch die Dunkelheit und verschwand unter dem Müllcontainer in der Hintergasse.

»Er schuldet mir ein ganzes Leben, verstehen Sie? Mir und seinem Sohn. Er schuldet seinem Sohn ein Leben.« Sie zog heftig an ihrer Zigarette und ließ den Rauch seitlich aus dem Mundwinkel strömen. »Sie haben einen gemeinsamen Sohn?«

»Hm. Roberto ... wir nennen ihn Bobby. Aber glauben Sie, Fernando würde sich um ihn kümmern? Seinen Sohn besuchen? Mir Unterhalt zahlen?« Sie seufzte. »Stattdessen treibt er sich mit dieser Frau herum.« Montoya sagte nichts, nahm nur einen langen Zug von seiner Zigarette und hörte zu.

»Sie hat ihn aufgestachelt. Fährt seinen Wagen, trifft sich mit ihm an der Schule. Am *College*. Er wollte dorthin, weil er sich ein besseres Leben wünschte, wollte Buchhalter werden wie seine Schwester, und dann ... dann hat er diese ... diese *Schauspielerin* getroffen, und plötzlich will er Bühnenstücke schreiben!« Ihre Augen wurden schmal vor Argwohn, ihre Nasenflügel bebten. »Und

was tut er für mich? Serviert mich ab, das ist die Wahrheit. Kommt noch nicht mal zu seiner Schicht, weil er ja mit Jada zusammen sein muss.« Vor Abscheu verzog sie die Lippen. Sie schnippte den Rest ihrer Zigarette auf den Kies. »Wäre da nicht Roberto, würde ich den Scheißkerl umbringen!«

Olivia hörte das gleichmäßige Pochen über ihr.

Neben dem Ächzen des Bootes und dem Scharren und Trippeln der kleinen Mitbewohner ihres schwimmenden Gefängnisses waren Schritte zu vernehmen.

Jemand war an Bord.

Sie bezweifelte nicht einen Augenblick, dass es sich um ihre Peinigerin handelte, also schrie sie nicht, wollte nicht riskieren, dass diese Psychopathin sie erneut knebelte. Wenn sie nur eine Waffe gehabt hätte, egal, welche! Im besten Fall konnte sie durch die Gitterstäbe den Wasserkrug auf die Frau leeren, doch außer dass sie sich erschrecken oder wütend werden würde, brächte das gar nichts.

Auf einmal flammte das Licht auf, und Olivia blinzelte, um ihre Augen an die plötzliche Helligkeit zu gewöhnen. Langsam kam ihre Entführerin die Stufen herunter und schleppte eine Kiste mit sich.

»Und, wie geht's uns?«, erkundigte sie sich mit vorgetäuschter Heiterkeit. Olivia hätte am liebsten »Wunderbar« geantwortet, aber sie besann sich eines Besseren. Die beste Art, mit der Frau umzugehen, war gleichmütig zu bleiben. Gar nicht so leicht, schließlich war sie diejenige, die in diesem ekelhaften Käfig hockte, doch wenn Olivia sie dazu bringen konnte, ihren Frust abzuladen, würde sie ihr womöglich wertvolle Informationen entlocken.

Wenn sie nur die Ruhe bewahren, das Entsetzen unter Kontrolle halten könnte, das an ihr nagte! »Wie ich sehe, hast du gegessen. Gut. Du darfst ja nicht vom Fleisch fallen.«

Olivia erstarrte. Worauf wollte sie hinaus? Die Frau konnte doch unmöglich etwas von dem Baby wissen. Natürlich nicht. Niemand weiß etwas davon. Nicht mal dein eigener Mann, und so wie's aussieht, wird er es auch nie erfahren.

Rasch blendete sie diesen Gedanken aus. Sie würde einen Weg finden, um von diesem verdammten Boot runterzukommen. Das musste sie. Für das Baby. »Und, hungrig?«, fragte die Frau und zog eine Plastiktüte aus der Kiste. Sie warf ein weiteres eingepacktes Sandwich und eine Plastikflasche Soda in den Verschlag. Wieder hätte Olivia sie am liebsten

geschlagen. Aber das war nicht möglich. *Bleib ruhig. Sorg dafür, dass sie redet.* »Wer sind Sie?«, fragte sie noch einmal.

»Das würdest du wohl gern wissen.« Sie lächelte, als freute sie sich darüber, in die Rolle einer feixenden Siebenjährigen schlüpfen zu können.

»Ja, allerdings. Und was Ihr albernes Spielchen anbelangt - das funktioniert nicht.«

Die Lippen der Frau zuckten in einem kurzen Augenblick des Zorns. »Oh, ich denke schon. Schließlich bin ich diejenige *außerhalb* des Käfigs.«

»Wer sind Sie?«

»Eine Freundin ... nun, eine enge Freundin deines Ehemannes«, sagte sie mit einer Spur von Bitterkeit. »Dann kannten Sie auch Jennifer.«

Die Augen der Frau verdüsterten sich. Olivia hatte einen wunden Punkt getroffen. Warum? Was bedeutete Jennifer für sie?

»Ich hatte nicht viel am Hut mit dieser Schlampe«, sagte die Frau. Dann huschte ein Grinsen über ihr Gesicht. »Aber über die Jahre habe ich mit einigen ihrer Freundinnen Freundschaft geschlossen, du weißt schon, mit denen, die gern Geheimnisse ausplaudern.«

Olivia sank das Herz. »Sie haben sie ausgequetscht

und anschließend umgebracht?« Natürlich hatte sie sich bereits gedacht, dass diese bösartige Irre hinter den Morden an Shana und Lorraine steckte, doch das in dem sanft schaukelnden Frachtraum laut auszusprechen, ihre Vermutung bestätigt zu wissen, die arrogante Selbstzufriedenheit der Frau zu sehen, machte alles realer. Noch erschreckender. »Damit hatten sie nicht gerechnet.«

Olivia hätte sich am liebsten übergeben. *Bleib ruhig. Benutze deinen Verstand.*

»Sie waren irgendwann nur noch im Weg.« Die Frau setzte eine Videokamera auf ein Stativ, richtete die Beine aus und sicherte sie mit speziellen Halterungen, die sie in den Boden schraubte. Dann blickte sie sich mit gekrauster Nase um. »Mein Gott, stinkt das hier unten! Mein Vater hat seine Hunde in diesem Verschlag von Hafen zu Hafen verfrachtet. Deutsche Doggen.«

»Dann haben *Sie* mich also angerufen? Sie stecken hinter den nächtlichen Telefonaten, stimmt's?«, fragte Olivia, um die Frau aufs Thema zurückzubringen. »Du bist ja so clever«, spottete ihre Entführerin. »Dein IQ muss stratosphärische Höhen erreichen. Aber so schlau kannst du auch wieder nicht sein, wenn man die Umstände bedenkt. Hier -« Sie bückte

sich und blätterte das Album auf einer neuen Seite mit Fotos von Ricks und Jennifers Hochzeit auf, die Braut in einem weißen Spitzenkleid und langer Schleppe, der Bräutigam, so viel jünger als jetzt, stolz und stattlich in einem schwarzen Smoking. Wieder waren Blutstropfen auf dem Plastik zu sehen, die Gesichter verschmiert. »Das hier ist gut.« Sie schob das Album mit dem Zeh nach vorn und wandte sich erneut ihrer Kamera zu. Olivias Haut kribbelte. »Was tun Sie da?«, fragte sie. »Ich bereite alles vor, damit du bezahlen kannst.«

»Bezahlen?«

»Für die Sünden deines Ehemannes.«

»Ich verstehe nicht ...«

Die Frau blickte hoch und lächelte selbstgefällig. »Natürlich nicht.«

»Hören Sie, warum lassen Sie mich nicht einfach gehen?«

»Oh, richtig, nach zwölf Jahren des Planens, Wartens und der Suche nach einer geeigneten Person, die Jennifers Part spielen kann, soll ich aufgeben, weil du das für eine gute Idee hältst.« Sie blickte Olivia direkt an, die Augen zusammengekniffen und kalt wie Eis. »Du kapierst es nicht, oder? Ich will, dass Bentz bezahlt. Dass er so leidet wie ich. Dass er

weiß, wie es ist, jemanden zu verlieren, den man liebt. Er soll in Zukunft jeden Tag in dem Bewusstsein verbringen, dass er nicht nur dich hat sterben lassen, sondern auch sein eigenes Leben zerstört hat. Dass er allein ist, mutterseelenallein.« Sie steigerte sich wie in einen Rausch, sprach lauter, nachdrücklicher, leidenschaftlicher, ihr Gesicht rötete sich, und sie ballte die Fäuste.

Die Frau musste sich sichtbar anstrengen, ihren Zorn im Zaum zu halten und ihre Finger wieder zu lösen. Als sie weitersprach, war ihre Stimme ein harsches Flüstern. »Der Mann hat mich durch die Hölle geschickt, >Liwie<, und jetzt ist die Reihe an ihm. Zeit, dass er ein bisschen Schmerz verspürt. Weiß, was das bedeutet. Er hat nie rausbekommen, dass ich Jennifer umgebracht habe, hat nicht mal einen Verdacht gehegt. Was für ein großartiger Detective! All die Auszeichnungen für heldenhafte Verdienste? Lächerlich!« Sie stieß ein höhnisches Lachen aus, als hätte sie Olivia angesehen, wie schockiert sie war. »Tja, das hast du nicht gewusst, oder? Jennifer verrottet in ihrem Grab, zumindest tat sie das, bis er sie hat exhumieren lassen. Dieses kranke, verdrehte Luder, das Bentz um den kleinen Finger gewickelt hat. Er hat sie *geliebt,* verstehst

du? War besessen von dieser untreuen Schlampe, obwohl sie ihn wieder und wieder betrogen hat ... Es war nicht mit anzusehen, und trotzdem hat er sie geliebt!«

Sie bebte jetzt vor Zorn, die Videokamera in der Hand. »Sogar noch nach der Affäre mit seinem Halbbruder, einem gottverdammten Priester, dem leiblichen Vater seiner Tochter! Allmächtiger, er hat's einfach nicht dick genug kriegen können, ein echter Masochist!«

Die Frau war wirklich durchgedreht. Voller Hass und Rachegelüste.

»Das ist doch alles längst Geschichte«, versuchte Olivia sie zu beruhigen.

»Willst du nicht mal wissen, wie ich's gemacht habe? Wie ich das mit ihr erledigt habe?«

»Mit Jennifer?«

»Natürlich mit Jennifer! Wir sprechen hier wohl kaum von der Queen, oder? Es war so einfach«, prahlte die Frau. »Ich habe ihre Tabletten ausgetauscht, ihr was in den Gin getan und gewartet. Als sie losgefahren ist, bin ich ihr gefolgt und habe dafür gesorgt, dass sie einen Unfall baut.« Sie hielt inne, kostete die Erinnerung aus. »Es war ein hinterhältiger Anschlag, ich weiß. Feige, sie mit dem

Auto zu verfolgen und sie so in den Wahnsinn zu treiben. Aber es hat funktioniert.«

»Sie haben sie tatsächlich umgebracht?« Olivia wollte das gesamte Geständnis hören.

»Nein, nein, nein. Sie hat sich selbst umgebracht, erinnerst du dich? Und was den Abschiedsbrief anbelangt: Davon habe ich nicht mal was gewusst. Sie hatte ihn wohl schon eine Weile vorher geschrieben. Nicht sonderlich gefestigt, unsere Jennifer. Aber Bentz ... er konnte einfach nicht genug von ihr kriegen. Die Scheidung hat ihn nicht abgehalten. Er musste wieder was mit ihr anfangen. Manche Männer kapieren es nie.« Sie lachte kalt in sich hinein. »Aber Bentz wird's jetzt kapieren. Heute Abend noch.« Olivia konnte kaum sprechen vor Abscheu und Furcht, doch sie zwang sich, die Frage über die Lippen zu bringen: »Was zum Teufel hat er Ihnen angetan?«

»Das weißt du wirklich nicht?« Sie zögerte, dachte für einen kurzen Moment nach. »Er hat mich sitzengelassen. Nicht einmal, sondern zweimal, für die Schlampe, die ihm immer wieder das Herz gebrochen hat.« Sie schaute zur Wand, doch ihr Blick war auf etwas gerichtet, das nur sie sehen konnte. »Ich habe ihn geliebt, habe ihn zurückgenommen,

ihm vertraut, an ihn geglaubt ...« Ihre Stimme verklang, Tränen schossen ihr in die Augen. »Er hat mich verlassen. Alleingelassen. Und als Jennifer tot war, hat der Scheißkerl angefangen zu trinken. Ich durfte ihm nicht helfen, nein!« Sie schniefte laut, dann straffte sie die Schultern. »Ohne einen einzigen Blick zurück hat dieser Feigling L.A. verlassen und ist nach New Orleans gegangen, wo er dir begegnet ist.« Sie schüttelte den Kopf. »Und du, die Ehefrau, die all seine Geheimnisse kennen sollte, weißt nicht mal, wer ich bin, stimmt's?«

Sie hatte recht. Olivia konnte die Frau nicht einordnen. »Vielleicht ist es am besten so. Du musst es nicht wissen. Aber Bentz. Ihm wird ein Licht aufgehen, und er wird für immer damit leben müssen.«

Olivia starrte die Kamera an und verspürte eine Welle der Übelkeit. Von der Schwangerschaft? Vor Angst? »Was haben Sie vor?«, fragte sie mit einer Stimme, die sie nicht als ihre eigene erkannte.

»Wonach sieht es denn aus? Ich werde alles aufnehmen, digital, einen kleinen Film von dir machen.« Olivia musste an Kriegsgefangene denken, die vom Feind mit an die Schläfe gehaltener Waffe oder anderen drastischen Mitteln gezwungen wurden,

Dinge zu sagen, die sie nicht meinten, und Ansichten zu äußern, an die sie nicht glaubten. Sie erbebte innerlich und versuchte, Ruhe zu bewahren. Rational zu denken. Noch war nichts passiert. »Für die Nachwelt.« Zufrieden, dass Kamera und Stativ sicher postiert waren, blickte die Frau in den Sucher, blinzelte und stellte das Objektiv ein. »Los geht's, wir können jetzt anfangen.« Sie legte einen Schalter um und stellte die Kamera an, dann positionierte sie sich vor dem Käfig, gerade außerhalb von Olivias Reichweite, doch so, dass das Objektiv sie einfing.

»Hi, RJ«, sagte sie ohne jede Spur von der rauchigen Stimme, die bei ihren nächtlichen Anrufen zu hören gewesen war. »Ich hoffe, du findest das hier, zusammen mit dem Boot und deiner Frau.« *Wie bitte? O Gott, nein!*

»Das wäre gut«, fuhr sie fort. »Die Kamera ist nämlich nicht nur wasserfest, sie ist für Unterwasseraufnahmen gemacht. Wie du siehst, habe ich Olivia in meine Gewalt gebracht... Sie war über einen Tag mein Gast auf der *Merry Anne.* Ich hatte gehofft, wir könnten noch ein bisschen länger zusammen sein, aber ich will keine weitere Zeit verschwenden, und um die Wahrheit zu sagen: Sie langweilt mich.« Sie sah Olivia an. »Sag Ricky hallo,

Liwie. Wink ihm. Zeig ihm, dass es dir gutgeht. Noch.«

Olivia regte sich nicht. Nicht nur, dass sie sich zu Tode ängstigte, sie wollte dieser Irren keinen Anlass zur Genugtuung geben.

»Ups, scheint so, als sei *Liwie* schlecht gelaunt. Vielleicht redet sie mit dir, wenn ich fort bin. Ihr habt noch ein bisschen Zeit für euch, während ich aufs offene Meer hinausfahre. Ich könnte sie ebenso leicht umbringen wie die anderen, meine guten Freundinnen Shana, Lorraine und Fortuna. Tally ist mir entwischt, aber wie du weißt, kann man manchmal nicht alles haben. Dafür habe ich jetzt Liwie. Jennifers Freundinnen haben mir geholfen. Sie haben mir so viel über dich erzählt, RJ, über Jennifer und euer gemeinsames Leben! Arme Jennifer. Sie konnte einfach nicht den Mund halten. Hat ihren Freundinnen jedes Detail berichtet, was ihr am Wochenende gemacht habt, sogar, wo ihr das erste Mal miteinander geschlafen habt. Und ihre Freundinnen haben sich gern daran erinnert.« Was für ein entsetzlicher Vertrauensbruch, dachte Olivia - diese Psychopathin hatte die Frauen benutzt und anschließend umgebracht.

»Dann haben Sie sie ermordet?«, fragte sie. Das

Boot schaukelte sanft und ächzte leise auf dem bewegten Wasser. »Natürlich!« Sie warf Olivia einen ärgerlichen Blick zu, der ausdrücken sollte, dass Rick Bentz' zweite Frau ein Volltrottel war. »Für eine Psychologin bist du ziemlich schwer von Begriff. Mir blieb doch gar keine andere Wahl, als diese Frauen umzubringen, bevor sie zwei und zwei zusammenzählten und alles zunichtemachten. Außerdem ist dein Mann auf diese Weise als möglicher Täter ins Visier der Polizei geraten.«

»Dann haben Sie sechs Menschen auf dem Gewissen: Jennifer, ihre drei Freundinnen und diese Zwillinge.«

»Bitte!« Die Frau drehte sich um, ihr Gesicht war gerötet. »Damit habe ich nichts zu tun. Dieser dämliche Einundzwanziger-Killer hat die Mädchen getötet, genau wie die Caldwell-Zwillinge - eine Wiederholungstat, nach all den Jahren. Dieser kranke Scheißkerl hat sich nur einen denkbar schlechten Zeitpunkt ausgesucht, um wieder auf der Bildfläche zu erscheinen.« Sie bebte nun sichtlich. »Ich kann es nicht fassen, dass du auch nur in Erwägung ziehst, ich hätte was damit zu tun! Der Kerl ist ein Serienmörder; der holt sich doch einen runter, wenn er Unschuldige abmurkst.«

»Nicht wie Sie«, sagte Olivia, darum bemüht, ihre Stimme kühl und ruhig klingen zu lassen.

»Bei mir ist alles Teil des Plans. Damit Bentz es endlich kapiert.«

»Aber Sie haben doch ebenfalls Unschuldige ermordet.«

»Shana Mclntyre unschuldig? Niemals. Jennifers Freundinnen mussten sterben. Das ist etwas anderes.«

»Tot ist tot.«

»Hier handelt es sich um Vergeltung. Der Einundzwanziger-Killer dagegen ist bloß ein Psychopath. *Er* hätte es verdient, zu sterben.«

»Sie sind genauso krank wie er.«

Für diese Bemerkung fing sich Olivia einen bösartigen Blick ein. »Du blöde Schlampe. Du hast doch keine Ahnung, wovon du sprichst. Du begreifst es einfach nicht, oder?« Die Frau atmete tief ein, um sich zu beruhigen, ballte ihre Hände zu Fäusten und öffnete sie wieder, als würde sie jede Sekunde explodieren.

Was Olivia gefallen hätte. Sie wäre lieber das Risiko eines direkten Kampfes eingegangen, als in diesem elenden, stinkenden Loch eingesperrt zu sein.

»Es geht hier nicht um den Einundzwanziger-Killer, du dämliches Miststück! Nicht heute Abend. Hier

geht es um dich« - ihre Peinigerin blickte in die Kamera - »und um dich, RJ. Das hier« - sie machte eine ausladende Geste -, »das hier ist das Finale. Die ganze Farce, die ganze Heuchelei, all die Jahre des Wartens haben damit ein Ende. Die ewige Zeit des Alleinseins.« Ihre Stimme zitterte leicht. »Endlich wird all das vorbei sein.« Sie blickte hämisch in die Kamera. »Und ich erzähle dir auch, wieso.« Ihr Lächeln wurde breiter. »Ich werde das Boot versenken. Noch heute Abend.«

»Wie bitte?« Olivia schnappte nach Luft. Das neuerliche Entsetzen presste ihr die Luft aus den Lungen. Du lieber Gott, das konnte sie doch nicht ernst meinen! Doch tief im Innern wusste sie, dass diese Frau, diese Mörderin mit ihrem Hass auf Bentz, verrückt genug war, die Sache durchzuziehen. »Nein«, flüsterte sie. Ihre Eingeweide verflüssigten sich. »Bitte, bitte nicht.«

»O doch. Die *Merry Anne* tritt ihre letzte Fahrt an. Mit dir an Bord.« Die Frau drehte sich wieder zum Stativ um und fügte an Bentz gewandt hinzu: »Ich werde dafür sorgen, dass das Boot langsam untergeht. Die Kamera wird auf deine Frau gerichtet sein, so dass du mitverfolgen kannst, wie der Verschlag langsam, aber sicher vollläuft, wie das Wasser höher

und höher steigt. Olivia wird zunächst vor Kälte bibbern, wohlwissend, dass es keinen Ausweg gibt. Trotzdem wird sie nach einer Fluchtmöglichkeit suchen, wird sich verzweifelt in Sicherheit bringen wollen. Du wirst sehen, wie sie in Panik gerät, wie sie schreit und weint, wirst jedes Detail ihres qualvollen, jämmerlichen Todeskampfes miterleben: wie sie nach Luft schnappt und würgt, wie sie strampelt, um den Kopf über Wasser zu halten, und wie sie schließlich ihren letzten Atemzug tut und sich in ihr Schicksal fügt. Du wirst das Entsetzen in ihren Augen sehen, Bentz, und du wirst wissen, dass ihr Schicksal in deinen Händen gelegen hat.«

»Nein! Bitte nicht«, flehte Olivia verzweifelt. Sie musste diese Frau aufhalten. »Das können Sie nicht tun«, sagte sie, ohne nachzudenken. »Ich ... ich bin schwanger.« Diese Irre würde doch wohl nicht wissentlich ein ungeborenes Kind ermorden!

»Unmöglich.« Irritiert sah die Frau Olivia an. »Bentz ist steril.«

»Im Ernst! Ich erwarte ein Baby! Noch ein unschuldiges Leben. Das wollen Sie doch nicht verantworten!« Olivia musste ihre ganze Kraft zusammennehmen, um sich nicht anmerken zu lassen, dass sie innerlich zusammenbrach. »Sie

wollen keine Serienmörderin sein, hab ich recht? Eine Geisteskranke wie der Einundzwanziger-Killer. Das haben Sie selbst gesagt. Sie sind anders!« Sie versuchte, einen Weg zu finden, die Frau zu überzeugen.

»Ein Baby?«, wiederholte diese ungläubig, fast als spräche sie zu sich selbst. »Bentz' Baby? Nein ... aber ...«

»Es ist die Wahrheit!« Vielleicht kam sie weiter, wenn sie an die verquere Moral der Frau appellierte. »Bitte, Sie wollen einem ungeborenen Kind doch nichts antun!«

Noch immer vollkommen perplex, wandte sich Bentz' Ex-Geliebte mit zusammengekniffenen Augen an Olivia. »Was für eine erbärmliche Lüge! Du bist nicht schwanger!« Olivia trat näher an die Gitterstäbe heran. »Doch. Ich erwarte ein Kind!«

Ihre Entführerin fuchtelte wild in der Luft herum, als wolle sie diese Vorstellung beiseitefegen, aber sie war aus dem Gleichgewicht gebracht, und in ihrer Stimme schwang neuerlicher Zorn mit. »Das spielt keine Rolle. Selbst wenn du wie durch ein Wunder schwanger geworden bist - nun, umso besser. Bentz kann zusehen, wie ihr beide sterbt, du und das Baby, und alles in Farbe. Hast du das gehört, >RJ<? Der

Tod von Olivia und ihrem erfundenen Baby wird auf Band zu sehen sein, damit du dir ihren Todeskampf, ihre Angst und ihre Verzweiflung wieder und wieder anschauen kannst. Das ist einfach perfekt, jede Minute der verfluchten Warterei hat sich gelohnt.«

»Nein! Hören Sie, ich weiß nicht, wer Sie sind, aber bitte, tun Sie es nicht«, flehte Olivia. Als sie aber sah, dass ihre Bettelei lediglich das Ego dieser Irren fütterte, schlug sie einen anderen Kurs ein und startete eine Art Ablenkungsmanöver. »Erzählen Sie mir Ihre Geschichte mit Bentz. Vielleicht kann ich mit ihm reden -«

»Mit ihm reden? Hast du mir nicht zugehört?« Bentz' verschmähte Geliebte legte sich die Hände auf die Ohren, als müsse sie ihren Kopf festhalten, damit er nicht platzte. »Kapierst du's nicht?«

Olivia spürte, dass die Frau kurz davor war, durchzudrehen, doch sie machte keinen Rückzieher und hielt den Blick fest auf ihre Peinigerin gerichtet. »Tun Sie das nicht«, sagte sie ruhig. »Bitte. Tun -«

»Genug!« Die weit aufgerissenen Augen der Frau blitzten vor Zorn. »Du kannst plappern und betteln, so viel du willst, ich werde nicht darauf hereinfallen. Verstanden? Es ist vorbei. Du wirst sterben, >Liwie<, und zwar heute Nacht.« Die Kiefer fest

aufeinandergepresst, innerlich brodelnd, aber wieder beherrscht, überprüfte sie noch einmal die Kamera, dann hastete sie die Metallstufen hinauf. Diesmal ließ sie das Licht an.

Die Kamera fing jede Regung ein, die Olivia machte. Sie verharrte mucksmäuschenstill und lauschte auf die Geräusche über ihr. Ein großer Motor erwachte dröhnend zum Leben. Der Boden unter ihr schwankte, als sich das Boot in Bewegung setzte.

»O Gott«, flüsterte sie und schüttelte ihre Starre ab. Sie schritt den Käfig ab, rüttelte wieder und wieder an jedem einzelnen Gitterstab, obwohl sie genau wusste, dass das nichts brachte. Es gab keinen Ausweg.

Ihr Blut gefror, als sie sich ihres Schicksals bewusst wurde: Dem Tod geweiht, in den Händen einer Psychopathin, würde ihr Baby nie die Chance haben, das Licht der Welt zu erblicken.

Olivia schnürte sich vor Bedauern die Kehle zu. Sie würde vor der Kamera ertrinken. Ihr Tod festgehalten für die Nachwelt. Um Rick Bentz für den Rest seines Lebens zu quälen.

Bald, sehr bald schon - vorausgesetzt, es geschah nicht ein Wunder - würde es vorbei sein.

38

Bentz fuhr zurück zum So-Cal Inn, aufgedreht von Koffein, Adrenalin und Schlafmangel - eine ungesunde Mischung, die noch gesteigert wurde durch die Furcht um Olivia. Er hatte schreckliche Angst. Die Minuten verstrichen, und er wusste nicht mehr als vorher. Aus Fernando Valdez hatten sie nichts herausbekommen. Bentz hatte auf der anderen Seite des Einwegspiegels gestanden und sich während des dreistündigen Verhörs die Haare gerauft. Hayes und Martinez hatten ihm mit Fragen zugesetzt und ihm klargemacht, in welchen Schwierigkeiten er steckte, aber Fernando hatte sich auf seinen Stuhl gelümmelt, die Arme vor der Brust verschränkt und gemauert.

»Wer ist die Frau, der du den Wagen deiner Schwester geliehen hast? Den silbernen Impala?«, fragte Martinez. »Nur ... eine Bekannte. Eine Frau vom College.«

»Name?«

»Jada. Ihren Nachnamen kenne ich nicht.« Bentz war in den Dienstraum gestürmt und hatte Bledsoe - der unglücklicherweise der einzige greifbare Detective war - gebeten, nach einer Frau namens Jada

zu suchen, die möglicherweise ein Vorstrafenregister hatte. Im Vernehmungszimmer spielte Martinez derweil den guten Cop.

»Es ist nett von dir, ihr zu helfen, wenn sie gerade kein Geld hat«, sagte sie. »Scheint, als wärst du ein guter Freund. Aber weißt du auch, dass Jada mit mehreren Mordfällen in Zusammenhang gebracht wird?« Fernando schüttelte unbeeindruckt den Kopf. »Hast du ihr geholfen, diese Leute umzubringen?«, fragte Martinez. Ihre dunklen Augen wurden sanft. »Vielleicht ist dir das gar nicht klar gewesen. Vielleicht hast du sie bloß irgendwohin gefahren, ohne zu wissen, was sie vorhatte.« Sie zuckte die Achseln. »Als Freundschaftsdienst sozusagen.«

»Ich habe nichts Unrechtmäßiges getan. Ich habe niemanden umgebracht.« Immerhin eine Antwort.

»Komm schon, Fernando«, drängte Hayes. »Wir haben jetzt deine Fingerabdrücke. Ich bin mir sicher, die stimmen mit denen im Impala überein. Vielleicht sogar mit denen an den Tatorten.«

»Nein! Ich schwöre es.« Fernando wandte sich ab. »Ich habe nichts getan.«

»Das behauptet auch niemand, Fernando«, sagte Martinez beschwichtigend. »Deine Schwester, deine Professoren ... alle sagen, dass du ein guter Kerl bist.

Deshalb habe ich auch angenommen, du würdest uns helfen, jemanden ausfindig zu machen. Eine Frau namens Olivia Bentz. Blonde Haare, dunkle Augen. Bist du ihr jemals begegnet, Fernando?«

Bentz hatte durch den Einwegspiegel geblickt und gespürt, wie ihm der Boden unter den Füßen weggezogen wurde, als der Junge verneinte.

»Olivia Bentz wird vermisst«, sagte Hayes, »und wir haben Grund zu der Annahme, dass deine Freundin Jada an ihrer Entführung beteiligt ist. Was hast du uns dazu zu sagen?«

»Gar nichts!«, beharrte Valdez.

Vor Frust hätte Bentz am liebsten die Faust durchs Glas gestoßen und seine Finger um Fernandos Hals gelegt, um die Wahrheit aus ihm herauszupressen. Da Fernando nicht nach einem Rechtsanwalt verlangt hatte, fuhren die Detectives mit der langwierigen Vernehmung fort.

Bledsoe überprüfte den Namen Jada, doch in den vergangenen achtzehn Monaten waren keine Eintragungen zu einer Person dieses Namens vorgenommen worden. Noch eine Sackgasse. Bledsoe würde am nächsten Morgen Jadas Unterlagen mitsamt Foto von der College-Verwaltung anfordern, doch außerhalb der Öffnungszeiten konnte

er dort nichts erreichen.

Bentz überließ den verbohrten Jugendlichen schließlich Hayes und dem FBI, die ihn vermutlich laufenlassen und jemanden auf ihn ansetzen würden. Hier im Parker Center konnte er nichts mehr tun.

Er setzte sich ins Auto und dachte an die Fotos, die die Techniker vom LAPD bearbeitet hatten. Es sah ganz so aus, als handele es sich bei dem Jogger auf den Aufnahmen der Webcam von Santa Monica um dieselbe Person wie auf dem Videoband der Sicherheitskamera vom So-Cal Inn. Etwas an dem Jogger kam Bentz bekannt vor, als müsste er in der Lage sein, ihm ein passendes Gesicht zuzuordnen. Eine Frau? Ja, da waren sich alle ziemlich sicher. Die Polizei überprüfte sämtliche Verkehrsüberwachungskameras sowie die Kameras an den Parkscheinautomaten in der Gegend um den Santa-Monica-Pier und in der Nähe der Stelle, an der Sherry Petrocellis Wagen in Brand gesteckt worden war, doch Bentz' Hoffnung hielt sich in Grenzen. Der Mörder schien zu wissen, wie man unerkannt blieb.

Rick fuhr nach Instinkt, die Hände am Steuer, ignorierte das blendende Licht der entgegenkommenden Scheinwerfer und ließ die Gedanken kreisen. Es handelt sich um eine Person

mit persönlichem Groll. Um jemanden, der die Sache genießt.

Jada, die Frau, die Jennifer so sehr ähnelt, muss die Antworten kennen. Aber Fernando wird sie nicht verraten. Olivia war immer noch gefangen, weil niemand auch nur den kleinsten Hinweis auf ihren Entführer fand. Bentz spürte, wie alles um ihn herum in Scherben ging, wie alles, woran er je geglaubt hatte, zerbrach, weil die Frau, die sein Leben umgekrempelt, die ihn zu einem besseren Menschen gemacht hatte, nun seinetwegen litt.

Er entdeckte die Ausfahrt, wechselte die Spuren und bog vom Freeway ab, wobei er sich fragte, ob ihn im Motel wohl ein weiteres verstörendes Foto von seiner Frau erwartete.

»Lass sie einfach am Leben bleiben«, flehte er, an niemanden gerichtet. Die Armaturenbeleuchtung fiel auf sein Gesicht, und als er in den Rückspiegel schaute, blickte ihm sein Spiegelbild entgegen. Der Mann, der ihn anstarrte, sah sehr viel älter aus, als er erinnerte. Gehetzt. Vom Geist einer Toten.

Er stellte den Wagen auf seinen Stammparkplatz vor dem So-Cal Inn, zog den Zündschlüssel ab und schaute erneut in den Rückspiegel.

Diesmal erblickte er außer seinem eigenen Gesicht

eine weitere Person, die hinter seinem Wagen auf der gegenüberliegenden Seite des Parkplatzes stand. *Jennifer!*

Das konnte nicht sein. Sie würde doch nicht ausgerechnet jetzt auftauchen. Hektisch wandte er sich um.

Sie war fort.

Innerlich bebend, stieg er aus dem Auto und blieb daneben stehen. Er hörte die Geräusche der hereinbrechenden Nacht und das Tickern des abkühlenden Motors. Wo hatte sie gestanden? Unter der Straßenlaterne? Neben dem Topf-Ficus?

Er ging über den staubigen, vom flackernden Licht des Neonschildes erhellten Parkplatz, seine Schritte wurden schneller und schneller.

War da eine Bewegung hinter dem Pflanztopf? Jemand, der wegrannte? *Es muss nicht unbedingt sie sein.* Doch er lief jetzt, die Augen fest auf das Bild geheftet, das er vor sich sah: eine flüchtende Frau mit dunklen Haaren. Ein Dejá-vu.

Ein unheimliches Gefühl, das ihm an die Seele ging. Er dachte daran, wie er ihr den steilen Pfad hinunter gefolgt war, wie sie sich umgedreht und ihm eine Kusshand zugeworfen hatte, bevor sie von der Plattform in den tosenden Ozean tief unter ihnen

gesprungen war. Er erinnerte sich daran, wie er ihrem Schatten durch die baufällige Mission in San Juan Capistrano hinterhergejagt war, und an die gestrige Verfolgung beim Friedhof.

Was willst du, du Miststück? Ich weiß, dass du nicht Jennifer bist.

Er legte einen Sprint ein, ohne groß auf die Ampeln oder vorbeifahrende Autos zu achten. Eine Hupe gellte, und jemand schrie laut, als er die Straße bei Rot überquerte, doch er ignorierte alles. Auch sein Bein. Er holte jetzt auf, doch sie war immer noch einen Block vor ihm und rannte in vollem Tempo. Was zum Teufel ...?

Eine alte Erinnerung stieg in ihm hoch, und wieder überkam ihn das Gefühl eines Dejá-vus. Eine andere Zeit. Ein anderer Ort.

Er dachte daran, wie er Jennifer durch den sonnengetüpfelten Park bei Point Fermin gejagt hatte. Wie er sie geschnappt hatte, atemlos, in einer Laube, und sie wie verrückt geküsst hatte. Sie schwitzten beide, ihre Brüste unter der dünnen Bluse pressten sich an ihn. Er hatte ihr die Bluse über den Kopf gezogen, sie mit dem Rücken gegen einen rauhen Baumstamm gedrückt und sie weiter ausgezogen. Dann hatte er sie im Schatten der Laube geliebt. Oh...

Eine weitere Erinnerung kam an die Oberfläche. Wie er nach Sonnenuntergang am Strand von Santa Monica hinter ihr hergelaufen war, über sich den lodernden Abendhimmel, die Flut, die ihre Knöchel umspülte, während sich auf dem Pier das Riesenrad über dem Ozean drehte ... Narr. Hör auf damit. Schnapp dir diese Frau und verbann Jennifer für immer aus deinem Kopf. Du liebst Olivia, sie ist deine Ehefrau.

Er sah, wie Jennifer in ein Parkhaus abbog. Schwer atmend, mit zusammengebissenen Zähnen und schmerzendem Bein, rannte er schneller und schneller. Innerhalb von Sekunden erreichte er den Eingang des Parkhauses, dessen Leuchtstofflampen ein schwaches Licht verbreiteten. Niemand auf dieser Ebene. Er blieb stehen und horchte.

Das Geräusch seines hämmernden Herzens wurde übertönt von Füßen, die in wilder Hast auf Betonstufen klatschten. Er entdeckte die Treppe und nahm erneut die Verfolgung auf. Sein Knie protestierte, als er nach oben rannte. Über ihm auf der Wendeltreppe sah er flüchtig ihr mahagonifarbenes Haar. Als hätte sie seinen Blick gespürt, drehte sie sich um und sah zu ihm hinunter, warf ihm ein boshaftes Lächeln übers Geländer zu und verschwand

Richtung Parkdeck.

Verdammt. War sie auf Ebene drei? Ebene vier? Er umfasste das Geländer und zog sich nach oben, weiter und weiter, mit rasendem Herzen, brennenden Lungen und schweißnasser Haut. *Gib nicht auf. Lass sie nicht entkommen. Das ist deine Chance!*

Auf der dritten Ebene rannte er auf den düsteren Parkplatz, doch es war niemand zu sehen. Nur ein paar verlassene Autos standen dort, deren Lackierungen im Licht der trüben Lampen glänzten.

Er lief noch eine Treppe höher, darum bemüht, etwas anderes als seinen hämmernden Puls zu hören. Auf der vierten Ebene meinte er, sie kurz auf der gegenüberliegenden Seite zu sehen, und tatsächlich hörte er ihre eiligen Schritte. Er folgte dem Geräusch, umrundete eine Säule, und dann sah er sie, etwa fünfzehn Meter entfernt, wie sie auf den ferngesteuerten Türöffner drückte. Die Lichter eines dunkelblauen SUV gingen an. *Nein!*

Er durfte sie nicht entkommen lassen. Sie öffnete die Autotür, dann drehte sie sich zu Bentz um, grinste provokativ und warf ihm eine Kusshand zu. »Jennifer!«, schrie er.

In diesem Augenblick trat ein Mann aus dem

Schatten und richtete eine Pistole auf ihren Kopf. Bentz wäre um ein Haar gestolpert.

»Polizei! Keine Bewegung!«, befahl Reuben Montoya, das Gesicht zu einer grimmigen Maske verzogen, den Finger am Abzug. »Jada Hollister, Sie sind verhaftet.«

Solange das Boot in Bewegung war, blieb Olivia noch Zeit, nach einem Fluchtweg zu suchen. Sie musste hier raus ... irgendwie.

Wieder und wieder hatte sie sich in ihrem Verschlag nach einer Möglichkeit umgesehen - vergeblich. Die Kamera war knapp außerhalb ihrer Reichweite, und das Einzige, was sie jenseits des Käfigs zu fassen bekam, war das Fotoalbum mit seinen verblassten, blutverschmierten Bildern. Offenbar hatte es diese Psychopathin glücklich gemacht, ihr Blut - oder das Blut von jemand anderem - auf Bentz' Leben zu tröpfeln.

Obwohl es mit den Handschellen schwierig war, streckte Olivia die Arme durch die Gitterstäbe, und es gelang ihr, die Seiten umzublättern. Ihr Entsetzen vergrößerte sich noch, als sie auf den Fotos die Geschichte von Bentz' Leben verfolgte: Rick als Kind mit seinem Halbbruder James. Rick in Boxershorts

und Boxhandschuhen auf der Highschool vor einem Sandsack. Ricks Abschlussfoto vom College und eins von der Polizeiakademie. Dann ein verblichener Schnappschuss von einer jüngeren Version der Frau, die sie als Gefangene hielt, mit Rick in einer Bar. Die beiden hielten Drinks und Zigaretten in den Händen und wirkten glücklich und vertraut.

Genau wie sie gesagt hatte. Diese Irre und Rick waren ein Liebespaar gewesen.

Sie war die Verschmähte - die doppelt Verschmähte sogar, denn Rick hatte sie offenbar zweimal sitzengelassen. Wegen Jennifer.

Das hatte sie Olivia erzählt, und diese Bilder waren die Bestätigung. Olivia biss sich auf die Unterlippe und blätterte durch die Seiten, auf denen Ricks Leben mit Jennifer festgehalten war, gefolgt von Fotos, die ihn mit anderen Frauen zeigten, vermutlich nach ihrer Trennung. Wieder tauchte diese Frau auf. Und diesmal war ihr Lächeln nicht so breit, nicht so vertrauensselig.

Wie konnte jemand derart besessen sein? Olivia fühlte sich elend.

Sie blätterte noch ein paar Seiten um, sah die Familie wiedervereint, und dann ... dann kamen die Fotos von ihr. Die Hochzeit. Aufnahmen, die Bentz

und sie bei Wohltätigkeitsveranstaltungen zeigten.

Tränen füllten ihre Augen, als sie die Liebe sah, die sie verbunden hatte, festgehalten in diesen Bildern. Das Funkeln in ihren Augen und Ricks sexy Grinsen. O Gott, was war nur aus ihnen geworden? Ihr Herz zog sich schmerzhaft zusammen, wenn sie an all das dachte, was sie verloren hatte. Und jetzt war es zu spät. Der Zorn dieser kranken Mörderin war nicht mit dem Tod von Jennifer Bentz verpufft. Stattdessen hatte sich ihre Besessenheit von Rick noch verschärft, hatte sie sich noch mehr auf ihn konzentriert, und Olivia war ihre Zielscheibe geworden. Nun würde sie sterben, genau wie Jennifer vor ihr bei einem sorgfältig geplanten »schrecklichen Unfall« ums Leben kommen.

Olivia schloss die Augen und spürte einen stechenden Schmerz im Unterleib, so heftig, dass sie die Luft durch die Zähne einzog. Sie kauerte sich zusammen und klammerte sich an die Gitterstäbe.

Sie merkte, dass das Boot Geschwindigkeit aufnahm, durch das Meer seinem tödlichen Ziel entgegenpflügte. Der Schmerz begann abzuflauen. Sie hob den Kopf und atmete tief ein. Alles würde gut werden, für sie und für ihr Baby. Irgendwie würde es ihr gelingen, sie beide zu retten. Sie musste

nur weitermachen - *Allmächtiger!*

Ein weiterer messerscharfer Schmerz durchfuhr sie. Wie eine Klinge, die tief in ihrem Innern gedreht wurde. Sie schnappte nach Luft. *Das Baby? Eine Fehlgeburt? Nein! Nein!* Zitternd atmete sie ein, versuchte, sich zusammenzureißen. Mit dem Kind und ihrer Schwangerschaft war alles in Ordnung. *Dem Baby geht es gut.*

Doch der Schmerz ließ nicht nach. Olivia warf einen Blick auf das geöffnete Album, als sie einen weiteren, heftigen Krampf im Unterleib verspürte. *Dem Baby geht es gut!*

Sie fing an zu keuchen, stieß schnaufend die Luft aus, konnte vor Schmerzen kaum noch klar denken. *Dem Baby geht's gut, dem Baby geht's gut, dem Baby geht's gut!*

Sie biss die Zähne zusammen bei dem entsetzlichen, unendlich traurigen Gedanken, das winzige Leben in ihr zu verlieren.

Und dann fühlte sie es. Ein warmes Tropfen. Blut. Du lieber Gott, sie blutete!

»Was zur Hölle machst du denn hier?«, fragte Bentz und ging über die schmutzigen Betonplatten des Parkdecks auf die beiden zu.

»Dir den jämmerlichen Arsch retten.« Montoya hielt seine Dienstpistole auf die Verdächtige gerichtet.

Als Bentz näher kam, konnte er abermals kaum glauben, wie ähnlich sie Jennifer sah. »Jada ...« Obwohl sie seiner Ex wie aus dem Gesicht geschnitten war, war er sich sicher, dass er sie nicht kannte. »Wer sind Sie?«

Als sie nicht antwortete, erklärte Montoya ihm: »Ihr Name ist Jada Hollister, und sie studiert am Whitaker Junior College Theater im Hauptfach. Eine Möchtegernschauspielerin. Und Freundin von Fernando Valdez.«

»Darauf wette ich.« Kochend vor Wut starrte Bentz die Frau an. Er musste sich zusammenreißen, um sie nicht Stück für Stück auseinanderzunehmen. »Wo ist Olivia?«

»Was? Wer?«

»Meine Frau. Meine *echte* Frau. Wo zur Hölle steckt sie?«

»An Ihrer Stelle würde ich's ihm sagen«, riet Montoya.

Sie stemmte die Hände in die Hüften. »Aber ich weiß es nicht.«

»Dann denken Sie mal angestrengt nach«, sagte

Bentz.

»Ach, hören Sie doch auf«, fuhr sie ihn an. »Was ist das, ein Spruch aus einem grottenschlechten B-Western?« Von einer der höheren Parkebenen fuhr ein Wagen vorbei. Als die Frau, eine Afroamerikanerin mit einem grellen Schal um den Kopf, die Waffe in Montoyas Hand erblickte, trat sie aufs Gaspedal ihres Mercedes und kurvte mit Tempo die Abfahrtsrampe hinunter. Bentz sah, dass sie ihr Handy zückte. Vermutlich würde sie die 911 wählen. »Das LAPD wird gleich hier sein«, sagte Bentz mit tödlich ruhiger Stimme. »Und ich garantiere Ihnen, man wird Sie mit sehr viel mehr Nachsicht behandeln, wenn Sie uns sagen, wo wir meine Frau finden. Jetzt.«

»Aber ich weiß es nicht«, beharrte Jada und blickte mit gefurchten Brauen dem verschwindenden Mercedes nach. »Ihr Name ist Jada Hollister?«

»Ja.«

»Und Sie sind mit Fernando Valdez befreundet.«

»Wenn man das so nennen kann.«

»Er hat Sie für diese Jennifer-Rolle bezahlt?«, fragte Bentz. Als sie zögerte, setzte er nach: »Ich mache keinen Spaß, was die Polizei anbelangt. Sie sind bis zum Kragen in mehrere Mordfälle und die

Entführung meiner Frau involviert. Wenn Sie nicht endlich die Wahrheit sagen, werde ich dafür sorgen, dass Sie festgenommen und in den Knast gesteckt werden, und zwar für den Rest Ihres Lebens.«

»Unsinn! Ich habe nichts getan!«

»Ach, tatsächlich? Das sehe ich aber anders. Sie und Fernando, ihr beide hängt da mit drin, und ihr werdet zusammen untergehen.«

Jada blickte von Bentz zu Montoya, dann auf die Waffe, die dieser immer noch auf sie gerichtet hielt. »Scheiße«, sagte sie, biss sich auf die Lippe und rang offensichtlich um eine Entscheidung.

»Es wird leichter für Sie sein, wenn Sie uns von Ihrem Freund erzählen«, drängte Montoya. »Freund? Fernando?«

»Er ist der Drahtzieher, der führende Kopf.«

Sie lachte, dann sagte sie höhnisch: »Der könnte seinen Kopf nicht mal aus einem offenen Sack ziehen. Er steckt nicht dahinter.«

»Wer dann?«

Sie kniff die Augen leicht zusammen. Berechnend. Dann stieß sie einen langen, gequälten Seufzer aus. »Jemand, den ich kenne, okay? Eine Frau.«

»Welche Frau?«, fragte Bentz.

Jada warf Montoya einen vernichtenden Blick zu.

»Sie können das Ding da jetzt runternehmen.« Montoya steckte seine Pistole ins Holster und nahm Jada die Schlüssel des SUV ab, die diese immer noch in der Hand hielt.

»Jemand hat Sie dafür bezahlt, dass Sie mich glauben machen, ich wäre verrückt.«

»Schätze schon.« Sie zuckte gleichgültig die Achseln.

»Sie *wissen* es! Sie stecken in großen Schwierigkeiten!« Wieso kapierte die Frau das nicht? »Es hat Todesfälle gegeben.« Er zog das Foto hervor, das die zu Tode verängstigte Olivia als Gefangene zeigte, und hielt es Jada unter die Nase. »Darf ich vorstellen? Meine Frau. Die vermisst wird. Ihre Freundin, die Frau, die Sie engagiert hat, hat sie entführt.« Seine Stimme bebte vor Zorn, genau wie seine Hände.

»Sie ist *nicht* meine Freundin.« Jada wurde blass, als sie die Aufnahme betrachtete und das Entsetzen in Olivias Augen sah, die aufgerissene Haut um ihren Mund. »Es gibt noch mehr Fotos«, sagte Bentz mit leiser, drohender Stimme. »Von den Leichen. Vielleicht möchten Sie ja Shana McIntyre tot in ihrem Swimmingpool sehen oder Lorraine Newell mit weggepustetem Gehirn, vielleicht auch Fortuna

Esperanzo -«

»Genug!«, sagte sie. Tränen stiegen ihr in die Augen. »Um Himmels willen, von den Morden habe ich nichts gewusst! Ich meine ... ich habe mich auf diese durchgeknallte Frau eingelassen, weil sie mir eine Rolle angeboten hat. Eine Rolle als Schauspielerin, mehr nicht. Sie hat verlangt, dass ich mir die Haare dunkler färbe und mir Locken mache, außerdem musste ich grüne Kontaktlinsen und Wangenprothesen tragen, um so auszusehen wie diese Jennifer.« Zum Beweis nahm sie Wangenprothesen und Kontaktlinsen heraus. Jetzt waren ihre Augen blassblau. »Sie hat mir einen Flakon mit Parfüm mitgebracht, das ich auftragen sollte ... und das habe ich gemacht. Sie müssen mir glauben. Ich weiß nichts von größeren Verbrechen.«

»Na klar.«

»Wirklich. Sie hat behauptet, sie wolle nur jemandem einen Streich spielen. Einen alten Freund erschrecken. Und sie würde mir eine große Summe zahlen.«

»Wie groß?«

»Fünfundzwanzig Riesen. Dreißig, wenn ich in den Devil's Caldron springe. Die Idee ist ihr gekommen, als sie hörte, dass ich Turmspringen mache.«

»Dreißigtausend Dollar.« Angewidert spie Bentz die Worte aus. »Das macht *was?* Achttausend pro Leben?«

»Ich hab's Ihnen doch schon gesagt: Ich wusste nicht, dass jemand umgebracht werden würde!«, verteidigte sich Jada nachdrücklich. Plötzlich schien ihr klarzuwerden, in welch fataler Situation sie steckte, und sie wurde ernst. »Ich habe versucht, aus der Sache rauszukommen, aber das hat sie nicht zugelassen. Ich dachte wirklich, es handele sich um einen Scherz, einen von diesen ausgeklügelten Streichen mit versteckter Kamera, die man im Fernsehen sieht. Dachte, ich könnte das als Sprungbrett für meine Karriere nutzen. Sie hat mir ein Script gegeben und mir am Telefon genaue Anweisungen erteilt, außerdem hat sie mir mehrere Kurztrips nach New Orleans und zurück bezahlt.« Sie verstummte und blickte kleinlaut auf den ölfleckigen Betonboden. Bentz hatte den Eindruck, dass es ihr eher um das Geld leidtat als um die unschuldigen Opfer. Was für ein Miststück!

»Wer ist die Frau?«, fragte Bentz. »Wer hat Sie engagiert?«

»Ich weiß es nicht. Ich habe sie nie zu Gesicht bekommen. Wir haben immer nur telefoniert.«

»Wie hat sie Sie bezahlt?«

»In bar ...«, gab Jada widerwillig zu. »Sie hat gesagt, sie habe seit Jahren darauf gespart. Sie hat es in einem Spind in meinem Fitnessstudio in Santa Monica deponiert, nicht weit von der Third Street Promenade entfernt.«

»Sie haben das Geld schon?«

»Zum Teil. Nur fünftausend, damit ich meine Miete zahlen kann ...«

»Ich brauche die Adresse des Fitnessstudios, wo sie das Geld hinterlegt hat. Sie sind dort Mitglied?«

»Ja. Es war ... eine Art Ansporn. Ich musste gut aussehen, in Form sein, hervorragend schwimmen können ... aber das wissen Sie ja.«

Bentz stand kurz davor, die Frau zu erwürgen, aber er riss sich zusammen und dachte an Olivia. Er musste seine Frau retten.

»Wir brauchen auch das Script«, fügte sein Partner hinzu. »Ja, ja.«

»Und wie passt Fernando Valdez da hinein?«, fragte Montoya.

»Gar nicht«, sagte Jada achselzuckend. »Ich sollte ihn benutzen, mich an ihn ranmachen und ihn dazu bringen, gewisse Dinge für mich zu tun.«

»Zum Beispiel, Ihnen das Auto zu leihen.« Sie

verdrehte die Augen und seufzte.

»Ein Täuschungsmanöver«, stellte Bentz fest. »Damit ich in die falsche Richtung ermittle.«

»Ich glaube schon«, sagte Jada. »Sie wollte auch nicht, dass ich irgendetwas mit dem Department zu tun habe, und vor allem sollte ich einem gewissen Hayes aus dem Weg gehen. Er war absolut tabu.«

»Hayes?«, wiederholte Bentz atemlos.

»Ja. Ich nahm an, er steckte möglicherweise mit ihr unter einer Decke.«

Jonas Hayes? Einer von den Bösen? Niemals.

»Was denkst du?«, fragte Montoya, als hätte er Bentz' Gedanken gelesen.

Bentz schüttelte den Kopf. »Nein. Er kann nicht gemeint sein.«

»Ich sag ja nur.« Jada zuckte wieder die Achseln, als wäre ihr das alles völlig schnuppe. »Als ich sie einmal gefragt habe, was eigentlich los sei, sagte sie, ich solle mir keine Sorgen machen, Jonas würde sich schon darum kümmern oder sie rechtzeitig informieren.«

»Bettgeflüster?«, fragte Bentz mit plötzlicher, betäubender Gewissheit.

»Keine Ahnung.« Jada verdrehte ihre jetzt blauen Augen. »Möglicherweise.«

Nicht nur möglicherweise. Es machte Sinn. Bentz hatte einen Cop verdächtigt, einen Cop mit Zugang zu Insiderwissen, jemanden, der im Parker Center arbeitete, der über Hayes in Erfahrung bringen konnte, wie die Ermittlungen vorangingen, so dass er oder sie immer einen Schritt voraus sein konnte.

Jemand wie Corrine O'Donnell.

Eine Frau, die er zweimal sitzengelassen hatte. Wegen Jennifer. Bentz erschauderte innerlich, wollte es nicht glauben ... Dann dachte er an Corrines übermäßig besorgtes Lächeln und ihre ermutigenden Worte, als er Olivias Vermisstenanzeige aufgegeben hatte. Wie hatte ihm das entgehen können? Corrine hatte ein Verhältnis mit Jonas, Bentz' Bindeglied zum LAPD.

Es erklärte, weshalb Jada jeden einzelnen Schritt von Bentz im Voraus gekannt hatte. Bentz' Kehle wurde trocken, als er im Geiste die letzten Tage an sich vorbeiziehen ließ, den Anblick der toten Frauen, die Verfolgungsjagden und »Jennifer«-Erscheinungen.

War das wirklich möglich? Steckte Corrine hinter all dem? Und wie um Himmels willen passte Hayes in das Ganze?

Jonas Hayes hatte genau gewusst, was Bentz

vorhatte, hatte darauf bestanden, dass sie strikt nach Vorschrift vorgingen.

Das Heulen von Sirenen zerriss die Nacht, hallte durchs Parkhaus und holte Bentz in die Gegenwart zurück. Das LAPD war auf dem Weg zu ihnen. »Sie erzählen mir jetzt besser keinen Scheiß«, warnte er Jada.

»Ich möchte nur bezahlt werden.« Sie blickte ihn erwartungsvoll an.

Montoya warf ihr einen angewiderten Blick zu. »Nun, darauf würde ich nicht setzen. Ich möchte auch gern Brad Pitt sein, aber manchmal laufen die Dinge nicht so, wie wir es gern hätten.«

Ihre Lippen kräuselten sich. »Tja, zu schade, das mit Brad Pitt.« Bentz konnte beinahe sehen, wie sich die Rädchen in ihrem Gehirn drehten. »Und übrigens: Ich verlange einen Rechtsanwalt. Solange wir uns nicht geeinigt haben, sage ich kein Wort mehr.«

Martinez blieb an Hayes' Schreibtisch stehen und reichte ihm die Laborausdrucke von Olivias Foto. »Die Ergebnisse sind eben gekommen.«

Die Techniker hatten die Aufnahme mehrfach vergrößert und bearbeitet, um jedes verborgene Detail erkennbar zu machen.

»Sie haben dir das Ganze außerdem per E-Mail geschickt.«

»Alles klar«, sagte Hayes. Er war todmüde. Trotzdem verglich er die Bilder miteinander, auf dem Bildschirm, auf Papier.

»Es handelt sich offenbar um ein Boot«, sagte Martinez. Sie deutete mit dem Finger auf die Ecke über Olivias Kopf. »Siehst du diese aufgebauschten Dinger da? Schwimmwesten. Und da, diese geschwungenen Linien an der Wand, mit den Streifen?« Sie zeigte auf eine andere Vergrößerung. »Die Techniker haben herausgefunden, dass es sich um den Griff eines Ruders handelt.«

»Ein Boot. Dann wird sie also irgendwo auf dem Wasser festgehalten?« Jonas tastete nach dem Knoten seiner Krawatte und dachte nach. »Vielleicht in einem Yachthafen? Oder in einer privaten Anlegestelle? Oder ... sogar auf einem Trockendock?« Er untersuchte den Abzug auf weitere Details.

»Oder draußen auf dem Meer.«

»Verdammt.« Etwas an der Vergrößerung ließ ihn stutzen. »Wir müssen uns möglicherweise mit der Küstenwache wegen eines Sucheinsatzes abstimmen.« Martinez holte ihn in die Wirklichkeit

zurück, indem sie ihm einen weiteren Abzug unter die Nase hielt. »Hier ist etwas, das mit bloßen Augen nicht zu erkennen ist. Das Labor glaubt, es handelt sich um einen Schriftzug, möglicherweise der Name des Schiffes auf einer Schwimmweste. Die letzten Buchstaben lauten *n, n, e.*«

Hayes schloss für eine Sekunde die Augen, dann blickte er wieder auf die Vergrößerung. Martinez hatte recht. Das Bild zeigte eine Schwimmweste. Mit den schwachen, schablonengeschriebenen Buchstaben *n, n, e.* Die letzten Buchstaben eines Bootsnamens? Er blinzelte. Der Schreck fuhr ihm in die Glieder, als er das Original betrachtete. Das konnte nicht sein. *Niemals. Auf gar keinen Fall.*

Und dennoch, er hatte solche Schwimmwesten, solche Ruder schon einmal gesehen. Sein Inneres gefror zu Eis ... nein, das konnte nicht sein ... Doch er hatte den Beweis direkt vor Augen. Mit den Buchstaben auf der Schwimmweste endete der Name des Bootes, auf dem er ein paarmal mit Corrine gewesen war: *Merry Anne.* Panik durchflutete ihn, als er an all die geplatzten Verabredungen dachte, die Handyanrufe von wer weiß woher, an den heißen Sex, aus dem nie warme Zuneigung geworden war, ihr Verständnis für seinen Job und ihre Fragen, seine

Fälle betreffend, ihr eifriges Interesse an seiner Arbeit. »Es ist ein Boot«, sagte er schließlich, ein Eingeständnis, das ihm ins tiefste Innere schnitt. Wie hatte er so dumm sein können? So blind?

»Es ist die *Merry Anne*. Corrine O'Donnells Vater hat es so benannt, nach ihrer stets gut aufgelegten Mutter.«

»Corrine?«, wiederholte Martinez und sah ihn an, als wäre er verrückt geworden. »Aber sie -«

»Ist meine Freundin, ich weiß.« Ihm stieg die Galle hoch, der bittere Geschmack des Betrugs. »Aber sie ist doch ein Cop!«

»Was die Sache nur schlimmer macht, denn sie ist unsere Mörderin, Martinez, und sie hat Olivia in ihrer Gewalt, auf dieser gottverdammten *Merry Anne*.« Ihre Blicke begegneten sich für einen kurzen Augenblick, dann nahm er den Telefonhörer ab. »Ich rufe am Yachthafen an, um sicherzugehen, dass das Boot vor Anker liegt.«

»Und wenn nicht?«

Er wollte sich lieber nicht vorstellen, wie weit Corrine, die ausgezeichnet mit der *Merry Anne* umgehen konnte, aufs Meer hinausgefahren sein könnte. »Dann rufen wir die Küstenwache.«

39

»Ich denke, du hast zwei Möglichkeiten«, sagte Montoya, während sie dem Streifenwagen folgten, der Jada Hollister zum Parker Center brachte. »Erstes: Du kannst Hayes auf den Kopf zusagen, dass seine Freundin ein durchgeknallter Killer ist. Zweitens: Du kannst ihn außen vor lassen und jemand anderen vom Department informieren, nur für den Fall, dass Hayes in die Sache verwickelt ist.« Bentz klopfte nervös mit dem Finger auf den Fenstervorsprung von Montoyas gemietetem Mustang. »Mein Bauch sagt mir, dass Hayes nichts damit zu tun hat. Wie sollte er auch, schließlich hat er Stunden damit verbracht, den Fall gemeinsam mit mir zu lösen! Ein Mann kann nicht an zwei Orten gleichzeitig sein.«

»Dann hören wir auf deinen Bauch.« Montoya nickte und bog mit quietschenden Reifen um eine Ecke. Er nahm den Fuß vom Pedal, nur um es gleich darauf wieder durchzutreten, als er auf den Freeway kam. »Bis jetzt läuft's, aber nun müssen wir so schnell wie möglich diese Corrine auftreiben - wenn sie diejenige ist, die Olivia in ihrer Gewalt hat.«

Bentz nickte. Das Bild seiner Frau, die durch die

Gitterstäbe starrte, ging ihm nicht aus dem Kopf. Alles seinetwegen.

Halt durch, dachte er. *Gib nicht auf. Wir sind bald da.* »Was mich wirklich aufregt, ist der Gedanke, dass ein Cop hinter all dem steckt«, sagte Montoya und schaute konzentriert auf die dunkle Straße. »Ein Insider. Dass es einen Maulwurf im Department gibt.«

Ein Cop. Das brachte auch Bentz am meisten zur Weißglut. Eine Frau, die er früher einmal sehr gemocht hatte, mit der er ins Bett gegangen war. Corrine. All diese Morde - die ganze Misere ging auf ihre Kappe. Sie hatte Olivia entführt und wollte sie ohne Zweifel umbringen, wenn sie es nicht bereits getan hatte. Zur Hölle mit den Vorschriften.

Montoya und er hatten vor, dem Streifenwagen bis zum Parker Center zu folgen, die Kollegen vor der Polizistin, die die Seiten gewechselt hatte, zu warnen und jeden hinzuzuziehen, der ihnen helfen konnte, Corrine O'Donnell aufzuspüren.

»Wir kriegen sie«, sagte Montoya. Das Armaturenlicht fiel auf sein grimmiges Gesicht. »Wir werden Olivia finden, und dann machen wir O'Donnell fertig.«

Keine Nachsicht, wenn sie die »Ich bin eine

Polizistin«-Karte ausspielte oder ihn mitleidheischend anschaute. Und sollte Hayes involviert sein, würde auch er untergehen müssen.

Ein Muskel zuckte in Bentz' Kinn. Er klopfte weiter mit dem Finger auf den Fenstervorsprung und hielt den Blick stur geradeaus gerichtet.

Sein Handy klingelte, die Anruferkennung zeigte - Jonas Hayes. »Es ist Hayes«, sagte er zu Montoya und wappnete sich gegen einen Sack voll Lügen. Montoya umklammerte finster das Lenkrad. Rick räusperte sich. »Bentz.«

»Hör mal, ich weiß, wo Olivia ist«, sagte Hayes mit einer Stimme, als würde er innerlich kochen vor Wut. »Wo?«, fragte Bentz argwöhnisch und warf Montoya einen Blick zu.

»Auf einem Boot, das haben die Vergrößerungen aus dem Labor ergeben ... und ... ach, zum Teufel, es ist noch schlimmer«, sagte Hayes mit fester Stimme. »Ich habe das Boot an einer Schwimmweste an der Wand erkannt. Es handelt sich um die *Merry Anne* - >merry< wie in >Merry Christmas<, A-N-N-E. Corrines alter Herr war der Besitzer. Sie hat das Boot geerbt.«

»O'Donnell?«, fragte Bentz vorsichtig nach, obwohl er die Wahrheit kannte. Er musste sich Hayes'

Theorie Wort für Wort anhören, um einen Irrtum auszuschließen. »Corrine O'Donnell hält Olivia irgendwo auf einem Boot gefangen?«

»Scheiße, Bentz, ich kann es selbst nicht glauben ... verdammt noch mal, sie hat mich zum Narren gehalten. Ich bin jetzt unterwegs zum Hafen, aber es scheint so, als wäre sie uns einen Schritt voraus. Laut Sicherheitsdienst und Hafenpolizei von Marina del Rey ist die *Merry Anne* nicht an ihrem Liegeplatz.«

»Wo? Wo ist dieser Hafen?«, fragte Bentz und wiederholte Hayes' Antwort für Montoya, der die Adresse ins GPS-System eingab. »Bist du dir sicher, dass Corrine dahintersteckt?«

»Ja. Ich denke ... Oh, verflucht, ich habe sie mit Informationen versorgt, du weißt schon, von Cop zu Cop. Ich hätte nie gedacht, dass sie ...« Hayes' coole Fassade bekam Risse. »Sie hat Menschen umgebracht, Menschen, die angeblich ihre Freunde waren!«

»Hört sich ganz so an«, sagte Bentz mit versteinerter Miene.

»Scheiße.« Hayes schwieg, offenbar angestrengt darum bemüht, sich zusammenzunehmen. »Ich habe die Küstenwache angerufen. Sie halten nach ihr Ausschau, aber sie weiß, wie man mit dem Boot

umgeht. Vielleicht ist sie längst auf dem Weg nach Mexiko.«

»Und Olivia ist möglicherweise längst tot.« Hayes zögerte eine Sekunde lang, bevor er ihm beipflichtete. »Mein Gott, es tut mir so leid, Bentz«, sagte er mit tiefem Bedauern.

»Wir treffen uns in Marina del Rey«, erwiderte Bentz nur. »Ich fahre sofort los. Verstärkung ist unterwegs - am Hafen steht ein Boot für uns bereit.«

Bentz legte auf, und Montoya drückte das Gaspedal durch. Sie folgten den Anweisungen des Navigationssystems, auch wenn Bentz die Strecke kannte, und fuhren Richtung Westen, zum Pazifik. Zu Olivia.

Olivia spürte eine Veränderung. Das Boot wurde langsamer.

Das Herz schlug ihr bis zum Hals. Das war's also. Der Motor erstarb, das Boot kam nach und nach zum Stillstand. Ein paar Sekunden lang war es totenstill in ihrem Verschlag, dann hörte sie, wie das Boot im leichten Wellengang des offenen Meeres ächzte.

Wie weit draußen waren sie? Wie weit entfernt von allen anderen?

Sie biss sich auf die Lippe und lauschte. Niemand

wusste, wo sie war. Niemand würde sie finden. Hier unten, im Bauch des Schiffes, fühlte sich Olivia einsamer denn je zuvor in ihrem Leben.

Die Krämpfe in ihrem Unterleib hatten nachgelassen, obwohl sie immer noch ein Ziehen verspürte, das alle paar Minuten wiederkehrte. Sie rappelte sich hoch. Sie wusste, dass es galt, zu kämpfen. *Gib nicht auf!*

Sie drängte die Tränen zurück und versuchte, sich zusammenzureißen, nicht daran zu denken, dass sie blutete, weniger jetzt, aber immer noch. Zweifellos würde sie das Baby verlieren, das sie sich so sehr gewünscht hatte. Ihr Herz setzte aus, als sie das Geräusch einer ausfahrenden Metallkette hörte. *Du lieber Gott!* Die Mörderin ging vor Anker!

Für einen kurzen Moment war Olivia wie gelähmt. Genau hier, irgendwo vor der Küste Kaliforniens, sollte sie sterben. Einen langsamen, qualvollen Tod. *Denk nach, Olivia, denk nach! Noch bist du am Leben!* Sie überlegte, dass das Boot nicht allzu weit von der Küste entfernt sein konnte, wenn es wie vorgesehen mit ihrer Leiche und der Kamera an Bord gefunden werden sollte. Ihre Entführerin hatte alles minutiös bis zum letzten Detail geplant. Als der Kontrollfreak, der sie war, hatte sie diese Stelle

sicher sorgfältig ausgewählt, diesen Augenblick seit Jahren voller Vorfreude erwartet und sich ausgemalt, wie Olivias Tod ablaufen sollte.

Doch Olivia wollte nicht kampflos untergehen. Was hatte ihre Großmutter stets zu ihr gesagt? *Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg.*

Und Olivia würde einen Weg finden.

Sie musste diese Irre überlisten ... vielleicht sollte sie so tun, als würde sie sich in ihr Schicksal fügen, als hätte ihre Entführerin gewonnen und sie, Olivia, seelisch gebrochen, so dass diese leichtsinnig wurde und einen Fehler beging. Glaubst du wirklich, dass diese teuflische Frau diesen einen Augenblick zwölf Jahre geplant hat, um dann einen Fehler zu machen?

Nein, dafür musst du schon sorgen. Du selbst, Olivia. Du darfst dich auf niemand anderen verlassen als auf dich selbst.

Sie würde die Wahnsinnige auf psychologischem Wege austricksen müssen. Und zwar rasch. Die Zeit lief ab. Schon bald würde das Schiff zu sinken beginnen, so lautete der Plan. Heilige Mutter Gottes, Olivia konnte sich keinen schrecklicheren Tod vorstellen, als langsam zu ertrinken. Verzweifelt suchte sie den Verschlag zum unzähligsten Male nach einer Fluchtmöglichkeit ab. Ihr Herz pochte wie

verrückt, ihre Haut war nass vor kaltem, klammem Schweiß. Hör auf damit! Beruhige dich. Du darfst nicht in Panik ausbrechen, das ist genau das, was sie will, worauf sie baut. Atme tief ein, zähl bis zehn und denke rational. Die Frau über ihr ging hin und her und setzte ihren Plan in die Tat um. Olivia musste sich beeilen. Zitternd holte sie Luft und unterdrückte das Entsetzen, das an ihr nagte. Die Mörderin wollte, dass sie vor der Kamera elend und verzweifelt wirkte, schließlich sollte Bentz ihre grauenvolle Begegnung mit dem Tod wieder und wieder auf Band mitverfolgen. Offenbar hatte es sich diese Frau zum Ziel gesetzt, Bentz bis an sein Lebensende heimzusuchen: zunächst, indem sie Jennifer wiederauferstehen ließ, dann durch Olivias langsamen, qualvollen Tod. Das war ihr Ziel. Kontrolle. Angst.

Um ihren Plan zu durchkreuzen, würde Olivia das Finale blockieren müssen, die ultimative Vorstellung, den Coup de grace, den sie Bentz versetzen wollte. Die Lösung war einfach: Sie musste der Filmerei ein Ende setzen. Aber wie?

Wenn sie nur an eins der Ruder herankäme und damit die Kamera herunterreißen oder ihre Entführerin attackieren könnte ... aber das war

unmöglich, schließlich hatte sie schon alles versucht - vergeblich. Das Gleiche galt für die Harpune und das Stativ. Ausgeschlossen.

Sie konnte nur auf das zurückgreifen, was sie in Reichweite hatte: einen Eimer, einen Wasserkrug und ein Fotoalbum. Sie versuchte es mit dem Krug, schleuderte seinen Inhalt durch die Gitterstäbe auf die Kamera. Wasser spritzte ihr auf Hände und Handgelenke. Die Kamera mit dem roten Licht wackelte kaum. »Großartig.« Hektisch versuchte sie, auch den Plastikkrug durch die Gitterstäbe zu quetschen, aber das war unmöglich, genauso unmöglich, wie die Kamera zu erreichen. »Verdammt!«

Ihr Blick fiel auf das Album. Mit seinem Kunstledereinband und den prall mit Fotos und Zeitungsartikeln bestückten Plastikeinsteckseiten war es zu dick, um es in den Käfig zu zerren.

Doch das hieß nicht, dass man es nicht auseinanderreißen und die einzelnen Seiten benutzen konnte. Mit wild klopfendem Herzen griff Olivia nach dem Album. Ihre Finger streiften die Seiten, die sie zuvor umgeblättert hatte, und sie drückte sich mit zusammengebissenen Zähnen so dicht wie möglich an die Gitterstäbe, um es richtig zu fassen zu be-

kommen. Die Schmerzen im Unterleib kehrten zurück, und Olivia krümmte sich zusammen.

Als der Krampf nachließ, streckte sie die Arme erneut fest entschlossen durch die Gitterstäbe. Sie berührte das Kunstleder und zog es ein Stück näher heran. Über ihr waren immer noch die Schritte ihrer Entführerin zu vernehmen.

Gegenstände wurden verschoben. Die Frau bereitete alles vor, um sie und ihr Baby ertrinken zu lassen. *Nein!* Olivia durfte sich jetzt auf nichts anderes als auf ihre Befreiung konzentrieren.

»Sei stark«, sagte sie und wusste nicht, ob sie zu sich selbst oder zu ihrem ungeborenen Kind sprach. Endlich konnte sie die Seiten des Albums aus der Spiralbindung reißen. Ihr hastig ersonnener Plan musste einfach funktionieren! Um ihretwillen. Um Bentz' willen. Um des Babys willen.

Montoya trat auf die Bremse. Kreischend, mit zitternder Karosserie kam der Mustang am Hafen zum Stehen. Noch bevor er richtig ausgerollt war, sprang Bentz auch schon hinaus und rannte auf den schnittigen Kutter der Küstenwache zu. Montoya folgte dicht hinter ihm. Binnen Sekunden hatte der Kapitän den Hafen hinter sich gelassen, und sie

fuhren in offenes Gewässer - viel zu langsam für Bentz' Geschmack. *Beeil dich, verdammt noch mal, beeil dich!* Besorgt hielt er den Blick auf den endlosen, dunklen Pazifik gerichtet. War es überhaupt möglich, sie hier zu finden? Er verdrängte seine Furcht und sagte sich, dass sie noch Zeit hatten, doch er schwitzte und sein Herz raste. Sobald sie das offene Meer erreicht hatten, beschleunigte der Kapitän, und der Kutter erwachte lärmend zum Leben.

Hinter ihnen funkelten die Lichter entlang der Küste und spiegelten sich im Wasser wider, doch sie verblassten, je weiter sie hinausfuhren. Der Kutter durchschnitt das Wasser, salzige Gischt sprühte in Bentz' Gesicht. Er suchte die Dunkelheit mit den Augen ab und betete dabei insgeheim, dass seine Frau noch am Leben war. Dass sie rechtzeitig kamen.

Montoya und Hayes unterhielten sich über das Dröhnen des Motors und das Klatschen der Wellen hinweg. Legten sich eine Strategie zurecht.

Doch Bentz konnte nur an Olivia denken und an das, was sie durchmachte. Er fühlte sich schwach und machtlos. Die ganze Ausbildung, all die Jahre als Cop - und er vermochte sie nicht zu retten.

Seine Hände umklammerten das Geländer. *Halt*

durch, dachte er. O *Liwie, halt durch!*

Bei jedem Geräusch, jedem Schritt, den sie über sich hörte, schnellte Olivia empor. »Konzentrier dich, Olivia«, sagte sie zu sich selbst. »Konzentrier dich.« Irgendetwas war jetzt anders ... ein anderes Geräusch ... Da sah sie es. Wasser schwappte über den Fußboden und durchnässte die Seiten des Albums ... nur ein bisschen, aber ...

»Bitte, bitte nicht!«

Woher kam es? Konnte sie es aufhalten? Das Leck verstopfen? Wo drang es bloß ein? Hektisch wirbelte sie herum und suchte Zentimeter für Zentimeter die Bodenplanken ab, doch sie konnte kein Loch, keinen Riss entdecken. Es gab keine Möglichkeit, das Unausweichliche zu stoppen. Der Plan der Psychopathin ging bereits auf. Olivia blieb keine andere Wahl, als wieder alle Hoffnung darauf zu setzen, die Frau mit ihrem eigenen Plan von ihren tödlichen Absichten abbringen zu können. Sie musste die Sache nur durchziehen.

Mit zusammengepresstem Kiefer riss sie die letzten Seiten aus dem Album und zerrte sie zusammen mit dem Kunstledereinband zu sich in den Käfig. Dort zog sie das Plastik von einer der Pappseiten. Fotos

von Bentz und seiner Familie fielen auf den nassen Fußboden. Olivia rollte eine der Pappen zusammen, drückte sich wieder an die Gitterstäbe und schlug damit nach der Kamera. Nach einigen Anläufen traf sie schließlich ihr Ziel. *Wumm!*

Die Kamera bewegte sich nicht. »Verdammt!« Noch einmal. Wieder nichts. Die Kamera blieb unversehrt stehen, das rote Licht, ein kleines, bösartiges Auge, starrte sie höhnisch an und zeichnete ihre sinnlosen Anstrengungen auf. »Du Scheißding«, schimpfte sie und holte erneut aus. Noch ein Treffer. Aber die Kamera blieb stehen. Das Wasser stieg, umspülte nass und kalt Olivias Füße. Sie schluckte. Wie lange brauchte ein Boot dieser Größe, um zu sinken? Eine Stunde? Zwei? Oder weniger? Sie atmete tief ein, um sich zu beruhigen. Konzentrierte sich. Versetzte der Kamera einen weiteren Stoß. *Zack!* Ein ordentlicher Hieb, doch abermals schwankte die Kamera kaum. Vielleicht fasste sie die Sache falsch an ... Kritisch betrachtete sie das Stativ.

Komm schon, Olivia, das kannst du hesser. Beeil dich! Dir geht die Zeit aus!

Die Beine des Stativs waren im Boden verankert, ja, doch sie ließen sich ausziehen und waren an den

Gelenkstellen vermutlich schwach.

Es blieb nur eine Möglichkeit, das zu überprüfen. Sie nahm die zusammengerollte Seite und schlug nach dem Bein, das den Gitterstäben am nächsten war. Die Vorrichtung geriet ins Wanken. »Na los, du Mistding«, murmelte sie, während das Wasser und ihre Panik gleichermaßen stiegen. Schließlich schnappte sie sich den festeren Kunstledereinband und schwang ihn mit aller Kraft gegen eine der Gelenkstellen des Stativbeins. *Kämpfe, Olivia! Du schaffst es!*

Die Geräusche über ihr verstummten. Keine Schritte mehr. Kein Schaben von Metall auf Metall. Olivias Zähne klapperten, ihre Finger waren taub, ihre Furcht angesichts der Stille über ihr grenzenlos. *Gib mir Kraft,* betete sie insgeheim. *Bitte!* Dann wieder das Geräusch von Schritten. Schnell und stürmisch. Olivia erstarrte, den Einband des Albums zum letzten Schlag erhoben, bis zu den Knien in kaltem Wasser stehend. Ihr Puls hämmerte in ihren Ohren, ihre Sinne waren aufs äußerste gespannt. Weitere Schritte. Oben öffnete sich die Tür.

»Was soll das?«, schrie die Frau. »Was soll das Gehämmer?«

Verflixt. Jetzt kamen die Schritte die steile Treppe

herunter. *Nein!* Olivia war noch nicht fertig.

Noch einmal holte sie aus und schlug in dem Augenblick nach dem Stativ, in dem die Frau unten ankam. Sie trug einen Neoprenanzug. Die Kamera schwankte.

Olivia versetzte dem Stativ einen weiteren Stoß. Die Beine gaben nach, und die Kamera stürzte ins Wasser. »Nein! Was zum Teufel ist denn hier los?«, schrie ihre Peinigerin, einen Ausdruck nackten Entsetzens im Gesicht. »Hör auf damit, du Biest!« Sie watete durch das Salzwasser und versuchte, die sinkende Kamera herauszufischen. Olivia ließ sich auf die Knie fallen und griff ebenfalls danach - Wasser schwappte ihr ins Gesicht. Sie hielt die Luft an und tastete voller Panik danach, bis sie die Kamera schließlich an einer Seite zu fassen bekam. Doch sie entglitt ihr. Olivia versuchte es erneut und fegte sie mit einer ausholenden Bewegung auf die Gitterstäbe zu. »He!«, kreischte die Frau. »Nein! Hör auf! Was machst du da?« Sie stürzte auf den Käfig zu. Wasser spritzte auf. Olivias Finger schlossen sich um die Kamera. Sie zog. Als das Gerät auf die Gitterstäbe traf, hätte sie um ein Haar losgelassen. Ihre Peinigerin machte einen Satz nach vorn. Olivia schluckte Salzwasser und drehte die Kamera so, dass

sie sich durch die Gitterstäbe in den Käfig ziehen ließ. Sie hustete und spuckte und bibberte vor Kälte, doch sie achtete nicht darauf, sondern richtete die Linse auf die Frau, die sie entführt hatte, die Frau, die vor ihr im knietiefen Wasser stand und sie zornig anstarrte. »Gib sie her!«

Olivia vergewisserte sich, dass das rote Licht noch brannte, und filmte weiter.

»Gib mir sofort die Kamera wieder, du kleine Schlampe!«

»Komm und hol sie dir.« Selbst wenn die Frau eine Pistole oder den Elektroschocker ziehen würde, wollte Olivia nicht klein beigeben.

Die Frau verlor endgültig die Nerven. »Ich sagte ...« Ihr Blick fiel ins Innere des Käfigs, wo die Fotos auf dem Wasser schwammen. »Was? Du hast mein Album zerrissen!« Ihre Augen wurden rund vor Entsetzen. »Nein! Das durftest du nicht!« Sie griff nach ein paar Seiten, die in der Nähe der Gitterstäbe trieben, und fischte sie aus dem Wasser. »Nein ... das darf nicht sein! Das war nicht so geplant!« Sie hielt die Seiten hoch und schüttelte sie. »O Gott, was ist bloß los mit dir? Du kannst doch nicht einfach ...« Ihr Blick fiel auf weitere Seiten im Käfiginnern, verstreute Fotos und blutverschmierte Plastikhüllen.

»Nein!« Sie fingerte an ihren Schlüsseln, verzweifelt darauf bedacht, die Reste des Albums zu retten. »Nein, das ist ganz und gar verkehrt!« Olivia filmte weiter.

»Sieh, was du angerichtet hast!« Die Frau war außer sich. »Du hast alles durcheinandergebracht! Alles verdorben!« Ihre Frustration und Paranoia steigerten sich, und offenbar registrierte sie jetzt zum ersten Mal, dass sie gefilmt wurde. »Gib mir sofort die Kamera zurück!« Doch das hatte Olivia nicht vor. Zitternd, ihre Peinigerin fest im Sucher, sagte sie: »Du willst die Kamera haben? Dann komm und hol sie dir!«

»Da ist sie!«, rief der Kapitän über das Dröhnen des Kutters und das Rauschen des Meeres hinweg. Sie flogen über das dunkle Wasser, eine weiße Kielwelle hinter sich herziehend.

»Oh, verdammt, sie hat Schlagseite!«

Bentz blinzelte in die Nacht und entdeckte die *Merry Anne* im kräftigen Strahl des Suchscheinwerfers. Sein Mut sank, als er sah, dass der Kapitän recht hatte: Das Schiff neigte sich deutlich zu einer Seite und war dabei, unterzugehen.

»Nein«, flüsterte er ungläubig. »Du liebe Güte,

nein!« Entgegen aller Einwände hatte er einen Neoprenanzug übergestreift, um notfalls über Bord springen zu können, aber nun bremste der Kapitän ab. »Fahren Sie dichter heran!«

»Nein. Das überlassen Sie besser der Küstenwache«, sagte er. Tatsächlich versuchten die Einsatzkräfte bereits, an Bord der *Merry Anne* zu gelangen. »Warten Sie bitte ab.« *Auf gar keinen Fall.* »Fahren Sie dichter heran!«, beharrte er.

Er rechnete damit, dass Montoya widersprechen würde, aber dieser sagte an Hayes und den Kapitän gewandt: »Tun Sie's.«

Der Kutter zog längsseits des sinkenden Bootes. »Du solltest das wirklich den Profis überlassen, Bentz«, warnte Hayes ihn. Sie waren nur noch weniger als sechs Meter von der *Merry Anne* entfernt. »Du wirst ihnen nur im Weg sein.«

»Ich bin ein Profi«, erinnerte Bentz ihn, während er auf die Reling kletterte. »Und es geht um meine Frau.« Aus dem Augenwinkel sah er, wie Hayes einen Satz nach vorn machte, um ihn zurückzuhalten, aber Montoya packte ihn am Arm. »Lassen Sie ihn.«

Bentz konzentrierte sich auf die immer näher rückende *Merry Anne.* Noch vier Meter ... noch zwei ... anderthalb ... Er sprang.

Der Plan der Mörderin ging nicht auf. Ihre kostbaren Fotos trudelten auf der ansteigenden Wasseroberfläche, und sie sammelte sie hektisch ein, eins nach dem anderen. »Nein, nein, nein!«, jammerte sie und vergaß vorübergehend ihre Gefangene. »Meine ganze Arbeit ... Jahre ... o Gott, das darf nicht sein ... meine Fotos!« Sie schien kurz davor zu sein, in Tränen auszubrechen. Das Wasser stand ihr mittlerweile bis zur Hüfte, und Olivia, immer noch mit Unterleibskrämpfen und der Kälte kämpfend, fing ihre Paranoia mit der Videokamera ein. Sie hatte den Rücken fest gegen die Gitterstäbe gedrückt, da sich das Schiff bereits in einem beängstigenden Winkel neigte. In wenigen Minuten würde alles vorbei sein. Sie musste an die verdammten Schlüssel gelangen!

Olivia meinte, ein Geräusch gehört zu haben, einen dumpfen Schlag. O Gott, brach das Boot auseinander?

Die Frau hatte es ebenfalls vernommen und schien mit einem Mal in die Wirklichkeit zurückzukehren. »Gib mir die Kamera zurück!«, schrie sie, als sie sah, dass sie immer noch gefilmt wurde.

»Ich hab doch gesagt: Komm und hol sie dir!«

Olivia, von den Gitterstäben gestützt, hielt die Linse unbeirrt auf das Gesicht der Frau gerichtet, doch langsam zog das Gewicht des Wassers in ihren Kleidern sie nach unten. »Verflucht noch mal!« Die Frau hielt die nassen Fotos mit einer Hand an sich gedrückt und kämpfte mit den Schlüsseln in der anderen.

»Wer bist du?«, fragte Olivia. »Vielleicht möchtest du denen, die den Film sehen werden, deinen Namen nennen, damit du die gebührende Anerkennung einheimsen kannst. Lass mich raten, du heißt ... Dawn?« Olivia erinnerte sich daran, dass Bentz einmal erwähnt hatte, eine Affäre mit einer Polizistin dieses Namens gehabt zu haben. »Hör auf.«

»Oder bist du Bonita ... wie hieß sie noch gleich?«

»Diese Schlampe? Nein!« Sie schnaubte vor Abscheu. »Bentz muss mich doch erwähnt haben!«

»Ich glaube nicht.«

Ein weiterer dumpfer Schlag ... Das Boot ging unter! »Mit Sicherheit hat er das. Ich bin Corrine.« Olivia schüttelte den Kopf. Diese Frau sollte Corrine O'Donnell sein? Natürlich hatte sie den Namen schon einmal gehört, aber diese Genugtuung gönnte sie der Psychopathin nicht. Das Schiff ächzte bedrohlich. »Ich habe mit ihm gearbeitet. Bin mit ihm gegangen.

Wir haben miteinander geschlafen und ... er hat mich geliebt. Zweimal ... zweimal waren wir ein Paar, wären fast zusammengezogen, doch dann hat er mich sitzengelassen. Beide Male wegen Jennifer ...« Sie verstummte. »Sie haben mich alle verlassen, alle, aber Bentz ... ich war dumm genug, ihm zweimal zu vertrauen, und er hat mich allein gelassen ... ganz allein ...«

Sie erschauderte, und dann, als würde ihr klar, dass sie zu viel preisgab, konzentrierte sie sich wieder auf Olivia. »Ich hätte dir noch eine Ladung mit dem Elektroschocker verpassen sollen!« Ein weiteres Foto trieb vorbei, diesmal von ihr und Bentz.

Corrine stieß einen kleinen, fassungslosen Schrei aus, dann schoss ihre Hand vor und schnappte danach. Beinahe hätte sie die Schlüssel fallen gelassen. Hektisch machte sich Corrine am Schloss zu schaffen, wobei sie murmelte: »Ich wollte deinen Todeskampf filmen. Ich wollte, dass >RJ< sieht, wie du deinen letzten, erbärmlichen Atemzug tust, und jetzt ...« Sie schnappte nach Luft, als ihr die Schlüssel aus den Fingern glitten und durch die Gitterstäbe auf die Käfiginnenseite fielen. Voller Panik streckte sie die Hand danach aus.

Olivia sah ihre Chance gekommen und stieß sie

zurück. Wenn sie die Schlüssel erwischen und die Tür aufsperren könnte, es vielleicht bis zur Treppe schaffte ... Das Boot gab einen langen, tiefen Seufzer von sich, dann flackerte das Licht. Olivia sank der Mut. Jetzt oder nie! Sie entdeckte die Schlüssel auf dem Käfigboden, hielt die Luft an und tauchte unter. Haare und Kleidung bauschten sich unter Wasser. Sie streckte die Hand aus. Zu ihrem Entsetzen sah sie, dass die Mörderin das Gleiche tat und den Zeigefinger um den Schlüsselring krümmte. *Nein!,* dachte Olivia. Ihre Lungen protestierten, ihr Unterleib verkrampfte sich erneut. *Nein!*

Gleichzeitig mit Corrine durchbrach sie die Wasseroberfläche, streckte die Arme durch die Gitterstäbe und griff nach deren Haaren, um sie wieder unter Wasser zu zerren. Ihre Peinigerin strampelte, ruckte heftig, um sich zu befreien, und warf den Kopf hin und her.

Doch Olivia ließ nicht los. Wasser spritzte. Wenn sie schon ertrinken musste, würde diese Frau mit ihr untergehen! Es war ein unerbittlicher Kampf. Olivias Lungen fühlten sich an, als würden sie bersten, und sie schnappte nach Luft, als sie wieder an die Oberfläche gelangte. *Hilf mir, lieber Gott...*

Erneut meinte sie, etwas zu hören. Doch keinen

Klagelaut des sinkenden Schiffes. Nein ... etwas anderes. *Rufe? Schritte?*

War da etwa jemand an Bord? *Bitte, lieber Gott!* Abermals flackerte das Licht. Sie schnappte erneut nach Luft und schluckte Salzwasser. Hustend und spuckend klammerte sie sich an den Gitterstäben fest und zerrte Corrines Kopf näher an den Käfig heran. Dann holte sie aus und ließ die Kamera mit aller Kraft auf deren Schädel herabsausen. *Wumm!* Ein abscheuliches Knirschen ertönte. Blut färbte das Wasser rot. Oben ertönten weitere Rufe. »Hilfe!«, schrie Olivia. »Hilfe! Hier unten!« Corrine packte sie am Hals und zog sie hinunter. Olivia keuchte und atmete Luft und Salzwasser gleichzeitig ein, während sie gemeinsam unter die Wasseroberfläche sanken.

Nein! Nein! Nein! Olivia schlug wild um sich. Corrines Griff wurde fester. Ihre Blicke begegneten sich. Bentz' verschmähte Geliebte lächelte unter Wasser, ihr dunkles Haar und ein immer größer werdender Fächer aus Blut breiteten sich um ihren Kopf aus. Ihre Augen strahlten. *Ich hab dich,* sagte sie wortlos. *Jetzt werdet ihr sterben, du und dein Baby.*

Olivias Lungen brannten. Die Welt um sie herum verwirbelte, verschwamm. Sie versuchte, Corrines

tödlichen Griff zu lösen. Sie konnte nicht mehr. Sie brauchte Luft! Kraftlos holte sie mit der Kamera aus und schlug erneut gegen Corrines Stirn. Dann ging das Licht aus.

Waren das Schritte? Hektische Rufe? Engelsstimmen? Sie fühlte, wie ihr die Kamera entglitt ... spürte Corrines Hände an ihrem Hals ... wie sie der kalten Schwärze entgegentrieb ... Ihr Unterleib schmerzte, und sie dachte an das Baby und an Rick. *Ich liebe euch,* sagte sie stumm, und dann sah sie das Licht, ein rundes weißes Licht, als befände sie sich in einem Tunnel.

Wir sterben, dachte sie. Mein Baby und ich ... wir sterben.

Das Licht ging aus, gerade als Bentz und zwei Rettungskräfte der Küstenwache die Tür zum Laderaum öffneten. Hinter ihnen kamen weitere Männer in Taucheranzügen an Bord. Im Licht der Taschenlampe, die einer der beiden Männer bei sich trug, sah er schemenhaft, wie unten zwei Frauen miteinander kämpften, getrennt von den grauenhaften Gitterstäben: Olivia gefangen dahinter, Corrine davor. Auf der Wasseroberfläche breitete sich Blut aus. »Nein!« Seine Stimme hallte durch den dunklen,

höhlenartigen Schiffsrumpf. Bentz raste die Stufen hinunter. Wasser spritzte auf.

»He, warte!«, rief der Mann mit der Taschenlampe und richtete den Lichtstrahl direkt nach unten, was dem Frachtraum etwas Unheimliches, Makaberes verlieh. Bentz sprang ins Wasser und bewegte sich auf den Käfig zu, geleitet von dem gespenstischen Licht. Er achtete kaum auf die Männer hinter sich, die weitere Lampen und Brechstangen mit sich führten.

Eine klaffende Wunde zog sich über Corrines Stirn. Blutend blickte sie zu ihm auf. »Bentz«, sagte sie mit einem verzerrten Lächeln. »Du Scheißkerl. Es ist alles deine Schuld ... sie wird sterben, sie und ihr Baby, und zwar deinetwegen!«

»Nein«, knurrte er, zerrte sie vom Käfig fort und übergab sie einem der Männer von der Küstenwache. »Nehmt sie fest!«

»Nein! Das kannst du nicht machen!«, strampelte Corrine. Blut quoll aus ihrem Mund.

Bentz kümmerte sich nicht weiter um sie und griff durch die Gitterstäbe nach Olivia, die von ihm forttrieb, ganz blau und kalt ...

»Liwie!«, schrie er und hielt ihren Kopf über Wasser. »Olivia!«

Das Boot gab ein langgezogenes Ächzen von sich, wie ein Wal im Todeskampf. Eine der Rettungskräfte warf ein starkes Unterwasserlicht an und leuchtete den Käfig aus. »Wir haben die Schlüssel!«, rief einer der Taucher und sperrte die Käfigtür auf. Ein anderer stützte sich an der Wand ab und schleppte Corrine die Stufen hinauf. Ein Zittern durchlief das sinkende Schiff, das sich immer stärker neigte.

»Lassen Sie Ihre Frau los ... wir kümmern uns um sie!«, rief ihm der Taucher an der Käfigtür zu.

»Nein!«

»Bitte, Sir!« Der Befehl klang scharf, aber Bentz beachtete ihn nicht. Olivia war seine Frau. Ihr Atem ging flach, aber sie lebte. Er kämpfte sich halb schwimmend, halb watend in den Käfig vor, nahm sie auf die Arme und trug sie zur Treppe und die Stufen hinauf. Sie hustete. »Olivia?«

Wieder hustete sie, ein hohles, quälendes Husten, dann spuckte sie Salzwasser. Er hielt sie fest an sich gedrückt, während das Boot erneut erzitterte und ein grauenhaftes Splittern zu vernehmen war.

»Runter vom Boot!« Die Männer von der Küstenwache drängten sie vor sich her über das steil aufragende Deck. »Einen Augenblick noch«, sagte Bentz, doch dann spürte er, wie die Schiffsnähte

nachgaben.

»Sofort!« Mit Hilfe eines anderen Mannes hob Bentz Olivia auf den Kutter der Küstenwache. Im selben Moment brach die *Merry Anne* mit einem letzten entsetzlichen Ächzen auseinander und versank in den Fluten. Ein Sanitäter kümmerte sich um Olivia, ein anderer hüllte Corrine in Decken. Sie hatte kaum noch Atmung, ihre Pupillen waren starr. »Ich fühle den Puls«, teilte ihm der Sanitäter mit, doch das kümmerte Bentz nicht. Er war nur besorgt um Olivia - und das Baby ... hatte Corrine nicht gesagt, sie habe vor, beide, seine Frau und sein ungeborenes Kind, zu töten?

»Rick?«, flüsterte Olivia, während sie ihr die nasse Kleidung abstreiften und sie in Decken hüllten. Sie blinzelte im grellen Licht, ihre Hand tastete nach seiner. Da lag sie, auf einer Koje, keine zwei Meter von Corrine entfernt, die Hände mit Handschellen gefesselt.

»Ja, Liebes«, sagte er mit einem Kloß in der Kehle. In seinen Augen brannten Tränen.

»Ich ... ich habe das Baby verloren.« Sie sah zu ihm hoch und schluckte. »Ich war schwanger. Ich hätte es dir sagen sollen.«

»Das spielt keine Rolle.« Er umschloss ihre Hand.

»Du bist am Leben. Das ist alles, was zählt.«

»Aber das Baby ...«

»Wir versuchen es wieder, Olivia«, sagte er und beugte sich hinunter, um ihre Lippen zu küssen. »Das verspreche ich dir.«

Epilog

Olivia öffnete langsam die Augen. Die gedämpften Lichter kamen ihr unglaublich grell vor. Sie lag in einem Krankenhauszimmer. Jemand war bei ihr, ein Lichtschein in der Nähe des Fensters.

Du wirst wieder gesund, sagte der Lichtschein zu ihr, ohne in Wahrheit einen Laut von sich zu geben. *Du und das Baby, ihr werdet es schaffen.*

»Entschuldigung, wer sind Sie?«

Doch die Erscheinung lächelte nur.

»Olivia?«

Sie blinzelte. Bentz' Stimme holte sie abrupt in die Realität zurück.

»Hast du das gesehen?«, fragte sie und wandte sich zum Fenster, das jetzt nur einen Streifen rosafarbenen Himmel zeigte, durchzogen vom Orange und Lavendel des anbrechenden Tages.

»Was gesehen?«, fragte er und blickte zum Fenster. »Da war jemand ... etwas ...« Doch als sie seinen

ungläubigen Gesichtsausdruck sah, schüttelte sie den Kopf. »Ich glaube, ich habe geträumt.«

»Wie fühlst du dich?«

»So, dass ich unbedingt hier raus möchte.« Sie hatte einige Tage im Krankenhaus unter Beobachtung gestanden, wegen all der Qualen, die sie hatte durchstehen müssen. Das Baby lebte noch, und sie hatte nicht mehr erlitten als ein Trauma.

»Ich werde mal sehen, ob du gehen kannst.«

»Bitte setz deine gesamte Überzeugungskraft ein!«

»Alles klar.« Er beugte sich vor und küsste sie, ein langer, süßer Kuss, der Weiteres versprach, sobald sie wieder zu Hause in New Orleans wären.

Olivia konnte es kaum erwarten, wieder heimzukommen, Pläne für das Baby zu schmieden, das traumatische Erlebnis in Los Angeles hinter sich zu lassen. »Die Stadt der Engel«, murmelte sie sarkastisch, dann blickte sie erneut zum Fenster und grübelte über das Wesen nach, das sie dort gesehen hatte.

Laut Bentz hatte die Kamera, die man geborgen hatte, bevor die *Merry Anne* gesunken war, Corrines Übergriff tatsächlich aufgezeichnet. Zweifelsohne würde sie den Rest ihres Lebens hinter Gitter verbringen. In den seither vergangenen Tagen waren

weitere Details über die geisteskranke Frau in den Zeitungen veröffentlicht worden. Olivia spähte zur heutigen *L.A. Times* auf ihrem Nachttisch hinüber.

Offenbar hatte Corrine eine Verletzung vorgetäuscht, um einen Schreibtischposten im Parker Center zu bekommen und so ständig Zugang zu Informationen über neue Fälle und den ehemaligen LAPD-Detective Rick Bentz zu erhalten. Mittlerweile konnte nachgewiesen werden, dass O'Donnell hinter den Morden an Shana McIntyre, Lorraine Newell, Fortuna Esperanzo und Sherry Petrocelli steckte.

»O'Donnell hat eine Spur von Kummer und Tod gezogen«, begann der Artikel, »die auch die Entführung der Ehefrau ihres ehemaligen Geliebten Rick Bentz, Detective bei der Mordkommission von New Orleans, mit einschließt.« Der arme Hayes, dachte Olivia. Er war der wahre Verlierer gewesen. Wieder und wieder hatte er sich vorgeworfen, die Zeichen nicht früher erkannt zu haben, und sich geschworen, für den Rest seines Lebens die Finger von Frauen zu lassen.

»Das wird nicht lange anhalten«, hatte Bentz prophezeit. Montoya war bereits wieder zu Abby nach New Orleans geflogen, und das Police Department von Los Angeles kehrte langsam zur

Routine zurück. Obwohl es so aussah, dass Fernando Valdez und Yolanda Salazar unwissentlich in die Sache hineingezogen worden waren und nichts von Corrines großangelegtem Plan ahnten, warf das LAPD einen weiteren Blick auf sie, genau wie auf Jada Hollister. Was den Einundzwanziger-Killer anging, so hatte Bledsoe verdeckte Ermittlungen eingeleitet und war schließlich mit Hilfe zweier Polizistinnen, die als Lockvögel fungierten, sowie jeder Menge Internetrecherche, vor allem in den Chatrooms, auf eine Person gestoßen, auf die das Täterprofil passte: Donovan Caldwell, der ältere Bruder von Delta und Diana Caldwell, den die Polizei - allen voran Bledsoe - schon damals in Verdacht gehabt hatte. Es sah ganz danach aus, als sei er der Täter. Er sehnte sich nach der Aufmerksamkeit, die ihm durch die Taten zuteil wurde, und vermutlich war die Rückkehr von Rick Bentz nach L.A. der Auslöser für die neuerlichen Morde gewesen. Corrine O'Donnell war noch im Krankenhaus, unter polizeilicher Bewachung, und es lag für alle auf der Hand, dass sie es Bentz hatte heimzahlen wollen. Nicht nur, dass er sie zweimal abserviert hatte - beim zweiten Mal war ihre Mutter tödlich verunglückt, die auf dem Weg zu ihr gewesen

war, um sie zu trösten. Hayes erzählte, Corrine - eine Waise, die eine Reihe von Waisenhäusern durchlaufen hatte, bevor sie von den O'Donnells adoptiert worden war - hasse es, allein zu sein, und fürchte nichts mehr, als ohne einen Mann an ihrer Seite alt zu werden, obwohl sie nach außen hin die Unabhängige spielte. Sie hatte ihm einmal gestanden, sich einsam und verlassen zu fühlen, seit ihre Adoptivmutter tot war und ihr Vater nach einer jahrelangen Affäre seine zweite Frau geheiratet hatte.

Und so hatte sie nicht nur Jennifer Bentz aus dem Weg geschafft, sondern auch versucht, Olivia, Ricks zweite Ehefrau, zu beseitigen.

Melinda Jaskiel hatte Bentz angerufen und ihm seinen alten Job angeboten, solange er weiter wegen seines Beins zur Physiotherapie ging und ein Arzt seine Einsatzfähigkeit bestätigte. »Wenn Sie sich schon in Schwierigkeiten bringen müssen, dann tun Sie das wenigstens hier, wo ich Sie im Auge behalten kann«, hatte sie gesagt. »Gute Neuigkeiten«, verkündete Bentz, als er in Olivias Krankenzimmer zurückgeschlendert kam. Sein Hinken war fast nicht zu bemerken. »Sobald der Arzt dich noch mal angeschaut hat, sind wir hier raus. Ich persönlich denke ja, er will bloß noch einmal deinen prächtigen

Körper bewundern.«

»Ja, du Genie, das wird der Grund sein«, sagte sie, doch sie lachte dabei.

»Ich habe Kristi angerufen und sie auf den neuesten Stand gebracht«, erzählte Bentz. »Rat mal, wer ganz begeistert davon ist, eine große Schwester zu werden?« Er schmunzelte bei dem Gedanken. »Ehe wir uns versehen, ist Kristi verheiratet und hat selbst ein Kind. Und unser Baby spielt dann im Sandkasten mit seiner Nichte oder seinem Neffen.« Er fasste sich ans Kinn. »Was spricht schon dagegen?«

»Verstehe.« Olivia unterdrückte ein Lächeln. »Du bist zu alt, um noch mal Vater zu werden. Wirklich schade, du Teufelskerl, denn ob es dir gefällt oder nicht: Das Baby ist unterwegs. Mach dich bereit!«

»Das bin ich schon«, versicherte er ihr augenzwinkernd und beugte sich zu ihr hinab, um sie zu küssen. »Du bist diejenige, die gar nicht weiß, worauf sie sich da einlässt.«

»Dann erklär's mir!« Sie schlang ihm die Arme um den Hals und grinste. »Darauf habe ich schon ewig gewartet!«